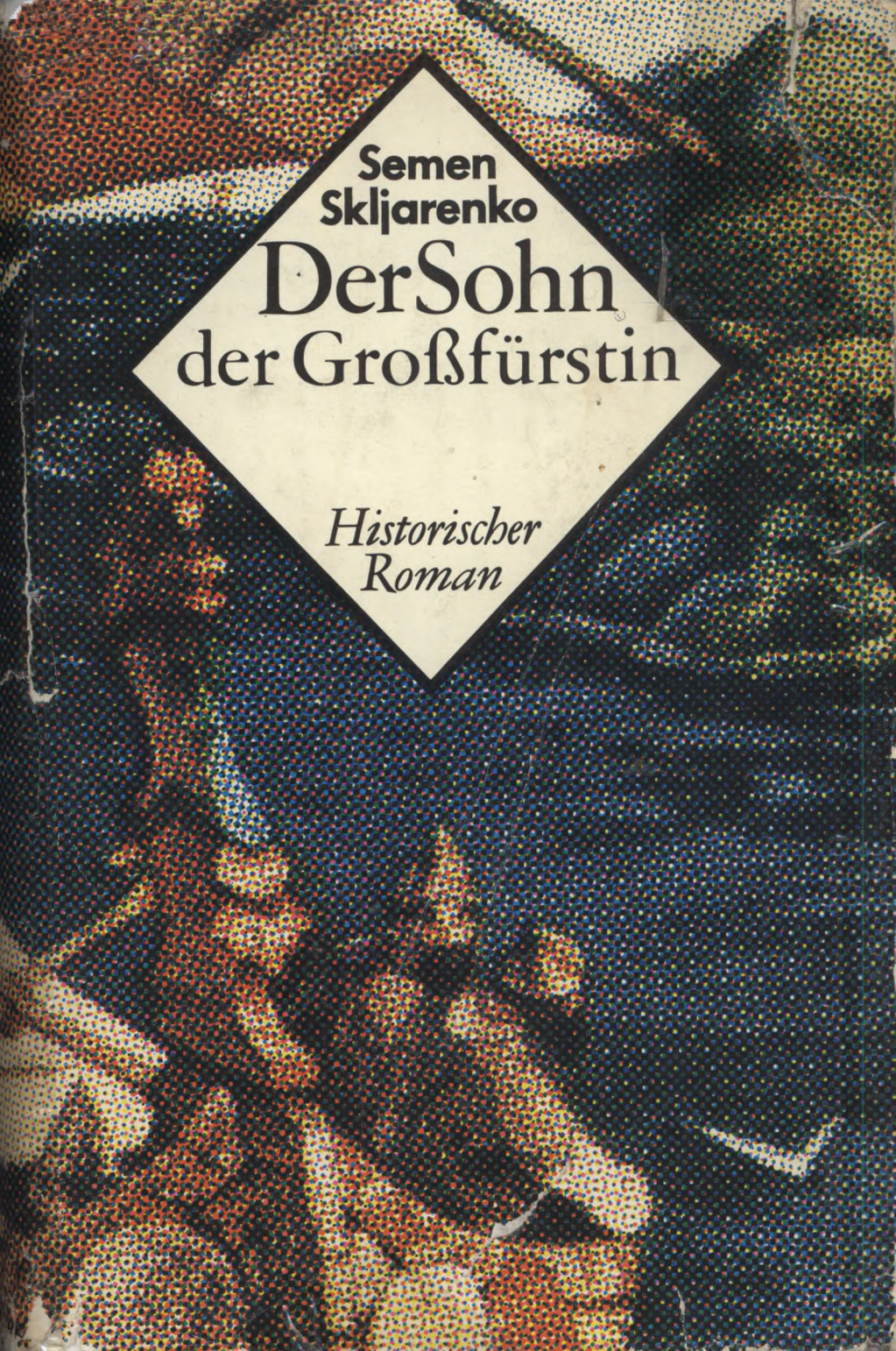

Semen
Skljarenko
Der Sohn
der Großfürstin
Historischer
Roman

Im Mai des Jahres 968 legen die Schiffe des Kiewer Großfürsten Swjatoslaw auf ihrem Weg ins Schwarze Meer am Ufer der Grigori-Insel mitten im Dnepr an. Nach heidnischem Brauch wird hier an einer alten, weitverzweigten Eiche den Göttern ein Opfer gebracht, um sie zu bewegen, den russischen Kriegern in den bevorstehenden Schlachten gegen das bulgarische und das byzantinische Heer Schutz und Beistand zu gewähren. Als Swjatoslaw vier Jahre später auf dem Heimweg an der Eiche wieder ein Opfer bringt, hat sein Heer heroische Siege errungen, aber auch große Verluste erlitten. Und noch ist Kiew in weiter Ferne...

Die Rus erstreckt sich zu dieser Zeit bereits vom Onegasee im Norden bis nahe an die Gestade des Schwarzen Meeres im Süden. Die alte Sippenordnung löst sich auf und macht der Feudalordnung Platz; das Christentum findet immer mehr

Schutzumschlag:
Klaus Herrmann
unter Verwendung des
Gemäldes „Besuch von jenseits der Meere"
von Nikolai Roerich (1901)




VdN


Aninpó

Semen Skljarenko

Der Sohn der Großfürstin

Historischer Roman

Verlag der Nation
Berlin

Verlag Dnipro
Kiew

Aus dem Ukrainischen übertragen
von Traute und Günther Stein

Die deutsche Fassung wurde mit Genehmigung
der Rechtsinhaber gekürzt.

Семен Дмитриевич Скляренко

СВЯТОСЛАВ

Роман

Перевод с украинского
Трауте Штайн и Гюнтера Штайна

Киев, издательство художественной литературы
«Днипро», 1985
(На немецком языке)

Редактор *В. В. Шелест*
Художній редактор *О. Д. Назаренко*
Технічний редактор *О. М. Грищенко*
Коректор *С. І. Носова*

Інформ. бланк № 2164.

Здано до складання 27.06.84. Підписано до друку 15.11.84. Формат 84×104¹/₃₂. Папір друкарський № 1. Гарнітура літературна. Друк високий. Ум. друк. арк. 29,61. Ум. фарб. відб. 30,24. Обл.-вид. арк. 24,814. Тираж 21 000 пр. Зам. 4—1987. Ціна 3 крб. 40 к.

Видавництво художньої літератури «Дніпро», 252601, Київ-МСП, вул. Володимирська, 42.

Головне підприємство республіканського виробничого об'єднання «Поліграфкнига», 252057, Київ, вул. Довженка, 3.

Скляренко С. Д.

С43 Святослав: Роман / Перекл. з укр. Трауте Штайн і Гюнтера Штайна.— К. : Дніпро, 1985.— 564 с.

Роман про Київську Русь X століття, про князя Святослава, що втілив у собі ідею єдності Руської землі, про чесних трударів, доблесних воїнів, патріотів.

С $\frac{4702590200—159}{M205(04)—85}$ Бз14.12.84 У2

1. Auflage 1985 Verlag der Nation Berlin
© Verlag Dnipro Kiew 1981
© der deutschen Übersetzung Verlag der Nation Berlin 1985

Erstes Buch

Die Fürstin und die Magd

Erstes Kapitel

1

Als Ant auf den Wall der Siedlung hinausgetreten war, blickte er lange in die Runde und lauschte. Vom Dnepr wehte ein lauer Wind herüber, der Himmel dehnte sich weithin klar, die Sterne funkelten, der Mond hing wie eine silberne Sichel über dem rechten Flußufer, im Gras lag Tau, die ersten Vögel zwitscherten einander fröhlich zu. All das verhieß einen ruhigen, warmen Tag. Deshalb entschied Ant, bald aufzubrechen, und ging sogleich zur Hütte zurück.

Im Dunkeln stieg er einige Steinstufen hinunter, öffnete die schwere, verquollene Tür und trat ein. Hier war es warm und stickig. In der Mitte der Hütte, in einer mit Steinen ausgelegten Grube, glomm ein Feuer. Darüber hing, wie ein riesiges Pferdeohr, ein breiter Rauchfang herab, der aus Weidenruten geflochten und mit rotem Ton verschmiert war. Ant suchte in der Dunkelheit trockenes Brennholz und warf es in die Glut; es flackerte auf, begann zu knistern, und dicker Rauch wolkte in den Rauchfang.

Als die Flamme höher schlug, wurde es in der Hütte heller. Im rötlichen Widerschein des Feuers traten die Wände hervor, an denen an Pflöcken Waffen und Kleider hingen, die aus langen, dünnen Stangen gefügte Decke, die von Pfosten abgestützt wurde, der Steinfußboden, der von den Füßen glänzend geschabt war, und die niedrige Tür in der Wand, die in die Vorratskammer führte. Nahe dem Herd wurde noch eine mit Steinen ausgelegte Grube sichtbar; es war der

Ofen, in dem sie das Brot buken. Daneben stand allerlei Geschirr: bauchige Tonkrüge mit schmalen Hälsen, hohe, breite Töpfe, hölzerne Fäßchen, Tröge und kleine Suppenschüsseln. Schließlich leuchtete die Flamme auch die Ecken aus: in der einen befand sich ein Sims aus Lehm, und auf ihm standen Holzfiguren von Perun und Wolos und eine kleine Bronzeskulptur der Rosheniza, einer nackten Frau, die ihre Hände überm Leib hielt. In der anderen Ecke der Hütte, rechts vom Herd, lagen auf einem niedrigen Brettergestell mehrere Menschen. Sie schliefen.

Ant ging leise durch die Hütte, nahm Bogen und Köcher von der Wand und legte sie neben das Feuer. Gebückt kroch er in die niedrige Vorratskammer und kam nach einer Weile mit einem Bündel Schilfrohr, Birkenruten und scharfen Pfeilspitzen zurück. Er setzte sich an den Herd, nahm ein Messer und begann Pfeile vorzubereiten. In diesem Augenblick bewegte sich jemand auf dem Brettergestell, und als erster kroch Ants Sohn Mikula unter den Tierfellen hervor, nach ihm seine Frau Wista.

„Was ist, Vater?" fragte Mikula und rieb sich die Augen.

„Ich habe heute nacht Gebrüll gehört", antwortete Ant, „ich will auf die Jagd gehen."

„Soll ich mitkommen?"

„Nein, Mikula", widersprach Ant, „du und Wista, ihr geht lieber in den Wald Wurzeln ausbrennen."

„Gut, Vater", willigte Mikula ein.

Wista stellte einen Topf mit Wasser in die Glut, gab gedörrte Fische und Salz dazu, stellte die hölzerne Suppenschüssel auf die Steine vor dem Herd, legte Fladen und Löffel bereit und wandte sich mit einem Holzeimer der Tür zu, um Wasser zu holen. Mikula folgte ihr.

Unter den Fellen auf dem Lager begann sich erneut

etwas zu bewegen, es zeigte sich zuerst ein zerzauster Mädchenkopf, danach das Mädchen selbst. Es hatte offenbar das Gespräch der Alten mit angehört, denn es ging zu Ant und fragte ihn: „Was war das für ein Brüllen, Großvater?"

Ant legte das Schilfrohr, an dem er eine Eisenspitze befestigen wollte, zur Seite und strich dem Mädchen über das Haar.

„Du bist schon wach, Maluscha?"

„Ich schlafe schon lange nicht mehr, Großvater."

„Die Hirsche haben gebrüllt." Ant ließ seine Hand auf dem Kopf des Mädchens ruhen. „Ich werde einen Hirsch aufspüren, erlegen und herbringen, und es wird Fleisch und auch Fell geben."

„Fürchtest du dich nicht, Großvater?"

„Nein, Maluschal Ich treffe ihn mit diesem Pfeil, und wenn er gestürzt ist, erlege ich ihn mit dem Messer."

Die kastanienbraunen Augen des Mädchens blickten wie verzaubert in Ants Gesicht, das sonnenverbrannt, voller tiefer Falten und von einem silbergrauen Bart umrahmt war.

Mikula kam herein.

„Das Morgenrot verblaßt", sagte er. „Es wird Tag."

Wista kam mit dem gefüllten Wassereimer zurück.

„Wasch dich", befahl sie dem Mädchen.

Im Topf, der auf den Kohlen stand, kochte die Suppe.

Alle hockten sich in der Nähe des Herdes nieder. Wista schöpfte die Suppe aus dem Topf in die Suppenschüssel und verteilte Löffel. Aber keiner aß, alle schwiegen.

Ant legte Pfeile und Spitzen beiseite, stand auf, begab sich zur Tür, öffnete sie und trat zurück, damit ein jeglicher hereinkommen und sich mit an den Herd setzen konnte. Aber draußen war wie gewöhnlich

niemand, und Ant ließ sich, nachdem er die Tür geschlossen hatte, neben den anderen auf dem Fußboden vor dem Herd nieder. Aber auch jetzt begann keiner zu essen. Nachdenklich blickte Ant ins Feuer, wohin auch Mikula, Wista und das Mädchen unruhige Blicke warfen.

So war es seit alters her Sitte in diesem Geschlecht. Bei Tagesanbruch kamen sie in ihrer Hütte zusammen, um zu essen, um den Worten des Ältesten zu lauschen. Der Älteste brach das Brot, nahm etwas von der Speise und warf es ins Feuer. Dort unter dem Herd lebten nach ihrem Glauben die Seelen der Vorfahren, die auf ewig aus dem Geschlecht ausgeschieden waren. Sie forderten ihr Opfer.

Jetzt brach Ant, der Älteste, ein Stück Fladen und warf es ins Feuer; er schöpfte aus der Schüssel einen Löffel Suppe und goß ihn ins Feuer. Alle sahen zu, wie das Fladenstück auf die Kohlen fiel, wie an jener Stelle, wo die Suppe hinfloß, das Feuer erlosch und dann wieder aufflammte.

Danach schöpfte Ant einen neuen Löffel Suppe.

„Die Götter haben das Opfer angenommen", sagte er. „Lassen wir es uns schmecken, auf daß es uns immer wohl ergehe!"

Der alte Ant ahnte nicht, daß dies seine letzte Opfergabe war.

Nach dem Essen legte Ant einen breiten Gürtel um, befestigte daran einen mit Pfeilen gefüllten Lederköcher und ein Messer. Er nahm den aus Büffelknochen gefertigten Bogen und prüfte die Sehne. Es war ein guter Bogen, Ant hatte ihn erworben, als er mit dem Fürsten Oleg zum Kaspischen Meer gezogen war. Er hatte eine Pferdesehne, und als Ant sie nun spannte und dann plötzlich losließ, surrte sie lange und durchdringend.

„Sie spielt", sagte Ant lachend. „Fehlt nur noch der Hirsch."

So gingen sie aus der Hütte: Vater Ant barfuß, mit einer schwarzen Wollkappe, groben grauen Hosen und einem ebensolchen Hemd. Ein alter Krieger, der mit Bogen und Pfeilen bewaffnet war. Sein Sohn Mikula barhäuptig, in einem langen, mit einem Riemen gegürteten Hemd, ebenfalls barfuß. Wista brachte dem Alten für den Weg einen Beutel mit Fladen, einem Stück Wildschweinfleisch und einem Klümpchen Salz.

Als Ant und Mikula über den Hof gegangen waren und den Wall erklommen hatten, blickten sie auf die Hütten jener Landsleute, die in der Siedlung geboren, aber später von hier fortgezogen waren. Diese Wohnstätten zogen sich im Halbkreis am Dnepr entlang. Während sich Ants alte Hütte hinter den Wällen der befestigten Siedlung versteckte, standen die neuen auf Hügeln. Diese Hütten waren größer, einige von ihnen waren mit weißem oder grünem Ton verputzt, andere hatten hohe Schindeldächer mit Schornsteinen und Taubenschlägen. In der Siedlung gab es einen einzigen Hof, aber darin sonderten sich die Familien durch Zäune aus spitzen Pfählen voneinander ab.

Inzwischen waren die Menschen überall in den Wohnstätten erwacht, man hörte Stimmen, das Vieh brüllte, Rauchfahnen stiegen zum Himmel auf.

„Ich gehe!" sagte Ant und hängte den Bogen über die Schulter.

„Geh, Vater!" sagte Mikula zum Abschied.

2

Die große Sippe, aus der Ant stammte, gehörte zum Geschlecht der Poljanen und lebte seit alters her am Dnepr. Auf den Wällen der Siedlung hatten die Ahnen

der Sippe immer wieder den Feinden getrotzt. Vom Steilufer des Dnepr aus waren an klaren Tagen weithin die befestigten Siedlungen der anderen Sippen zu sehen. Bis weit in die Steppe zogen sich in Reihen Kurgane, unter ihnen sehr alte mit Steinfiguren vergessener Vorfahren. Sie standen wie Wächter auf den Höhen, mit Helmen und Schwertern am Gürtel und Armen, die bis zum Knie reichten.

Die Grabstätten waren im Frühling mit weißen Blumen und im Herbst mit blutroten Beeren des Schneeballstrauches übersät.

Ant lebte schon lange auf der Welt. Seine Brüder Tudor, Shadan, Telez und Prys waren einer nach dem anderen auf dem Schlachtfeld geblieben. Ant hatte drei Frauen gehabt, die er überlebte, und sieben Söhne. Aber auch mit den Söhnen hatte Ant nicht viel Glück, vier von ihnen ließen in Feldzügen ihr Leben, zwei verließen ihn, als er zu altern begann. Wie und warum das alles geschehen war, konnte Ant selber nicht begreifen. Vor Zeiten, noch unter Großvater Wojik und Vater Ulib, lebten sie mit ihrer Sippe in der befestigten Siedlung, in deren Mittelpunkt die Hütte des Ältesten stand, an die sich links und rechts die Hütten der Jüngeren und noch weiter die Vorratskammern, die Gruben für das Korn und die Viehhürden anschlossen. Damals waren alle gemeinsam aus der Siedlung gegangen, um zu säen, gemeinsam hatten sie gejagt, gemeinsam an einem Herd gegessen, hatten ihre Ältesten geehrt und ihnen gehorcht. Die Ältesten erwiesen sich dieser Hochachtung für würdig, sie gingen als erste auf den Wall, wenn am Dnepr oder in der Steppe ein Feind auftauchte, sie führten die Männer in den Kampf, brachten den Göttern von der ganzen Sippe Opfer und hielten Gericht.

Immer, wenn Ant auf den Wall der Siedlung gestiegen war und zum Dnepr zu den Steilhängen und nach

Ljubetsch — so nannten die Menschen diesen Ort — hinüberblickte, grübelte er und grämte sich: Warum mußte er so lange leben, warum riefen die Ahnen ihn nicht zu sich? Ant, der als einziger Sohn des Ältesten Ulib am Leben geblieben war, hatte den Platz des Vaters eingenommen, war der Sitte gemäß Ältester geworden. Aber wie konnte er die Sippe erhalten, die vor seinen Augen zerfiel, dahinschmolz?

Schon unter den Ältesten Wojik und Ulib hatte es angefangen, aber damals war die Sippe noch groß, stark und einig gewesen, und wenn ein Krieger fortging, um mit der Frau einer fremden Sippe am Dnepr zu leben, oder ein junges Ehepaar siedelte sich auf einem Berg zwischen den beiden Sippen an, so schadete das nicht. Aber nachdem Ulib gestorben war, ging eine große Zahl von Stammesgenossen gleichzeitig fort und ließ sich weit entfernt vom Dnepr am Waldrand nieder. Ihnen folgte ein Mitglied der Sippe nach dem anderen, und die kleinen Häuser und Hütten wuchsen wie Pilze im ganzen Tal und auf den Hängen empor. Bei dem Ältesten Ant blieben nur drei Söhne zurück, Brasd, Swarg und Mikula.

Brasd blieb auf dem Hof der Sippe, bis ihn Ant zum fürstlichen Kriegsgefolge schickte, mit dem Fürst Igor gegen die Drewljanen zu Felde zog. Ant hoffte, daß Brasd zurückkehren und wieder mit ihm zusammen leben würde. Als Brasd mit großen Ehren aus dem Krieg heimkehrte, brachte er einen Pelz und außerdem noch eine fürstliche Urkunde und eine Belohnung mit. Für seine treuen Dienste gab ihm Fürst Igor ein Stück Land und ein Stück Wald von ungefähr einer Werst, das Brasd selbst auswählte, und er ernannte ihn in Ljubetsch zu seinem fürstlichen Lehensmann.

Was ein fürstlicher Lehensmann war, erfuhren alle später, als man Fürst Igor im Land der Drewljanen getötet und Olga den Thron des Großfürsten in Kiew

bestiegen hatte. Bis dahin hatte Ljubetsch dem Fürsten Tribut für jede Pflugschar und jede Feuerstätte gezahlt. Fürstin Olga aber führte überall, auch in Ljubetsch, Abgaben und Steuern ein. Die Abgaben zog Koshema aus Oster ein, sein Beauftragter in Ljubetsch wurde Brasd.

Bei Ant lebten jetzt noch Swarg und Mikula. Swarg hatte goldene Hände. Er lernte bei den alten Leuten und bei Ant Eisen schmelzen und erledigte für die ganze Sippe die Schmiedearbeiten. Als Swarg dann ein Mädchen aus einer anderen Sippe jenseits des Dnepr heiratete, verließ er die Siedlung und errichtete seine Wohnstatt irgendwo am Waldrand.

Nur Mikula blieb mit Vater Ant zusammen.

In seine Gedanken versunken, ging der Älteste Ant langsam durch den Wald. Es war ein herrlicher, uralter Wald, er begann weit von hier am Oberlauf des Dnepr und zog sich als breiter Streifen am linken Ufer entlang, als schirmte er es ab. Die höchsten Bäume waren die Kiefern, die bald in Familien, bald einzeln wuchsen. Mit ihren kahlen, wachsgelben Stämmen und den grünen, dichten Wipfeln ragten sie wie Wächter empor, die, ihre Kappen in den Nacken geschoben und eine Hand an die Stirn gelegt, Posten standen und wachsam in die Ewigkeit blickten. Unter ihnen, wie ein Heer, die Zweige verflochten und die Wurzeln tief im Erdreich, Eichen und Birken, Eschen und Schwarzpappeln und, wo es sumpfiger war, Haselsträucher.

An diesem Morgen, an dem Ant auf Jagd ging, war es still im Wald, nichts störte seine Ruhe und Erhabenheit. Nur hier und dort klagte eine Wildtaube oder krächzte ein Rabe. Hin und wieder war auch das Rauschen des Dnepr zu hören, dessen Fluten an ein Steilufer schlugen.

Aber auf diese Geräusche achtete Ant nicht. Über den

weichen Laubboden schreitend, lauschte er, ob irgendwo ein Hirsch brüllte. Endlich entdeckte er zwei deutliche Spuren. Die Tiere hatten hier offenbar die ganze Nacht verbracht und waren erst vor kurzem abgezogen — auf dem Gras lag überall noch Tau, nur in der Spur der Hirsche war er abgestreift.

Ant folgte den Spuren. Wahrscheinlich hatte jemand die Tiere aufgestört, denn zuerst waren sie mit langen Schritten gelaufen, dann wieder ruhiger; ab und zu waren sie stehengeblieben und hatten Triebe von den Bäumen oder Gras gerupft.

Später, als die Sonne höher stieg und das Gras trocknete, wurde es immer schwieriger, den Hirschen zu folgen. Ant spähte angestrengt in die Runde, verlor die Spur, fand sie wieder und verlor sie erneut.

Die Sonne sank bereits, da entdeckte er endlich die Hirsche, sie gingen ganz ruhig durch einen Birkenwald. Ant schlich zum Waldrand und versteckte sich hinter einem Baum. Vor sich erblickte er ein von der Sonne verbranntes Feld, auf dem hohe Kurgane standen. Ungewöhnlich still war es hier, nur die Grillen zirpten.

In diesem Augenblick wurde das eintönige Zirpen der Grillen von einem durchdringenden Pfeifen übertönt, und ein spitzer Pfeil drang in die Brust des Ältesten Ant.

3

Als Mikula und Wista am Abend rauchgeschwärzt und müde aus dem Wald zurückkehrten, war der Vater nicht da. In der Nacht ging Mikula mehrere Male hinaus, um zu horchen, aber vergeblich. Ant kam auch nicht am nächsten Tag und nicht in der folgenden Nacht.

Am dritten Tag eilte Mikula durch ganz Ljubetsch. Die Sippe war verstreut, jeder lebte für sich. Trotzdem

war Ant der Sippenälteste. Wenn jemand vom Fürsten kam, wandte er sich an ihn, wenn die Höhe des Tributs festgelegt wurde, gehörte ihm das erste Wort.

Mikulas Brüder Brasd und Swarg waren sehr beunruhigt, als sie hörten, daß Ant vor zwei Tagen in den Wald gegangen und noch nicht zurückgekehrt war. Alle in der Siedlung beunruhigte die Nachricht, daß der Älteste verschwunden war. Deshalb sattelten die drei Brüder und noch einige Leute aus Ljubetsch die Pferde und ritten los, um Ant zu suchen.

Als sie ihn im Wald nicht fanden, ritten sie auf das Feld hinaus. Dort, auf dem Kurgan des Sippenältesten Wojik, erblickten sie Ant.

Eine Nacht und ein Tag und noch ein Tag und noch eine Nacht vergingen, aber Ant kam nicht zur Besinnung; er lag fiebernd auf der Pritsche, aus seiner Brust drang ein Röcheln.

Mikula und Wista wichen dem Vater nicht von der Seite, gaben ihm zu trinken und legten Stroh unter seinen Kopf. Morgens und abends saß die kleine Familie am Herd, Wista füllte das Essen in die Schüssel, legte die Holzlöffel bereit. Ihr Essen war recht eintönig, eine kärgliche Suppe aus gedörrtem Fisch mit ungesäuerten Fladen, die auf den Steinplatten gebakken waren, Erbsen oder Bohnen mit Öl, manchmal Haferbrei mit geschleudertem Honig. Jetzt goß Mikula den Löffel Suppe ins Feuer und warf kleine Stückchen Brot hinterher. Wista und Maluscha sahen zu, wie die Feuerzungen das Opfer ergriffen und verschlangen, danach begannen sie zu essen.

Spätnachts saß Mikula in Gedanken versunken am Herd. Wista und Maluscha schliefen schon. Auf einmal hörte er Vater Ant flüstern: „Mikula!"

Mikula sprang auf und befand sich im selben Augenblick an der Pritsche. Vater Ant blickte ihn an, als

wolle er sich überzeugen, ob wirklich der Sohn vor ihm stand.

„Mikula!"

„Ich bin es, Vater Ant! Was ist?"

Der Älteste sagte: „Nichts... Ist der Schlitten bereit?"

„Der Schlitten?"

„Ja, ja, er muß vor der Tür stehen... Sieh nach!"

Mikula begriff und erschrak. Der Schlitten! Das bedeutete, Ant bereitete sich auf den langen Weg zu den Urvätern vor.

„Der Schlitten ist bereit", sagte Mikula.

„Das ist gut", stieß Ant hervor. „Dann fahre ich." Er verstummte für einen Augenblick, legte den Kopf zur Seite und sah lange in den Rauchfang. Dann stützte er sich auf die Arme, ließ den Blick durch die Hütte und über die Pritsche gleiten, auf der Wista und Maluscha schliefen.

„Ist keiner hier?" fragte Ant.

„Nein, Vater Ant, es ist keiner hier", antwortete Mikula schnell, da er fürchtete, der Sippenälteste könnte wieder das Bewußtsein verlieren.

Ant saß auf der Pritsche, sein Gesicht war bleich und streng, die Augen blickten klar.

„An der Schwelle steht jemand", sagte er.

„Nein, Vater", erwiderte Mikula, „dort ist keiner."

„Rede nicht", unterbrach ihn Ant. „Ich weiß es... Sie stehen und warten. Komm näher. Höre, Mikula..." Er überlegte, als müsse er sich etwas ins Gedächtnis zurückrufen. „Ein Petschenege hat mich getroffen... Mit dem Pfeil in die Brust. Aber ich habe durchgehalten, mich versteckt und bin dann aufs Feld gekrochen. Ich habe den Petschenegen an Wojiks Grab getötet. Als zur Nacht der Mond aufging, kamen Ulib und Wojik zu mir und alle Sippenältesten, sie setzten sich mit Schwertern und Schilden um mich herum und redeten lange..." Ant verstummte, er schloß die Augen und

versuchte offenbar, sich zu erinnern. Dann fuhr er fort: „Der Sippenälteste Wojik stieß mit dem Schwert auf die Erde und fragte: ‚Wer aber wird unseren Schatz behüten?' Da erwiderten alle: ‚Soll Ant selbst überlegen, wer den Schatz wahrt.' Hörst du, Mikula? Der Schlitten steht da, ich fahre zu den Urvätern, und von jetzt an wirst du Sippenältester sein. Höre, Mikula, und präge dir ein: Fehde war vor unseren Großvätern und zu Zeiten unserer Väter, und Frieden war vor der Fehde, und Fehde war vor dem Frieden. Ich bin nicht schuld, daß unser Geschlecht mehr und mehr zerfällt. Aber es werden sich erneut Geschlechter zusammenfinden und vereinigen. Mein Vermächtnis für dich: Beschütze dein Geschlecht, bewahre den Schatz, der uns von den Großvätern und Vätern hinterlassen wurde!"

„Was für ein Schatz ist das?" entfuhr es Mikula.

„Dieser Schatz liegt in der Erde am Dnepr. Nimm den Spaten und suche ihn. Er ist hinter der Siedlung am Dnepr vergraben. Hörst du, Mikula?"

„Ich höre, Vater Ant."

„Beschützt du den Schatz?"

„Ich werde ihn beschützen, Vater."

Plötzlich veränderte sich Vater Ant vor Mikulas Augen, sein Gesicht wurde weiß wie Kreide, der Blick irrte in der Hütte umher.

„Hörst du?" fragte Ant beunruhigt.

„Was?"

„Sie lärmen, sie kommen! Wo sind mein Bogen und die Pfeile? Gib mir den Bogen, gib mir die Pfeile! Schneller, Mikula."

Mikula eilte zur Wand, nahm den Bogen und einen Pfeil.

Da erhob sich Ant von der Pritsche, ergriff Pfeil und Bogen und ging zum Ausgang. Mikula stützte ihn.

Draußen herrschte tiefe Finsternis, niemand war zu sehen.

Aber Ant mußte in der Dunkelheit etwas entdeckt haben. Er erzitterte, nahm den Bogen in die linke Hand und legte den Pfeil an.

„Siehst du?“ sagte er röchelnd zu Mikula. „Da kommen sie, sie ziehen gegen unser Geschlecht, gegen unser Land. Nein, ihr werdet unsere Schätze nicht bekommen!“

Als wäre er ganz gesund, spannte er mit aller Kraft die Sehne, die summte, der Pfeil fing an zu singen und flog in die Nacht. Danach ließ der Sippenälteste den Bogen sinken und stürzte schwer zu Boden.

„Vater Ant!“ schrie Mikula. „Vater Ant!“

Als Wista und Maluscha erwachten, war Ant schon gestorben. Sein Tod erschütterte sie, aber sie wußten, daß sie in diesem Augenblick, da Ants Seele sich eben erst vom Körper getrennt hatte, nicht weinen durften. Sie liefen Hals über Kopf zu ihren Nachbarn, um sie zu rufen, den Leichnam dem Ritus entsprechend herzurichten und dann zu weinen.

Bald kehrten sie mit den Nachbarinnen zurück, gemeinsam wuschen sie den Verstorbenen und kleideten ihn an. Sie richteten in der Hütte auf der Erde ein Lager aus Stroh her, bedeckten es mit einem alten Teppich und betteten den Körper so, als säße der Sippenälteste da und dächte nach.

Mikula nahm Helm, Schwert, Schild und Speer des Vaters und legte den Helm ans Kopfende, das Schwert neben die rechte Hand, den Schild lehnte er an die Beine des Kriegers. Den Speer stellte er am Kopf des Vaters auf.

Jetzt brannte das Feuer hinter Ant: Er hatte sich vom heimischen Herd verabschiedet und der Schwelle zugewandt, um den Weg zu den Ahnen anzutreten.

Die Tür und das Fenster der kleinen Hütte waren geöffnet, auf das Fensterbrett stellten sie einen Topf

mit Honigwasser, das vom Abendessen übriggeblieben war, und legten ein Stück frisches Brot dazu.

Dann begannen die Frauen über dem Toten zu klagen, sie weinten und sprachen von der Trauer, die tief wie das Meer und groß wie der Himmel war.

4

Ant wurde beigesetzt, wie es einem Sippenältesten geziemte. Im Hof der Siedlung versammelte sich ganz Ljubetsch. Die Frauen brachten Speisen für die Totenfeier herbei, die Männer trugen, wie es der Brauch gebot, ihre Schilde und Schwerter. Aus dem Haus drang das monotone Klagen der Frauen.

Mikula ging auf den Hof hinaus. Die Zimmerleute hatten den Sarg inzwischen fertiggestellt, gemeinsam trugen sie ihn zum Schlitten. Dann ließ Mikula Ants Pferd aus der Umzäunung. Einst ein schöner Hengst, stand er jetzt gebrechlich, mit vorstehenden Rippen da, als nehme er Anteil an der Trauer der Menschen.

Die Vorbereitungen waren getroffen. Jetzt mußte noch ein Loch in die Wand der Wohnstätte gehauen werden, durch das, wie es Brauch war, der Leichnam aus der Hütte getragen wurde. Dumpf schlug eine Axt gegen die Wand, eine zweite, eine dritte.

Als Ants Körper in den Hof hinausgebracht wurde, schwoll das Weinen und Wehklagen der Frauen an. Die Männer legten Ant in den Sarg. Zu seinen Füßen ordneten sie das Schwert, den Schild, einen Krug mit Wein und Brot an. Dann trug Mikula zwei bauchige Töpfe aus dem Haus und zerschlug sie auf einem Holzbock, Vater Ant brauchte sie auf Erden nicht mehr.

Die Pferde zogen an, noch lauter klagten und weinten die Frauen. Am Ende des Leichenzuges führte jemand Ants alten Hengst.

Wista kehrte in die Hütte zurück, sie mußte das Stroh, auf dem der Leichnam gelegen hatte, verbrennen, einen Topf mit Fleisch auf das Feuer stellen und die Totenfeier für den Verstorbenen vorbereiten.

Der Sippenälteste wurde am Dnepr begraben, gleich hinter der Siedlung, nicht weit von den Gräbern der Vorfahren entfernt. Einige Männer hoben den Sarg vom Schlitten in die Grube. Schild, Schwert und Speer legten sie neben den Sippenältesten, ihm zu Füßen stellten sie zwei bauchige Töpfe mit Honig und Wein.

Früher, daran erinnerten sich die Menschen gut, als man Ulib und Wojik beisetzte, wurde neben dem Grab ein Pferd getötet und mit dem Leichnam beerdigt, aber jetzt dachte keiner mehr daran.

Kaum fielen die ersten Erdklumpen in das Grab, da schlugen die Ljubetschaner wie in alten Zeiten an ihre Schilde, und noch lange wurde das Wehklagen der Frauen über die Steilufer und den Dnepr getragen, bis es sich im weiten Raum verflüchtigte.

Schweigend begaben sich die Dorfbewohner zur Hütte des Sippenältesten. In einem Topf mit Wasser, der an der Schwelle stand, wuschen sie sich die Hände und traten ein.

„Setzen wir uns ans Feuer, Leute", forderte Mikula die anderen auf.

In der Hütte hatte sich so viel Volk versammelt, daß der Platz am Herd nicht für alle reichte und einige stehen mußten. Aus dem Topf, der auf dem Feuer stand, stieg wohlriechender Dampf auf.

Die Totenfeier eröffnete Ants ältester Sohn Brasd. Er warf die Opfergabe ins Feuer und goß etwas Wein hinterher. Alle beobachteten, wie das Feuer das Fleisch verschlang und wie an der Stelle, wohin der Wein geflossen war, die Flamme erlosch und dann erneut aufloderte.

Mikula hatte alle Hände voll zu tun. Die Weinbecher waren schnell geleert, und er schenkte immer wieder ein. Nach den gekochten Fleischstücken, die Wista den Gästen in einem flachen Trog anbot, streckten sich gleichzeitig viele Hände aus.

Als alle gehörig berauscht waren, tönte durch die Erdhütte die Stimme eines alten Mannes: „Ant war ein Sohn von Ulib und ein Enkel des tapferen Wojik aus unserem Poljanengeschlecht."

Und die übrigen Dorfbewohner wiederholten im Chor: „... aus unserem Poljanengeschlecht."

Wieder erhob sich die Stimme des Alten: „Früh saß Ant mit Schwert und Schild bewaffnet auf dem Pferd, sein ganzes Leben lang hat er gegen die Feinde gekämpft."

Erneut erscholl wie ein Echo: „... gegen die Feinde gekämpft."

Es war schon spät, als sie sich erhoben und zu ihren Hütten gingen. Wista und Maluscha wickelten sich gleich in die Felle und legten sich schlafen. Auch Mikula war müde, aber sein Bruder Brasd, der reichlich Met und Kwaß getrunken hatte, lief immerzu durch die Hütte, wobei er bald in der einen, bald in der anderen Ecke stehenblieb. Bruder Swarg hockte finster schweigend am Herd.

„Brüder, auch wir sollten schlafen gehen", sagte Mikula.

„Schlafen?" Brasd schüttelte den schweren, zottigen Kopf. „Hast ja recht, Bruder Mikula, aber zuvor sollten wir über alles reden."

„Richtig", pflichtete ihm Swarg bei.

„So laßt uns reden, Brüder", willigte Mikula ein, der annahm, daß Brasd und Swarg, erschüttert vom Tod des Vaters, noch einmal über ihn sprechen, seiner gedenken wollten.

„Setzt euch ans Feuer, Brüder, ich lege Holz nach."

Er warf einige Späne in die Flammen, und dann nahmen alle drei dicht davor Platz, so daß sie fast mit den Köpfen zusammenstießen.

„Also gut", begann Brasd. „Wir haben uns am Herd zusammengefunden, um über die Angelegenheit zu sprechen."

„Über welche Angelegenheit?" fragte ihn Mikula erstaunt.

„Über das Erbe", antwortete Brasd. Er hob den Kopf und sah den Bruder mit großen, funkelnden Augen an.

„Hör zu, Brasd", entgegnete Mikula, „das Totenfeuer ist noch nicht ausgebrannt, wie können wir da über das Erbe sprechen?"

„Wann sonst, wenn nicht jetzt?" stieß Brasd schroff hervor, und Mikula erkannte die Stimme seines ältesten Bruders nicht wieder. „Hätte Vater Ant vor seinem Tode festgelegt, was jedes seiner Kinder erbt, wäre alles klar, so aber gehört das Erbe uns allen dreien. So hat Vater Ant es bestimmt. Er kannte Gesetz und Sitte."

„Brasd sagt die Wahrheit", warf Swarg ein. „Warum sollen wir warten? Erledigen wir's gleich."

„Was haben wir denn zu teilen?" Mikula ließ den Blick durch die Hütte schweifen.

„Alles", antwortete Brasd, wobei er die Arme weit ausbreitete, als umfasse er die Hütte und alle Dinge darin.

In diesem Augenblick loderte das Feuer auf, knisternd stoben Funken nach allen Seiten. Das sind die Seelen unserer Vorfahren, die in der Wärme unter dem Herd leben, dachte Mikula, sie haben unser Gespräch gehört und sind zornig. Aber das sagte er nicht, er fragte nur leise: „Seid ihr deshalb hiergeblieben? Ach, Brüder, Brüder!"

„Willst du mit uns streiten?" unterbrach ihn Brasd. „Wenn du nicht einverstanden bist, gehen wir eben

zum Fürsten. Dann soll sein Richter unser Erbe aufteilen. Nicht umsonst haben wir ihm stets Wegegeld bei der Ankunft und bei der Abfahrt gegeben... Oder hat Vater Ant alles dir überlassen? So sprich, wir werden uns rechtens einigen."

„Rede endlich!" stieß Swarg aufgebracht hervor.

„Nein, Brüder", antwortete Mikula, den schon der Gedanke erschreckte, daß sie, die Söhne des Sippenältesten, mit einem Rechtsstreit zum Fürsten gingen. „Lassen wir das doch, Vater hat mir nichts zugesprochen. Nur eins hat er mir hinterlassen: So wie er soll ich die Sippe und unsere Feuerstelle schützen."

„Die Feuerstelle fällt dir sowieso zu", erklärte Brasd. „Wenn der väterliche Hof herrenlos wird, gehört der Hof dem jüngsten Sohn, so war es immer. Du bist der Jüngste, Mikula, dir gehören Hof, Sippe und Feuerstelle. Aber Ant hat doch noch mehr besessen!"

Den Kopf auf die Hände gestützt, saß Mikula vor der Feuerstelle der Sippe und dachte nach. Brasd hatte die Wahrheit gesagt, er verfuhr so, wie der Brauch es befahl und wie auch Vater Ant verfahren wäre. Aber Ant war das Oberhaupt des ganzen Geschlechts gewesen, und die Feuerstelle, an der sie jetzt saßen, gehörte weder Ant noch Mikula, sie gehörte allen. Mikula verstand es nicht, dies den Brüdern zu erklären.

„Teilt!" sagte er und winkte verzweifelt ab. „Teilt das Feuer, teilt mich, die Frau!"

„Wieso denn das Feuer und die Frau?" Brasd lachte spöttisch. „Wir teilen nur das, was Ant gehört hat, und jeder nimmt sich das Seine."

„Teilt!" wiederholte Mikula noch einmal.

„Es gibt nicht viel zu teilen", begann Brasd. „Über Hof und Hütte haben wir gesprochen; aber da ist noch das Land, Mikula."

Mikula sah Brasd an, als verstünde er ihn nicht.

„Ist ringsherum etwa kein Land?" sagte Brasd la-

chend. „Viel brauche ich nicht, etwas habe ich, etwas will ich hinzufügen. Ich spreche von jenem Land, das wir mit der Sippe bearbeitet haben, wo wir Bäume gefällt, Baumstümpfe gerodet, gepflügt und gesät haben. Vom Wald bis zum Ufer, von diesem Land spreche ich. Wem soll es gehören?“

Swarg half dem Bruder: „Ich brauche kein Land, Brüder, ich komme auch so aus. Ich sehe, Mikula hängt auch nicht daran. Nimm es dir, Brasd.“

Zu einem späteren Zeitpunkt hätte sich Mikula anders verhalten und darüber nachgedacht, weshalb sich Brasd das bearbeitete Land nahm, aber jetzt rief er nur: „Nimm das Land, Bruder!“

In diesem Augenblick, da ihm so schwer ums Herz war, erinnerte sich Mikula an das Pferd, das alle nach dem Begräbnis vergessen hatten und das jetzt wahrscheinlich irgendwo auf der Wiese streunte.

„Nimm auch das Pferd“, sagte er.

„Das Pferd bleibt dir“, beruhigte ihn Brasd. „Das Pferd bleibt beim Haus. Aber einen der beiden Wagen hätte ich gern.“

„Einen bekommst du und einen Mikula“, sagte Swarg, „ich baue mir selbst einen.“

„In der Vorratskammer habe ich Pflugschare gesehen, kannst du sie gebrauchen, Swarg?“

„Ich brauche sie nicht“, antwortete Swarg. „Ich schmiede mir selbst welche.“

„Dann halbieren wir, Mikula?“

„Nimm sie dir.“

„Nein“, entgegnete Brasd, „wir teilen. Die Töpfe da draußen, in denen früher Korn aufbewahrt wurde, und Vaters Kleidung teilen wir auch.“

„Da sind noch die Waffen.“ Mikula wies auf den alten Helm, den Schild und das Schwert, die Vater Ant zurückgelassen hatte und die jetzt an der Wand standen.

Brasd winkte gleichmütig ab: „Sollen sie dir gehören."

Jetzt meldete sich auch Swarg zu Wort: „In der Vorratskammer liegen verschiedene Sachen aus Eisen. Euch nützen sie nichts, aber mir kommen sie zustatten."

„Nimm dir alles!" rief Brasd.

„Nimm es!" stimmte Mikula zu.

Sie verstummten. Das Gespräch war beendet. In der Tat, was gab es in dieser alten, ärmlichen Behausung noch zu erben. Trotzdem gingen die Brüder nicht fort, sie waren von dem Gespräch wie trunken.

„Sag, Bruder", fragte Swarg auf einmal und maß Mikula mit argwöhnischen Blicken, „hatte Vater Ant nicht auch Gold, Silber und Marderfelle?"

„Gold, Silber und Marderfelle?" wiederholte Mikula mit heiserer Stimme. „Woher sollte er das gehabt haben?"

„Warte, Bruder!" rief Swarg aufgebracht. „Du hast mir selber von einem Schatz erzählt, den dir Vater vermacht hat."

„Ja, er sprach davon..."

„Siehst du, Brasd", rief Swarg dem älteren Bruder zu, „ich hab's dir doch gesagt!"

„Ich höre, Swarg, ich höre", entgegnete Brasd lebhaft.

„Wo ist dieser Schatz?" raunzte Swarg.

Mikula erhob sich jählings. Auch die Brüder sprangen auf.

„Was redet ihr?" flüsterte Mikula.

„Du rück lieber raus mit der Sprache!" forderte Brasd mit heiserer Stimme.

„Gib den Schatz her!" rief Swarg.

Schon hatten Brasd und Swarg Mikula an den Armen gepackt und begannen ihn zu schütteln, als könnten sie auf diese Weise an den Schatz gelangen.

„Ich schwöre bei Perun", ächzte Mikula, „Vater hat mir keinerlei Reichtümer hinterlassen! Er hat nur gesagt, hinter der Siedlung am Dnepr liege ein Schatz."

„Du lügst!" rief Brasd.

„Ja, das ist eine Lüge!" stieß Swarg hervor.

Da schrillte durch die Hütte ein noch lauterer Schrei. Wista war erwacht und hastete zu den Brüdern.

„Was wollt ihr von ihm?"

Nach ihr sprang Maluscha auf und stürzte schreiend zum Vater.

Swarg und Brasd ließen den Bruder los.

„Gehen wir!" sagte Swarg.

Sie drehten sich um und schlugen laut die Tür hinter sich zu.

Zweites Kapitel

1

In Kiew begann der Tag schon vor Sonnenaufgang. Fast gleichzeitig flammten in den fürstlichen Gemächern, in den Häusern der Wojewoden und Bojaren, der Heerführer und Amtleute auf der Gora und in den Hütten der fürstlichen Leibwächter, der Hörigen und Handwerker außerhalb der Stadtmauern gelbliche Lichter auf. Die Brücke, über die man von der Gora zum Podol gelangen konnte, wurde heruntergelassen. Die Ketten rasselten, laut schrie die Wache in der Dunkelheit, endlich schlug die Brücke mit einem dumpfen Geräusch auf der anderen Seite des Grabens auf. Dort hatte man nur darauf gewartet. Der hölzerne Brückenbelag erzitterte unter den Schritten der Menschen und den Hufen der Pferde. Hörige brachten Milch, Obst und Gemüse, Baumeister und Schmiede, die in den Hütten der Vorstadt wohnten, eilten zur Arbeit. Die Gora erfüllte sich mit Leben.

Jemand rüttelte den Fürstensohn Swjatoslaw an der Schulter.

„Steh auf, mein junger Fürst, steh auf!"

Er wollte noch schlafen, aber die Hand ließ nicht locker.

Swjatoslaw öffnete die Augen und sah sich um. Am Bett stand sein Erzieher Asmus, er trug ein dunkles Obergewand, auf dem sich deutlich der silbergraue Bart und die blassen Hände abzeichneten; rechts von ihm, auf einem Tischchen, brannte eine Kerze; durch

das schmale Fenster, an dem das Bett des Fürstensohnes stand, waren die Sterne zu sehen.

Der Erzieher Asmus half dem jungen Fürsten, sich zu waschen und anzukleiden, dann stiegen beide die Treppe zur Diele hinunter.

Hier wimmelte es von Menschen. Gerade wurden die Gridni abgelöst, die Wachhabenden in der Fürstenburg. Überall brannten Öllämpchen. An der Treppe standen Swjatoslaws jüngerer Bruder Ulib, der Wojewode Svenald und einige andere Bojaren und Wojewoden. Sie hatten offensichtlich auf Swjatoslaw gewartet, begrüßten ihn, und gemeinsam begaben sie sich durch die Gänge zum Speisesaal.

Durch das Fenster des von Öllämpchen erhellten Saals konnte man auf den Dnepr blicken. In einem Ofen, der die Form eines Opferaltars hatte, loderte Feuer. In der Mitte stand ein Tisch, bedeckt mit einem weißen Tuch und umgeben von Stühlen mit hohen Lehnen. Diener hatten bereits eine große Schüssel mit geschnittenem Brot, Tonschüsseln und Holzlöffel aufgetragen und die Becher mit duftendem Kwaß gefüllt.

Fürstin Olga betrat den Speisesaal. Sie trug ein weißes Kleid aus dünner Seide mit einer silbernen Stickerei und einer breiten, dunklen Borte. Auf ihren Schultern lag ein roter golddurchwirkter Mantel. Das gescheitelte dunkle Haar wurde von einem weißseidenen Stirnband bedeckt, dessen Enden auf die Brust herabfielen; das Zeichen ihrer großfürstlichen Würde, eine goldene Spange, blitzte am Hals, an den Füßen trug sie rote Saffianstiefel.

Die Fürstin war eine nicht mehr junge Frau mit einem länglichen Gesicht, schmalen dunklen Brauen und strengen Lippen. Die Blässe ihres Gesichts, einige tiefe Falten auf der Stirn und die großen brennenden Augen, die jeden zu durchbohren schienen, zeugten von

ihrem ruhelosen Wesen, von ihren Sorgen und vielleicht auch von langen schlaflosen Nächten.

Kaum war die Fürstin eingetreten, machten die Söhne, Wojewoden und Bojaren eine tiefe Verneigung vor ihr.

„Sei gegrüßt, Fürstin!" sagten sie.

Die Fürstin erwiderte ihren Gruß und begab sich zum Tisch.

Jetzt erschien eine bejahrte, leicht gebeugte Frau mit grauen Haaren im Speisesaal, die Beschließerin Jaryna. Sie verneigte sich vor der Fürstin und küßte ihr die Hand.

„Erlaube aufzutragen, Fürstin!"

„Fang an, Jaryna", antwortete die Fürstin.

Bald standen Töpfe mit dampfendem gekochtem Fleisch, ein Kessel mit Suppe und eine große Schüssel mit Erbsenbrei auf dem Tisch. Es duftete nach Lorbeer, Bohnenkraut und Pfeffer.

Aber die Fürstin gab kein Zeichen, sich zu setzen. Sie nickte dem Wojewoden Svenald zu, der nahm eine Holzschüssel und füllte sie mit den Speisen, die auf dem Tisch standen. Dann ging er zum Ofen und schüttete das Morgenopfer in die Flammen. Es zischte, dünner Rauch stieg auf, und flackernd griffen die Feuerzungen wie gierige, geschmeidige Finger nach dem Essen. Erst jetzt nahmen alle am Tisch Platz.

An der Stirnseite saß die Fürstin, rechts von ihr Swjatoslaw, links Ulib, dann folgten die Wojewoden und Bojaren.

Während der Mahlzeit warf Fürstin Olga hin und wieder einen Blick auf ihre Söhne. Swjatoslaw, muskulös, breit in den Schultern, etwas schwerfällig, mit mächtiger Brust und starken Armen, wirkte älter, als er war. Mit den langen, blonden störrischen Haaren, den grauen Augen, deren Blick sich manchmal jählings verdunkelte, mit der schmalen, leicht gebogenen Nase

und den strengen Lippen konnte er unmöglich als hübsch bezeichnet werden. Immer wieder überraschte es Fürstin Olga, mit welcher Schärfe Swjatoslaw, oft noch vor den Alten, seine Gedanken aussprechen konnte.

Ganz anders ihr jüngerer Sohn Ulib. Mit seinem blassen Gesicht, mit den geröteten Wangen, dem dunklen welligen Haar und mit ebenso dunklen schmalen Brauen und den braunen, freundlichen Augen wirkte er stets gehorsam und gefällig. Trüge er nicht Männerkleidung, könnte man ihn für ein hübsches Mädchen halten.

Sie liebte beide Söhne, aber insgeheim hing ihr Herz mehr an dem jüngeren Ulib. Vielleicht deshalb, weil Swjatoslaw auch im Wesen seinem Vater Igor ähnlich war und sie, die Fürstin, mehr in Ulib weiterlebte.

Während der Mahlzeit herrschte Schweigen. Die Beschließerin Jaryna kam von Zeit zu Zeit leise in den Speisesaal, um die Schüsseln nachzufüllen. Als sie schließlich mit dem bauchigen Weinkrug erschien, geschah etwas, was die Fürstin und noch mehr die Beschließerin selber erschreckte. Als Jaryna den Krug anhob, um zuerst der Fürstin Wein einzugießen, zitterte ihre Hand, und es traten dicke Schweißtropfen auf ihre Stirn. Beim Einschenken floß der rote Wein nicht in den Becher, sondern auf das Tischtuch.

„Was hast du angerichtet!" Die Fürstin schlug die Hände zusammen.

„Mütterchen Fürstin", rief die Beschließerin, „ich ... habe nicht richtig hingesehen, Mütterchen Fürstin!"

Die alte Jaryna bot einen traurigen Anblick, ihre grauen Haare quollen unter dem schwarzen Tuch hervor, in den Augen glänzten Tränen.

„Mütterchen Fürstin!" flehte sie. „Vergib deiner Dienerin! Ich arbeite ein Leben lang, so etwas ist mir noch nie passiert. Ich bin alt geworden und schwach!"

Die Beschließerin grämte sich, und sie haschte nach der Hand ihrer Herrin.

Die Brauen der Fürstin hatten sich über der Nasenwurzel zornig zusammengezogen, ihre Augen blitzten böse, aber sie hielt sich zurück.

„Wein verschütten bringt Glück. Vielleicht wäre es für dich an der Zeit, in den Ruhestand zu gehen, Jaryna."

Fürstin Olga war Jaryna gegenüber nicht ganz ehrlich gewesen. Der rote Fleck auf dem Tischtuch beunruhigte sie sehr. Das ist kein gutes Omen, dachte sie, ein Tag, der so anfängt, kann nicht gut verlaufen.

Die Fürstin irrte sich nicht. Als sie den Speisesaal verließ, folgte ihr der Wojewode Svenald und sagte: „Es gibt schlechte Nachrichten aus den Steppen, Fürstin!"

„Was ist, Wojewode?"

„Die Petschenegen sind eingefallen und bis nach Ljubetsch vorgedrungen. Sie haben großes Unheil angerichtet."

„Wo hat denn die Feldwache ihre Augen gehabt?"

„Fürst Oskol ist hier, soll er dir selber berichten."

Olga verlangsamte den Schritt, von der Diele drang Stimmengewirr herüber, einige Männer warteten dort auf die Fürstin.

„Unsere Kaufleute sind aus Sarkel zurückgekommen", beeilte sich Svenald zu erklären, „man hat sie dort ausgeplündert, zwei Männer getötet und Polujar geblendet."

Die Fürstin trat vom dunklen Flur in die hell erleuchtete Diele. Die Wojewoden und Bojaren verneigten sich tief.

„Wohl dir, Fürstin!"

„Ein langes Leben, Fürstin!"

Sie ließ den Blick über die mit langen Stäben ausgerüsteten angesehenen Männer schweifen, deren dun-

kle Obergewänder zwei oder auch drei goldene Halsspangen zierten.

„Seid gegrüßt, Wojewoden, Bojaren, Männer!“ erwiderte Fürstin Olga den Gruß und stieg die Treppe hinauf zum Beratungssaal. Ihr folgten Swjatoslaw und Ulib, der Wojewode Svenald, der Befehlshaber der Feldwache, der Fürst von Tschernigow, Oskol, die Kaufleute und der Schreiber Perenog.

Die Decke des Beratungssaals wurde von behauenen Eichensäulen gestützt, Türen und Fenster waren geöffnet, ein frischer Wind wehte vom Dnepr herüber. Draußen war es immer noch dunkel, Sterne funkelten am Himmel wie Edelsteine.

Fürstin Olga ließ sich in einem Sessel nieder, neben dem zwei Öllampen brannten. Der Luftzug wiegte die Lichter, ihr taumeliger Widerschein irrte durch den Saal. Die Bojaren, Wojewoden und Amtleute hatten im Halbkreis an der Wand Aufstellung genommen, die Fürstensöhne und die Kaufleute saßen ganz in Olgas Nähe.

„Habt ihr gehört, Bojaren und Männer“, begann die Fürstin, „die Petschenegen sind wieder in unser Land eingefallen.“

„Wir hörten es. In der Gegend von Sewersk und Perejaslaw“, murmelten einige als Erwiderung.

„Wo ist Fürst Oskol von Tschernigow?“

„Hier, Fürstin!“

„Tritt näher!“

Oskol war der Sohn von Igors Schwester Gorynja, seinem Vater hatte der Fürst einst Tschernigow geschenkt.

Ratomir hatte dem Kiewer Thron aufrichtig gedient, war mehr als einmal mit Fürst Igor in die Schlacht gezogen und schließlich umgekommen, als er ihn ins Land der Drewljanen begleitet hatte.

Fürstin Olga sah Oskol an und dachte: Nach seinem Vater ist er nicht geraten. Eine habgierige Seele hat er, rafft Gold und Silber zusammen und reißt auch die Biberjagd- und Vogelfangrechte an sich. Auf diese Weise ist er reich, sehr reich geworden, wer weiß, wer mehr Gold, Silber und andere Kostbarkeiten besitzt — wir auf der Gora oder er in Tschernigow.

Aber Fürstin Olga war nicht schuldlos daran, daß Fürst Oskol so geworden war. Hatte sie doch, als sie das russische Land ordnete und die Ländereien verteilte, dem Fürsten Oskol das beste Land bei Tschernigow, Wälder an der Desna und das Ackerland an den Flüssen geschenkt. Sie hatte geglaubt, je mächtiger der Fürst von Tschernigow sei, desto mächtiger sei auch der Kiewer Thron. Aber die Fürstin hatte sich geirrt. Fürst Oskol schützte nicht die Erde Rußlands, er saß in seiner Burg auf den Schwarzen Bergen und hielt sich eine große Drushina, er wußte, daß ihm dort keiner zu nahe kommen und seinen Platz streitig machen würde. Nicht auf Tschernigow, sondern auf Kiew hatten es die Feinde abgesehen. Auf der einen Seite von Oskols Ländereien lebten die Drewljanen, die nur daran dachten, wie sie sich vom Kiewer Thron lösen konnten, auf der anderen die Wjatitschen, die bis auf den heutigen Tag die Herrschaft Kiews nicht anerkannt hatten. Östlich von Tschernigow erstreckte sich das Steppenland, das Dikoje Polje, mit den Petschenegen. Würde Fürst Oskol seine Wache vom Sejm abziehen, öffnete er ihnen den Weg nach Kiew.

„Fürst Oskol", sagte die Fürstin streng, „warum hältst du die Petschenegen nicht am Sejm zurück? Sie sind durch das ganze Sewersker Land gezogen, waren bei Ljubetsch und Oster und brechen vielleicht bis nach Kiew durch."

„Mütterchen Fürstin", antwortete Oskol langsam, „die Petschenegen sind völlig überraschend vom Dikoje

Polje hereingebrochen, als hätten nicht ihre eigenen Beine, sondern geheimnisvolle Kräfte sie getragen. Ausgerüstet waren sie mit Chasarenschilden und griechischen Schwertern, wie soll ich mich allein gegen Byzanz, die Chasaren und die Petschenegen behaupten?"

„Auf Byzanz und die Chasaren paßt Kiew auf, du halte die Petschenegen aus dem Dikoje Polje im Zaum!"

„Mütterchen Fürstin", erwiderte Oskol gekränkt, „die Steppe ist groß, der Sejm tief, die Wache steht auf dem Berg, der Petschenege schleicht durch die Schluchten!"

„So stell die Wachen Schulter an Schulter auf, daß der Petschenege weder über den Berg noch durch die Schluchten eindringen kann. Damit schützt du nicht nur mich, sondern auch die Sewerjanen."

„Und wen soll ich aufstellen, Mütterchen Fürstin? Die Menschen in Tschernigow, Ljubetsch und Oster bestellen mit Mühe ihr Land."

„Gib ihnen Land, dann schützen sie sich selber!"

„Ich habe kein freies Land an Sejm, Desna und Dnepr. Das ist dein Land, Fürstin."

Fürstin Olga blickte durch ein weit geöffnetes Fenster zum Horizont jenseits des Dnepr, wo sich wie ein rosafarbener Streif das Morgenrot auszubreiten begann und, wie Ähren ihre Grannen, nach allen Seiten leuchtende Strahlen aussandte.

„Was beschließen wir, Männer?" fragte die Fürstin.

„Geben wir dem Fürsten Oskol Land", antworteten heisere Stimmen, „soll er das russische Land schützen!"

„Einverstanden?"

„Einverstanden!"

Dem Schreiber Perenog, der mit Lederrolle und Feder neben einer brennenden Kerze saß, befahl Olga: „Schreib auf, Perenog: Das Land am Sejm ist in einer

Länge von eineinhalb Werst gen Sonnenuntergang dem Fürsten Oskol und seinen Amtleuten zu übergeben, auf daß sie die Grenzen schützen."

„Auch bei Oster, am Dnepr, bei Ljubetsch", setzte Fürst Oskol hinzu.

„Bei Oster in einer Länge von eineinhalb Werst entlang der Desna und ebenso bei Ljubetsch", stimmte die Fürstin zu. „Nur schütze das russische Land, schütze Kiew!"

„Ich werde es schützen, Mütterchen Fürstin", erklärte Oskol entschieden. „Meine Leute haben die Feinde bereits weit ins Steppenfeld zurückgejagt. Bis in alle Ewigkeit werden wir sie nicht nach Kiew vordringen lassen, bis in alle Ewigkeit nicht!"

Trotzdem war die Fürstin noch beunruhigt.

„Vielleicht sollten wir auch eine Drushina ins Dikoje Polje schicken", schlug sie vor.

„Einverstanden, Fürstin!"

„Wir entsenden eine Drushina", sagte die Fürstin, „die der junge Fürst Swjatoslaw und der Wojewode Asmus anführen werden. Hörst du, Sohn?"

„Ich höre", Swjatoslaw nickte der Mutter zu.

Indessen drangen von der Treppe, die zur Diele hinabführte, erregte Stimmen und das Stampfen vieler Füße herüber. In den Beratungssaal kam eine Gruppe von Männern in dunklen Überröcken. Sie trugen breite Gürtel, an denen Taschen für Messer, Feuerstähle und Salz sowie Haken befestigt waren, an die man verschiedene Dinge hängen konnte. Die Ankömmlinge trugen schwere, mit Nägeln beschlagene Stiefel, ihre bärtigen Gesichter waren von Sonne und Wind gegerbt.

Die Aufmerksamkeit der Anwesenden richtete sich sogleich auf einen alten grauhaarigen Mann, der an der Hand geführt wurde — anstelle der Augen klafften zwei schwarze Höhlen.

„Bist du es, Polujar?“ fragte die Fürstin, als sie den Blinden sah.

„Ja, Mütterchen Fürstin, ich bin es!“ rief Polujar und fiel ihr zu Füßen.

„Steh auf, Polujar“, sagte die Fürstin, „sprich!“

Im Saal trat Stille ein.

„Du weißt es, Fürstin, und all ihr Leute wißt es auch“, begann Polujar. „Im zeitigen Frühjahr verließen wir mit den Booten Kiew, um zum Kaspischen Meer zu gelangen. Der Weg war uns nicht fremd, schon unsere Väter und Großväter waren ihn gefahren. Wir beförderten Waren, um sie zu verkaufen oder gegen andere einzutauschen.“

Polujar verstummte einen Augenblick. Wahrscheinlich erinnerte er sich daran, wie sie mit der Strömung der Desna und des Sejm gekämpft, die Boote vom Sejm zum Don geschleppt hatten und dann auf dem Don bis Sarkel gefahren waren, wo gewöhnlich die Chasaren aus ihren weißen Türmen kamen und den Zehnten forderten. Aber über diesen langen und schweren Weg verlor der Kaufmann kein Wort, denn wer hier in Kiew wußte darüber nicht Bescheid?

Er fuhr fort: „Als wir uns Sarkel näherten, sahen wir statt der weißen Türme eine große steinerne Stadt, und statt des Zehnten mußten manche von uns mit dem Kopf bezahlen. Des Nachts fielen Krieger über uns her. Zwei Kaufleute, Grech und Stogud, wurden getötet, viele verwundet. Sie raubten all unsere Waren, und mir stachen sie die Augen aus, weil ich das Schwert nicht aus der Hand ließ.“

„Was war das für eine Stadt?“

„Eine chasarische, nur der Tempel sah griechisch aus.“

„Hast du die Mörder gesehen?“

„Ich habe sie gesehen, Fürstin.“

„Wer waren sie?“

„Griechen."

Im Osten wölbte sich der glänzende Bogen der Sonne. Ihr Licht drang in den Saal und machte die Gestalten der Bojaren, Wojewoden und Amtleute deutlich sichtbar; in ihren Gesichtern standen Sorge und Verzweiflung.

„Mütterchen Fürstin", sagte einer von ihnen, „auf der Wolga wird getötet, in Zargrad geplündert. Und wer schickt die Petschenegen gegen uns? Die Griechen, nur die Griechen!"

„Übel handeln die Chasaren und die Griechen", erklärte Fürstin Olga, „aber wir haben einen Vertrag mit ihnen, den Chasaren zahlen wir Tribut, und auch mit den Griechen in Zargrad haben wir eine Abmachung getroffen."

Einer der Kaufleute erwiderte: „Sie handeln nicht mit uns, sie machen sich über uns lustig! Wie lange sollen wir den Chasaren noch Tribut zahlen? Wofür? Damit sie unsere Leute umbringen? Nein, Fürstin, wir müssen mit dem Kaiser und mit dem Chasarenkhan ins Gericht gehen!"

Fürstin Olga erhob sich von ihrem Sessel. Sie wußte, daß nicht nur die Männer hier im Saal empört waren, das ganze Land dachte wie sie. Aber der Vertrag mit den Chasaren, den einst Igor abgeschlossen hatte, durfte nicht verletzt werden. Das gleiche galt für die Abmachung mit den Griechen.

„Ich habe es vernommen, Bojaren und Wojewoden", sagte sie, „ich werde Botschafter zur Wolga und nach Zargrad entsenden."

„Was können Botschafter ausrichten?" riefen die Wojewoden. „Nicht mit Worten, sondern mit dem Schwert muß man zu ihnen gehen!"

„Wie denn mit dem Schwert?" wandte die Fürstin bekümmert ein. „Während wir zu den Chasaren ziehen, fallen die Griechen bei uns ein, und während wir zu

den Griechen ziehen, rücken die Chasaren nach Kiew vor! In der Steppe lauern die Petschenegen, sie dienen sowohl den Chasaren als auch den Byzantinern."

„Fürchte dich nicht, Fürstin!" riefen die Wojewoden. „Wir werden gegen die Chasaren und dann auch gegen die Griechen zu Felde ziehen!"

Fürstin Olga, sehr blaß, mit brennenden Augen, sagte nach kurzem Schweigen: „Ich fürchte nicht für mich, sondern für die Rus. Ich werde den Vertrag nicht verletzen und auch keine Botschafter schicken — ich fahre selbst nach Zargrad."

„Das ist wohlgetan, Fürstin!" stimmten die Bojaren zu.

„Und in deiner Angelegenheit, Polujar, verfüge ich folgendes", bemerkte die Fürstin, an den blinden Kaufmann gewandt. „Notiere, Schreiber: Dem Kaufmann Polujar ist alles zurückzuerstatten, was er verloren hat. Überdies schenke ich ihm die Bojarenspange und zwei Werst gutes Land am Dnepr."

2

Der junge Fürst Swjatoslaw ritt an der Spitze seiner Drushina auf dem ausgefahrenen Weg jenseits des Dnepr nach Osten. Olga hatte ihm befohlen, die Petschenegen aufzusuchen und, wenn er sie fände, das Schwert zu gebrauchen und sie aus der Steppe zu verjagen.

Neben Swjatoslaw ritt Asmus, der den Fürstensohn von klein auf erzogen hatte; wohin der Fürstensohn ging, dorthin ging auch er. Allerdings fiel es mit den Jahren Asmus immer schwerer, Swjatoslaw auf seinen Feldzügen zu begleiten. Jedoch er klagte nicht darüber, daß er Mühe hatte, im Sattel zu sitzen, und daß er sich bisweilen lieber im Gras ausstrecken würde. Nein, ein

Wojewode, der viel in dieser Welt herumgekommen war, mußte bis zum Tod mit dem Schwert in der Hand ausharren.

Und nicht nur das bewog Asmus, den jungen Fürsten treu zu begleiten. Ihm war ein glückliches Los zuteil geworden: Er stand seit vielen Jahren an Swjatoslaws Seite, lehrte ihn alles, was er wußte, zeigte ihm, was er konnte, und bereitete ihn so auf sein künftiges Amt vor.

Nun ritten sie vor der Drushina her; der junge Fürst ergötzte sich an Himmel und Erde, berauschte sich am Duft der Gräser.

Nach dem Land, über das sie ritten, nach der Ferne, die von Nebelschleiern verhangen war, befragte Swjatoslaw seinen Erzieher.

„Dort, nach Norden zu", erklärte ihm Asmus, „erstrecken sich weithin Felder und Wälder, große Flüsse, Seen. Reitet man weiter, kommt man zum Okowsker Wald, nach Wolok und Sawolotschje, bis man schließlich das Obere Land, Nowgorod und das Eismeer erreicht. Jenseits des Ozeans leben die Waräger, diesseits Polen, Deutsche, Franken und auf einer Insel im Meer die Engländer."

„Überall bis zum Ozean leben unsere Stämme?"

„So ist es, junger Fürst, bis zum Ozean leben Stämme unserer Sprache."

„Sie alle fühlen sich Kiew verbunden?"

„Sie alle blicken auf Kiew, denn ohne unsere Stadt wären sie verloren. Nur die Wjatitschen", er wies mit der Hand nach Nordosten, „zahlen nicht uns Tribut, sondern den Chasaren."

„Woher sind denn die Chasaren gekommen?" fragte Swjatoslaw.

Asmus wurde nachdenklich.

„Hinter der Wolga", antwortete er langsam, „lebten einst unsere Menschen, unsere Stämme, aber dann ka-

men von Süden die Chasaren. Sie haben nicht unseren Glauben und stammen auch aus einem anderen Geschlecht."

„Man hätte sie nicht hereinlassen dürfen!"

Asmus berührte seinen linken Arm, er erinnerte sich wahrscheinlich an alte Wunden.

„Damals war es unruhig in unserem Land, wir mußten gegen die Waräger kämpfen und gegen Byzanz. Inzwischen haben sich die Chasaren an der Wolga niedergelassen, uns den Weg zum Meer abgeschnitten, sich mit den Kaisern von Byzanz, den Christen verschwägert. So kam es, daß wir ihnen Tribut zahlen müssen."

Swjatoslaw zügelte sein Pferd und blickte lange nach Osten, wo eine Wolke am Horizont dahinzog.

„Ist es weit zu diesen Chasaren?" fragte er.

„Über diese Steppe", erwiderte der Erzieher langsam, „muß man einen vollen Mond reiten, dann ist man an der Wolga."

„Und wenn man noch weiter reitet?"

„Die Wolga", fuhr Asmus fort, „fließt in das Kaspische Meer, das wir Chwalynsker Meer nennen. Jenseits dieses Meeres liegen Armenien, Persien, Syrien, Medien, Babylonien, Arabien, Indien und dann, weit, weit entfernt, China. Und im Süden, hinter unserem Russischen Meer, gibt es den Libanon, Numidien, Maghrib, Äthiopien."

„Bist du dort überall gewesen, Onkel Asmus?"

Asmus seufzte tief. „Die Welt ist so groß, mein junger Fürst", sagte er, „daß ein Mensch sie nicht durchwandern kann. Mein Land, seine Stämme, seine Geschlechter — die kenne und liebe ich, Fürstensohn."

Am Abend machten sie vor einem hohen Kurgan halt; sie fesselten die Pferde, legten die Sättel am Hang des Hügels nieder, breiteten Pferdedecken aus, sammelten Reisig und entfachten ein Lagerfeuer.

In der Steppe war es ungewöhnlich still, nur hin und wieder schlug eine Wachtel, wehte das Hufgetrappel von Wildpferden aus der Ferne herüber. Als es kühl wurde, legten sich alle schlafen. Geradewegs auf die Erde, mitten ins duftende Gras, den Kopf auf den Sattel gebettet. Einige Drushinniki wachten darüber, daß sich niemand an den Kurgan heranschlich.

Swjatoslaw streckte sich neben seinen Leuten auf der Pferdedecke aus, legte den Kopf auf den harten Sattel und weidete sich am Anblick des Himmels und der Sterne.

Der Erzieher Asmus lehnte sich an die steinerne Skulptur des Recken auf dem Grab.

„Nacht... Spürst du, junger Fürst, wie die Erde schwimmt?" fragte er leise.

„Wohin?"

„Die Erde schwimmt auf den vier Walfischen im Ozean."

„Und der Himmel über uns?"

Asmus legte den Kopf in den Nacken und betrachtete den Himmel, an dem hier und dort noch Sterne aufflammten.

„Der Himmel ist auch ein Ozean, die Sterne sind die Himmelsleuchten der Götter", antwortete er. „Dort, in weiter, weiter Ferne, liegt die Bernsteininsel Bujan, auf ihr leben Perun und die Göttin Lada. Dort haust ein Donnerdrachen, nistet der Gewittervogel, streunen Blitze und warten die Regenkübel. Dort etwa", er zeigte in der Dunkelheit auf den östlichen Teil des Himmels, „wo unsere Götter leben und Flüsse aus Milch und Honig fließen, ist das Paradies, und dort", er wies nach Westen, „breitet sich der schwarze Ozean aus, wo sich die Sonne bei Nacht und die Sterne bei Tage verstekken."

„Und die Menschen?"

„Jeder Mensch hat sein Schicksal, das von Perun

bestimmt wird. Es gibt glückliche Schicksale, und es gibt unglückliche. Wir beide, mein junger Fürst, haben ein glückliches Schicksal."

„Weshalb?"

„Wir sind Krieger, wir schützen die Heimaterde, und wir verlassen sie, wenn uns Perun ruft und für uns einen Platz in seinen Gärten bereithält. Ist das etwa kein Glück?"

Das Lagerfeuer am Hang des Kurgans flammte bald auf, bald erlosch es, die Stimme von Asmus klang bald lauter, bald leiser. Swjatoslaw schien es, als höre er nicht die Stimme von Asmus, sondern die des steinernen Recken, der auf dem Kurgan stand und mit weitgeöffneten Augen in die dunkle Ferne blickte.

„Die Welt ist groß, Fürst, und überall gibt es böse Mächte, böse Stämme wie die Chasaren und die Byzantiner; sie hassen uns und wollen uns vernichten. Die Rus hat schon viel Übles von ihnen erfahren, und sie werden noch mehr Unheil anrichten, denn sie sind wie Ungeziefer, das den Baum zerfrißt, wie eine schwarze Wolke, die den Himmel verhüllt."

Swjatoslaw stützte sich auf die Ellbogen und rückte näher an Asmus heran. „Weshalb ziehen wir nicht gegen sie zu Felde? Überall höre ich diese Worte."

Es dauerte eine Weile, ehe Asmus nachdenklich antwortete: „Kiew, dieses ganze Land", er machte eine weit ausladende Armbewegung, „ist wie eine Insel im Ozean — von allen Seiten brausen die Wellen heran. Mancherlei Stämme und Horden haben uns überfallen. Die Torken kamen — wir haben sie geschlagen. Die Schwarzen Klobuken wurden über das ganze Land zerstreut. Die Bulgaren versuchten Wasser aus dem Dnepr zu trinken — wir zeigten ihnen das Schwert. Die Rus hat viele Feinde gesehen, und alle sind besiegt worden. Dafür haben Ki, Stschek, Choriw, die Fürsten Oleg und Igor und eine Vielzahl unserer Menschen gesorgt."

Bewegt fügte er hinzu: „Ewiges Gedenken unseren Fürsten und allen Menschen, die für die Rus ihr Leben hingegeben haben!"

„Ewiges Gedenken!" wiederholte Swjatoslaw, und er drückte die Hand seines alten Erziehers.

„Du hast eine starke Hand", fuhr Asmus fort. „Vor den Chasaren und Petschenegen müssen wir auf der Hut sein, wir müssen mit ihnen kämpfen, um bestehen zu können. So denke ich, Asmus, so denken die Drushinniki, so denken viele Menschen. Aber es gibt noch andere Feinde, vor diesen Feinden müssen wir uns noch mehr in acht nehmen als vor den Chasaren und den Petschenegen."

„Wer sind sie, sag doch!"

„Diese Feinde sind unter uns, mein junger Fürst. Sie bestehlen unsere Erde, reißen Felder und Wälder, Flüsse und Seen an sich, raffen Gold und Silber zusammen und finden sich sogar mit den Chasaren und mit den Griechen ab."

„Heißt das, es sind Christen?" entfuhr es Swjatoslaw.

„Nein, es sind nicht nur Christen, viele haben auch unseren Glauben. Wer die Rus vergißt und nur an sich selber denkt, ist unser Feind."

„Sollte auch meine Mutter, die Fürstin...", flüsterte Swjatoslaw.

„Nein", erwiderte Asmus laut. „Unsere Mutter Fürstin ist weise, gerecht, die Erste unter den russischen Menschen, vor Gott und der ganzen Welt."

„Wer dann?" bohrte Swjatoslaw weiter.

„Die Zeit wird kommen", antwortete Asmus langsam, „und du wirst sehen, wer nicht vergebens Gott anruft, wer das Glück des russischen Landes will und wer, obwohl er auf die Götter schwört, der Rus nur Schaden zufügt. Wer diese Menschen sind, sage ich dir nicht, junger Fürst. Du erkennst sie nur dann, wenn du ihnen

Auge in Auge gegenüberstehst. Du wirst ihnen in deinem Leben oft genug begegnen. Dann sei erbarmungslos und bekämpfe sie."

„Ich werde sie vernichten!"

Asmus schien seine Worte nicht gehört zu haben.

„Wenn du merkst, daß du gegen sie nicht bestehen kannst, gib ihnen, wonach sie gieren, Gold und Silber. Aber gib ihnen nicht die Rus, kämpfe um sie! Du bist Igors Sohn, sei wie dein Vater!"

„Onkel Asmus! Ich werde handeln wie Igor, ich werde nie meine Erde, meine Menschen vergessen."

„So soll es sein, mein Fürst! Jetzt aber leg dich hin und schlaf!"

3

Nacht. Der Fürstenhof schlief. Auf den Mauern waren leise Stimmen und die Schritte der Wache zu hören. In den Häusern der Bojaren und Wojewoden und in den Hütten an den Stadtmauern war es dunkel und still.

Nur einige Fenster der Burg glimmten wie kleine rote Kohlenstücke. Hinter einem dieser Fenster, das auf den Dnepr hinabschaute, zeichnete sich ein Schatten ab.

Dort stand Fürstin Olga. Sie hatte sich bei Einbruch der Dunkelheit zu Bett gelegt, aber keine Ruhe finden können. Nun stand sie am Fenster und schaute auf das nächtliche Kiew, auf die Häuser, die Mauern, und auf die Sterne, die in großer Höhe funkelten und sich im Dnepr spiegelten.

Weshalb konnte die Fürstin zu dieser späten Stunde, da sich alles ringsherum ausruhte, keinen Schlaf finden? Beunruhigte sie die Nachricht von den Petschenegen im Steppenland? Oder hatte der Kaufmann Polujar sie erschreckt, als er von der neuen Festung am Don

berichtete? Oder war sie einfach schwermütig und unruhig, weil sie sich in dieser schwülwarmen Nacht einsam fühlte? Der Körper glühte, das Ruhelager war kalt, Geflüster und Atmen schienen das Dunkel zu erfüllen.

Nein, etwas anderes quälte die Fürstin und ließ sie nicht zur Ruhe kommen. Als ihr Mann Igor vor vielen Jahren im Land der Drewljanen gefallen war, hatte sie in den Nächten lange nicht schlafen können und immer auf ihn gewartet. Sogar als sie sich endlich davon überzeugt hatte, daß er nicht zurückkehren würde, hatte sie noch ständig an ihn gedacht und sich sehnsüchtig seiner erinnert. Aber das alles lag weit zurück. Ihre Söhne waren herangewachsen, ihnen galt die ganze Liebe der Fürstin.

Auch die Nachricht vom Einfall der Petschenegen erschütterte sie nicht mehr. Seit Kiew bestand, waren viele Horden vorübergezogen, darunter auch solche, die versuchten, die Mauern zu erklimmen. Aber sie waren stets gescheitert.

Die Fürstin dachte auch an die Festung Sarkel am Don. Nicht zum erstenmal waren ihre Kaufleute auf dem Weg zum Kaspischen Meer mit Räubern und Mördern zusammengestoßen. Finster und drohend dehnte sich der Osten, schrecklich waren die unendlichen Weiten hinter der Wolga. Sie würde Botschafter zum Chasarenkhan schicken, und wenn erst einmal die Söhne herangewachsen waren, sollten sie mit den Khanen abrechnen.

Vor allem aber fürchtete die Fürstin einen Krieg. Wie viele Jahre hatte sie ihr Land friedlich regiert, wie viele Jahre kannte die Rus schon keinen Krieg! Die Wojewoden riefen zum Feldzug gegen die Petschenegen, sie wollten die Eindringlinge aus dem Steppenland verjagen und nach Sarkel vorrücken. Der Wojewode Svenald hatte schon mehrmals geäußert, daß der

Frieden für die Rus schlimmer sei als ein Krieg, daß die Rus in ihren Grenzgebieten und in den Steppen mehr Blut vergieße als in einem Krieg und daß Byzanz Rußland auf den Pelz rücke.

Wußte die Fürstin nicht selber, wieviel Unheil die Petschenegen und die Chasaren dem russischen Land brachten? Sah sie nicht, wie Tag für Tag das Blut ihrer Menschen vergossen wurde? Trotz allem glaubte sie fest daran, daß selbst der härteste Frieden besser sei als der Tod auf dem Schlachtfeld, daß es besser sei, den Chasaren Tribut zu zahlen, als mit ihnen zu kämpfen, daß es besser sei, unter großen Anstrengungen mit den Griechen Handel zu treiben, als sie mit der Waffe anzugreifen.

Ihren Plan, sich selber nach Zargrad zu begeben, hatte die Fürstin wohlüberlegt. Der Weg auf dem Dnepr und übers Meer nach Konstantinopel war schwierig, weit und voller Gefahren, aber sie beabsichtigte schon seit langem, einmal mit dem Kaiser zu sprechen.

Ihr Leben lang war Fürstin Olga bemüht gewesen, in Rußland Ordnung zu schaffen, es zu einigen und zu stärken. Ihr lag auch daran, den Menschen das Leben zu erleichtern. Sie hatte das Land in Amtsbezirke und Dorfgemeinden eingeteilt und für alle einheitliche Steuern und Abgaben festgelegt. Das war keine leichte Aufgabe gewesen. Wie viele Jahre mußten darüber vergehen! Fürstin Olga war noch eine junge Frau gewesen, als sie an der Spitze ihrer Drushina auszog, ihren Mann Igor zu rächen und die Drewljanen dem Kiewer Thron zu unterwerfen. In grimmiger Winterkälte war sie im Schlitten bis zum Oberen Wolok und bis ins Wjatkaer Land gefahren, um die Rus mächtiger zu machen.

Olga hatte getan, was getan werden mußte! Trotzdem standen der Rus neue schwere Entscheidungen bevor. Wo blieb da die Gerechtigkeit?

Sie betete und hörte nicht, wie sich die Tür ihres Gemachs leise öffnete und jemand über die Schwelle trat. Es war der Priester Grigori. Er wohnte ebenfalls in der Fürstenburg, denn für einen christlichen Priester war es gefährlich, sich in seinem Gotteshaus, das am Flüßchen im Podol stand, aufzuhalten. Die Fürstin rief ihn auch oft zu sich.

Im schwarzen Priestertalar, das Evangelium in der Hand, stand Grigori auf der Schwelle, sah die Fürstin an, die vor dem Bild Christi kniete, und ein Lächeln glitt über sein bleiches Gesicht.

„Du hast mich rufen lassen, Fürstin?"

„Ja, ich habe dich rufen lassen. Setz dich, Vater."

Olga setzte sich in einen Sessel, der Priester nahm auf einer Bank Platz. An ihrem bleichen Gesicht, den brennenden Augen und den zusammengepreßten Lippen sah er, daß sie sehr erregt war.

„Die Fürstin hat gebetet, und das ist gut", begann der Priester. „Aber irgend etwas bedrückt doch die Fürstin."

„Ich habe Angst, Vater."

„Weshalb?"

Sie sah zum Fenster, vor dem leise die Zweige der Bäume raschelten, und sagte dann: „Ich sehe ringsum das große Land, die vielen Stämme und Sippen, die hier seit unzähligen Jahren leben, die Feinde überwältigten, Städte erbauten. Viele Mühen haben meine Ahnen, die Fürsten, auf sich genommen, um die Stämme und Geschlechter zu einen und die Feinde abzuwehren. Kiew und die Rus werden jetzt überall geachtet... Vorzeiten lebten die Menschen einig in ihren Sippen, und die Jahre vergingen in Ruhe und Frieden."

„Die Welt ist unwandelbar", warf der Priester ein, der den Gang ihrer Gedanken erriet, „wir sehen es nur mit anderen Augen."

„Nein, Vater", unterbrach ihn die Fürstin, „die Welt

verändert sich. Sie hat sich verändert: ein Mann steht gegen den anderen auf, der Sohn gegen den Vater, der Bruder gegen den Bruder, die Arbeitsleute gegen die Bojaren und Wojewoden. Und nicht nur gegen sie, sondern auch gegen die Fürsten. Was ist geschehen, Vater?"

„Die Welt ist unwandelbar, Fürstin", wiederholte der Geistliche. „Immer hat sich der Bruder gegen den Bruder erhoben, als erster hat Kain seinen Bruder Abel erschlagen; immer gab es Fürsten und einfaches Volk, denn wie es auf der Welt den Mond und die Sterne gibt, so gibt es auch Reiche und Arme."

„Aber wo ist mein Gott?" flüsterte die Fürstin. „Vor meinen Augen bringen die Menschen Perun Opfer und verehren ihn, danach gehe ich und bete zu Christus."

„Wichtig ist nicht, vor welchen Bildern sich ein Mensch verneigt, wichtig ist, zu was für einem Gott er sich bekennt."

„Ich glaube an Christus und bete zu ihm allein", erwiderte die Fürstin. „Aber was habe ich zu tun, wenn er mir befiehlt: Du sollst nicht töten? Meine Bojaren und Wojewoden sagen: Wenn ein Mann den anderen umbringt, rächt der Bruder den Bruder, der Vater den Sohn, der Sohn den Vater. Christus aber gebietet: Du sollst nicht töten! Und ich befehle, jene zu töten, die stehlen, rauben und Ackerraine umpflügen."

„Christus sagt: Du sollst nicht töten! Aber er belohnt das Gute und verzeiht jedem, der Böses getan."

„Verzeiht er auch Mord?" fragte die Fürstin begierig.

„Er verzeiht, wenn dieser den Menschen Gutes bringt."

„Was aber ist gut und was ist böse?"

Der Priester gab lange keine Antwort, er verschränkte die Arme auf der Brust und blickte zum sternenbesäten Himmel. „Auf der Welt leben das Gute und das Böse nebeneinander", sagte er schließlich, „denn

es gibt einen Gott, aber es gibt auch einen Teufel; das Gute kommt von Gott, das Böse vom Teufel. Gott läßt jedem Gerechtigkeit widerfahren... Bete, Fürstin", fügte der Priester leise, aber gebieterisch hinzu.

Die Fürstin kniete nieder.

„Bete", sagte der Geistliche. „Gott wird dich und Rußland beschützen."

Fürstin Olga begann zu beten.

Drittes Kapitel

1

Ants Enkel Dobrynja diente in der Leibwache der Kiewer Fürstin. Von seinen Landsleuten aus Ljubetsch, die oft nach Kiew kamen, erfuhr er bald vom Tod des Sippenältesten und wartete seither auf eine Gelegenheit, in die Heimat fahren zu können.

Diese Gelegenheit bot sich sehr bald. In den abgelegenen Gebieten des Landes wurde der von Kiew festgesetzte Tribut von Leuten der Fürstin eingezogen. Sie nahmen sich das Ihre und schickten einen Teil nach Kiew. In den nahegelegenen Gebieten der Poljanen, Drewljanen und Sewerjanen forderten sowohl die ortsansässigen Fürsten als auch Fürstin Olga Tribut. Am Dnepr und an der Desna waren Abgabestellen eingerichtet worden, wohin sie Männer mit einer Drushina schickte, die Steuern der Bauern einzuziehen. Mit einer solchen Drushina zog Dobrynja in die Stadt Oster, ließ sich dort vom Hundertschaftsführer beurlauben und begab sich nach Ljubetsch.

Auf einem Frachtschiff, mit dem Kaufleute aus Kiew in das ferne Nowgorod fuhren, näherte sich Dobrynja seinem Heimatdorf. Hier war er geboren und aufgewachsen, hier hatte er seine Eltern und seine Schwester Maluscha zurückgelassen, hier hatte sein Großvater Ant sein Leben verbracht.

Kaum hatte sich der Bug des Frachtschiffs in den Sand gewühlt, da sprang Dobrynja schon an Land. Die Kaufleute fuhren weiter, er kletterte das steile Ufer hinauf und rannte über die Wiese auf die Siedlung zu. Auf dem Weg zur Hütte begegnete er niemandem,

selbst der Hund war nicht zu sehen. Nur das alte Pferd stand auf dem Wall.

Dobrynja lief eilig über den Hof, riß mit einem Ruck die Tür auf und trat in die Hütte.

„He, ist hier jemand?" rief er in das Halbdunkel.

„Wen suchst du, guter Mann?" fragte eine Stimme aus dem Hintergrund.

Mitten in der Hütte glomm kläglich das Feuer, dessen schwacher Schein auf die alte Pritsche fiel. Darauf lag, den Kopf zur Tür gewandt, ein Mann mit bärtigem Gesicht und verschlafenen, seltsam gleichgültig blickenden Augen.

„Ich bin es, Dobrynja!"

„Mein Sohn!" rief Mikula. „Ich dachte schon, es wäre Brasd oder Swarg."

Der Vater erhob sich von der Pritsche, auch Wista und Maluscha, die ebenfalls dort geschlafen hatten, sprangen auf und liefen Dobrynja entgegen.

„Du erwartest deine Brüder, Vater?"

Mikula winkte müde ab. „Ich werde dir alles erzählen, mein Sohn! Setzen wir uns ans Feuer und reden miteinander. Du, Wista, mach uns etwas zu essen und bring Met aus dem Keller, ein Krug ist noch übriggeblieben."

Weder Wista noch Maluscha hatten ein Ohr dafür, was Mikula sagte. Ihre verzückten Blicke hingen an Dobrynja. Vorsichtig berührten sie seinen weißen Wollmantel mit den silbernen Verschlüssen, den breiten Gürtel, das Schwert. Erst als sie alles begutachtet hatten, eilte Wista, das Essen vorzubereiten. Maluscha wich dem Bruder nicht von der Seite, und als er sich setzte, kauerte sie sich neben ihn.

„Nun ist Vater Ant nicht mehr", begann Mikula, wobei er Holz in den Herd warf. „Auf die Jagd ist er gegangen und vom Pfeil eines Petschenegen getroffen worden."

„Habt ihr ihn nach unserem Brauch begraben? Ein Totenfest gefeiert?"

„Ja, Dobrynja, wir haben ihn begraben, wie es Sitte ist. Ganz Ljubetsch hat sich eingefunden. Nach dem Totenfest aber hat man beinahe mich getötet."

„Wer?"

„Meine Brüder Brasd und Swarg."

„Weshalb?"

„Nun, deshalb."

Mikula wies mit weit ausladender Bewegung auf die Wände, die Pritsche, den Herd. „Als das Totenfest beendet und alle gegangen waren, blieben wir drei hier am Herd zurück. Sie sagten, daß wir nun nach Vaters Tod das ganze Vermögen teilen müßten, was wir auch taten. Doch dann forderten sie plötzlich Gold und Silber von mir und hätten mich fast umgebracht."

„Hast du ihnen alles gegeben?"

„Ich habe ihnen alles gegeben. In der Tat hat unsere Sippe viel Gerät: Wagen, Pflüge, Eggen, Werkzeuge aus Metall, Tiegel und irdene Töpfe. Gold und Silber aber besitzt unsere Sippe längst nicht mehr."

„Was hast du dir genommen?"

„Oho", antwortete der Vater, „eine ganze Menge: die Hütte, die Vorratskammer, die Kornkammer, den Honigkeller, die Umzäunung für das Vieh. Auch Vaters Waffen sind noch da. Nimm sie dir, Dobrynja, ich habe sie für dich aufbewahrt."

„Danke, Vater!" erwiderte Dobrynja. „Aber du siehst ja selbst, ich habe bessere Waffen. Behalte sie getrost, vielleicht brauchst du sie noch."

„Wieso nicht?" Mikula wurde nachdenklich. „Waffen sollte man immer im Hause haben."

„Vater, ich denke über etwas anderes nach", fuhr Dobrynja fort. „Deine Brüder haben dich bestohlen, sie haben dir alles genommen."

„Kann sein." Mikula seufzte. „Es scheint alles da-zusein, aber in Wirklichkeit ist nichts da. Die Vorrats-kammer ist leer, in der Kornkammer piepsen die Mäu-se, das Pferd, das sie mir gelassen haben, liegt mehr, als daß es steht."

„Ich werde mit Brasd und Swarg reden."

„Das ist nicht notwendig, Sohn. Sie haben das Ihre genommen — wie es Brauch ist."

„Kann ich dir irgendwie helfen?" fragte Dobrynja.

„Helfen?" Mikula lachte. „Ich habe eine Axt und einen Hakenpflug, außerdem zwei Hände, gute Hände hat auch Wista."

„Wir werden schon durchkommen, mein Sohn", bestä-tigte die Mutter.

„Nur um Maluscha tut es mir leid", sagte der Vater nachdenklich. „Wenn alles wie früher wäre, könnten wir etwas für ihre Mitgift zur Seite legen, und jemand aus unserem Geschlecht würde das Mädchen heimfüh-ren. Aber so..."

Dobrynja betrachtete die Schwester neben sich mit Wohlgefallen, und ihm wurde das Herz schwer. Wirk-lich, hier in Ljubetsch erwartete sie ein freudloses Schicksal, hier erblühte ihre Schönheit völlig vergе-bens, weil sie keine Mitgift hatte.

Ihm war der Honigwein leicht zu Kopf gestiegen, und da er der Schwester etwas Gutes tun wollte, sagte er: „Wie wäre es, wenn ich Malka mit in die Stadt nähme?"

„Was sagst du, mein Sohn?" Der Vater verstand nicht gleich.

„Ich sage, ich will Maluscha nach Kiew mitnehmen. Willst du mitkommen, Malka?" fragte er die Schwester.

Sie sah Dobrynja mit ihren großen Augen an. Auf diese Frage zu antworten, fiel ihr nicht leicht. Sie war gewohnt, nur zu tun, was die Eltern befahlen. Ratlos wandte sie sich dem Vater zu.

„Na, Malka", ermutigte er sie, „überleg selbst, willst du mit nach Kiew?"

„Ja, ich will", antwortete Maluscha leise.

„Also gut", sagte Dobrynja. „Wir werden zum Dnepr gehen, ein Frachtschiff besteigen und nach Kiew fahren. Dort zeige ich dir den Podol, die Fürstenburg, in der Fürstin Olga mit ihren Söhnen lebt, wo die Häuser mit den goldenen Spitzen stehen und auf den Mauern Krieger mit Fahnen postiert sind. Solche Hände wie deine braucht man dort."

Mikula, Wista und Maluscha lauschten der Erzählung von der Stadt Kiew wie einem wunderbaren Märchen und hätten noch lange zuhören können. Dobrynja aber schloß mit den Worten: „Mach dich fertig, Maluscha. Morgen früh brechen wir auf."

Maluscha, die in einer Ecke des Schiffes kauerte, um die Ruderer nicht zu stören, versuchte sich vorzustellen, was ihr bevorstand. Aber es gelang ihr nicht. Dobrynja war gekommen und hatte sie mitgenommen. Was nun?

Dobrynja stand, prächtig anzusehen, am Steuer, die Ruderer richteten die Ruder auf, einige Ljubetschaner stießen das bis zum Rand beladene Schiff vom Ufer ab. Es kam in Bewegung, zerschnitt mit dem spitzen Bug das bläuliche Wasser und zog eine gekräuselte, silbrige Spur.

Maluscha beobachtete beunruhigt, wie schnell das Ufer hinter dem Schiff zurückblieb und wie die Gestalten dort immer kleiner wurden. Ein letztes Mal hallte ein Abschiedsruf zu ihr, dann dehnte sich zu beiden Seiten des Schiffes der Dnepr aus, ein ebener Schoß, über dem in blauer Höhe weiße Wolken segelten. Maluscha kannte nur ihr Dorf, die Steilufer des Dnepr nahe der Siedlung, jeden Baum dort und jeden Strauch. Hinter dem Dorf, hatte sie gedacht, ende die Welt.

So fuhren sie zwei, drei Tage. Voll Begeisterung betrachtete Maluscha vom Sonnenaufgang bis zum Sonnenuntergang die Ufer, die wie ein Band an ihr vorüberzogen, die Siedlungen, an denen sie vorbeiglitten, und die Schiffe der Kiewer Kaufleute, die ihnen begegneten.

Abends konnte sie lange nicht einschlafen, sie saß in ihrem Winkel und blickte zum Himmel, an dem unzählige Sterne funkelten, zu den Ufern, die in der Dunkelheit drohend aussahen, und zu den einsamen Lichtern, die im weiten Feld dahinter geisterten. Eines Tages sah sie im Morgengrauen auf einem Berg am rechten Ufer eine Stadt mit hohen Mauern und Türmen. Das war Wyschgorod.

Hinter Wyschgorod wand sich der Dnepr nach links. Hier trafen die Wasser und Winde von dem Dnepr und der Desna aufeinander, überall brodelte es, und das Frachtschiff tauchte mit dem Bug in eine hohe Welle. Bald legte sich der Wind, die Strömung ließ nach, die Oberfläche des Dnepr wurde wieder glatt und blau; darin spiegelten sich die Wälder, die Uferwiesen am Flüßchen Potschaina, das in den Dnepr mündet, die Berge — und auf ihnen Kiew.

Vom Schiff aus war auch die Anhöhe zu sehen, auf der sich die aus Balken gefügte Fürstenburg erhob mit vielen Türmen, der Stadtmauer, den Toren und dem Palisadenzaun. Ihre Dächer, von der aufgehenden Sonne angestrahlt, gleißten golden.

Am Berghang hafteten wie Egel die Höfe der Bojaren, für die der Platz auf der fürstlichen Gora nicht ausgereicht hatte. Hier standen auch die Häuser von Hofleuten, Handwerkern und Knechten. Noch weiter unten reihten sich wie Schwalbennester die Lehmhütten und Katen des einfachen Volkes und der Leibwache. Dieser Teil wurde Vorstadt genannt. Hinter der Vorstadt fiel das Land steil zum Dnepr ab. Mitten durch

die Schluchten zogen sich mehrere Wege, einer, der steilste, führte zum Dnepr hinunter, die anderen zur Potschaina.

Unten an der Potschaina drängten sich wieder Katen und Erdhütten. Auf einem Hügel erhob sich der hölzerne Wolos; in den Buchten lagen mit gerafften Segeln Schiffe und Einbäume. Eine Fähre setzte zum linken Ufer über, wo die Landstraße begann, auf der die Kiewer Kaufleute mit ihren Pferdefuhrwerken in ferne Länder zogen und Fremde hier eintrafen.

2

Kaum hatten die Schiffe an den gelben Steilufern der Potschaina angelegt, als schon die Kaufleute auf sie zugeeilt kamen und Fuhrwerke heranholperten. Der Handel begann, keiner wollte ihn versäumen. Es war ein Heidenlärm, die Pferde wieherten, Staub wirbelte empor.

Dobrynja wartete, bis das Treiben ein Ende hatte. Selbst als alle Kaufleute mit ihren Fuhrwerken verschwunden waren, ging er noch lange unruhig am Ufer auf und ab.

Erst jetzt begriff er, daß sein Plan, Maluscha in Kiew unterzubringen, nicht so einfach zu verwirklichen war, wie es ihm in Ljubetsch schien.

Maluscha, in grobes Leinen gehüllt, saß am Heck und sah mit ängstlichen Augen auf die Potschaina. Was sollte mit ihr geschehen? Ein Mädchen, das keiner kannte, würde doch nicht in die Fürstenburg eingelassen werden!

Im übrigen durfte Dobrynja sich nicht lange besinnen. Er mußte etwas tun, bevor es Abend wurde, die Brücke zur Gora hochgezogen und das Tor zugesperrt war.

„Du bleibst hier", sagte er zu Maluscha, „ich schaue mich ein wenig um, dann komme ich zurück."

„Ich bleibe hier sitzen und warte", antwortete das Mädchen und versuchte zu lächeln.

Dobrynja kehrte lange nicht zurück. Plötzlich ertönte Pferdegetrappel. Auf dem Pferd saß ein prächtig ausstaffierter Krieger. Sie wollte sich gerade verstecken, da rief der Reiter ihr zu: „Maluscha! Maluscha!"

Erst jetzt erkannte sie, daß auf dem Pferd ihr Bruder Dobrynja saß.

Maluscha flatterte ihm sogleich wie eine Schwalbe entgegen und dachte gerade noch daran, das kleine Bündel, das die Mutter ihr gepackt hatte, mitzunehmen.

„Steig auf!" sagte Dobrynja und streckte ihr eine Hand entgegen.

Dobrynja trieb das Pferd an. Sie ritten einige Zeit durch flaches Land, hier und dort standen ärmliche Katen und Erdhütten inmitten von umzäunten Feldern, auf denen verschiedene Gemüsesorten wuchsen. Das war die Obolon, der fürstliche Gemüsegarten, wie Dobrynja erklärte. Dann gerieten sie plötzlich in eine riesige Menschenmenge, sie hatte sich um ein hohes hölzernes Götzenbild versammelt, vor dem ein Feuer brannte; alle schrien, stritten, gestikulierten.

„Fürchte dich nicht", sagte Dobrynja, „das ist der Marktplatz mit dem Gott Wolos."

Maluscha betrachtete neugierig das Marktgetümmel und den vom Feuerschein beleuchteten Gott, der mit silberglänzenden Augen auf den Podol, die Potschaina und, wie es Maluscha schien, auch auf sie herabblickte.

Als Maluscha schließlich wieder nach vorne sah, bemerkte sie, daß sie sich jetzt dem Fürstensitz näherten; auf seiner Höhe reckten sich die Mauern, das Tor und die Brücke.

Plötzlich konnte Maluscha nichts mehr sehen, weil Dobrynja sie mit seinem Schild zudeckte.

„Bleib so hinter dem Schild sitzen! Ich erklär's dir später", flüsterte er.

So geschah es, daß Maluscha auf die Gora gelangte, ohne sie sogleich in Augenschein nehmen zu können. Sie duckte sich hinter dem Schild wie ein Tier, sah nur Dobrynjas Arm, mit dem er den Schild hielt, hörte, wie das Pferd schnaufte, als es zur Fürstenburg hinaufstieg, und wie schwer Dobrynja atmete.

Da trappelten die Hufe des Pferdes schon über die Brücke, an der einige Wachposten standen; dann kam das Tor, daneben wieder mehrere Wächter. Dobrynja hatte sich nicht verrechnet, alles verlief nach Plan. Die Wachen sahen nur, daß der Krieger auf dem Pferd stolz den Schild vor sich hielt, und ließen ihn passieren.

Unmittelbar hinter dem Haus der Gridni, der fürstlichen Leibwache, zügelte Dobrynja das Pferd. Hier lebten seine Freunde, ebensolche Krieger wie er. Als sie das Klappern der Hufe hörten, kamen sie sogleich herbei, um zu sehen, wer der Reiter war.

„Das ist doch Dobrynja!" rief einer von ihnen, ein großer, breitschultriger Mann mit tiefen Narben im Gesicht und roten Haaren, den alle Tur nannten. „He, Dobrynja, wo warst du?"

Dobrynja antwortete nicht. Er sprang vom Pferd, und nachdem er den Schild an einen Baum gelehnt hatte, reichte er Maluscha beide Hände.

„Wo warst du, Dobrynja, daß du solch ein hübsches Mädchen gefunden hast?" riefen einige Gridni. „Bei den Petschenegen oder bei den Chasaren?"

Maluscha sah sich verwirrt um. Rotwangige, schnurrbärtige junge Männer umringten sie von allen Seiten, sie lachten, zupften sie am Ärmel und sogar am Zopf. Sie wich zurück und sah den Bruder flehend an.

Dobrynja stand schweigend neben ihr und schaute eine Weile finster drein, dann rief er: „Ihr seid wohl selber Petschenegen! Was denkt ihr euch? Das ist meine Schwester Maluscha, hört ihr, meine Schwester!"

Im Nu waren die Männer still und sahen das Mädchen mit anderen Augen an, liebevoll, warmherzig.

„Warum hast du das nicht gleich gesagt?" erklärte Tur. „Schließlich ist es noch nie vorgekommen, daß eine Frau hinter einem Schild hier eingeritten ist. Bestimmt werden dir, Maluscha, auf der Gora viel Ehre und Glück beschieden sein."

Dobrynja saß auf der kleinen Außentreppe seiner Unterkunft und dachte nach, was er mit seiner Schwester anfangen sollte. Er selbst lebte mit zwanzig Gridni in einem Haus an der Stadtmauer, dort konnte er sie nicht unterbringen. Maluscha hatte sich inzwischen die ganze Stadt angesehen und war jetzt auf dem Weg zur Opferstätte, an der die Priester das Abendopfer darbrachten.

Da half ihm der Griden Tur, derselbe, der sich vor kurzem noch über Maluscha lustig gemacht hatte. Wie zufällig blieb er bei Dobrynja stehen und fragte: „Warum läßt du den Kopf hängen?"

Dobrynja sah ihn an, als wolle er sich überzeugen, ob Tur nicht wieder spottete. Aber der meinte es offenbar ernst.

„Ich hab keinen Grund, lustig zu sein", antwortete Dobrynja unwirsch. „Zu Hause konnte meine Schwester nicht mehr leben, da hab ich sie eben mitgenommen. Und hier? Ich weiß einfach nicht, was mit Maluscha werden soll. Sie ist fast noch ein Kind, kennt nur ihr Dorf und hat noch nie für sich sorgen müssen."

Sie schwiegen. Dobrynja blickte ratlos vor sich hin, Tur sah zum Himmel, der zu dunkeln anfing, zu den Tauben, die wie kleine weiße Tupfer davor schwebten.

Tur lachte plötzlich auf. „Maluscha kann doch zu uns kommen."

„Zu uns?" fragte Dobrynja verwundert.

„Natürlich nicht mit ins Haus", unterbrach ihn Tur, „sondern nach oben."

„Wohin?"

„In den Taubenschlag." Tur zeigte auf den großen Taubenschlag, der mit einem Ende auf dem Dach und mit dem anderen auf dem Ast einer alten Eiche ruhte. „Dort werden Hafer und Heu gelagert. Im Winter steigen die fürstlichen Wachen hinauf, aber jetzt verirrt sich niemand dorthin; kein Mensch wird Maluscha belästigen."

Dobrynja überlegte. Tur hatte recht. Hier auf der Gora waren die Tauben sehr beliebt, Taubenschläge gab es auf fast allen Fürsten- und Bojarenhäusern. Keiner rührte die Tauben an, keiner aß sie, sie galten als göttliche Vögel, vermehrten sich in Freiheit und flatterten in Schwärmen über den Fürstensitz.

„Eine gute Idee", stimmte Dobrynja zu, „in der Futternische dort oben wird es ihr gut gehen, und auch der Hundertschaftsführer wird wohl nichts dagegen haben."

„Wozu ihm das auf die Nase binden? Schließlich ist es kein Haus der Gridni, sondern ein Taubenschlag. Bei Tage kann Maluscha spazierengehen, und schlafen wird sie dort oben. Zu essen und zu trinken bringen wir ihr. Einverstanden, Dobrynja?"

„Einverstanden!"

In dieser Nacht schlief Maluscha in der Futterkammer des Taubenschlags. Abendbrot hatte sie zusammen mit dem Bruder im Haus der Gridni gegessen — eine schmackhafte Fischsuppe und duftendes Brot. Als es ganz dunkel war, begleitete Dobrynja sie zum Taubenschlag und half ihr hinaufzuklettern.

„So, Malka, schlaf recht gut. Die Tauben sind sauber, sie tun dir nichts."

„Ich fürchte mich nicht. In ihrer Gesellschaft ist es gemütlich!"

In der Kammer war es still und warm; durch eine kleine Luke war ein Stück des sternenübersäten Himmels zu sehen. Nahe der Wand gurrten die Taubeneltern, leise piepsten die Taubenjungen. Maluscha war zufrieden und glücklich, an diesem Tag hatte sie so viel gesehen und erlebt wie in ihrem ganzen Leben nicht. Bald schlief sie ein.

Im Haus unterm Taubenschlag lagen die Gridni in tiefem Schlaf. Nur einer konnte keine Ruhe finden. Lange lag er mit offenen Augen auf der Holzpritsche, dann stand er auf, schlich sich leise hinaus und setzte sich auf einen Erdhügel vor dem Haus. Der rothaarige, stets gutgelaunte Tur war traurig. Er sah zum Taubenschlag hinauf und dachte an Maluscha. Dieses Mädchen mit den braunen Augen beschäftigte ihn sehr. Sie erinnerte ihn an vergangene Jahre, an sein Zuhause, an seine Schwester Weselka. Wahrhaftig, sie hatte große Ähnlichkeit mit ihr. Tur sah Maluscha vor sich, wie sie dort im Taubenschlag lag und leise im Schlaf atmete, und sein Herz klopfte. Er wollte neben ihr sitzen, ihre Hand nehmen und liebe Worte zu ihr sagen.

Nein, der Griden Tur wußte selber nicht, was mit ihm geschah.

3

Die Beschließerin Jaryna hatte die tadelnden Worte der Fürstin nicht vergessen, und sie überlegte, wen sie sich wohl als Hilfe nehmen konnte. Ihr waren viele Hofmädchen unterstellt, aber keine von ihnen kam in Frage. Die eine war unbeholfen und die andere unverschämt, die dritte hatte ein häßliches Gesicht und

würde den Fürsten nicht gefallen. Jaryna warf oft einen prüfenden Blick auf Praxeda; dieses Hofmädchen war geschickter als die anderen, und mit ihrer schlanken Figur, der hohen Stirn und den großen dunklen Augen machte sie auch einen guten Eindruck. Dem scharfen Blick der Beschließerin entging aber nicht, daß Praxeda, obwohl sie sich still und sanft gab, viel mit anderen Hofmädchen herumstritt. Sie war rachsüchtig und unbeherrscht. Deshalb scheute sich Jaryna, sie in den fürstlichen Speisesaal einzuführen.

Der Herbst kam und brachte der Beschließerin viel Arbeit. Die anderen Fürstenhöfe lieferten jetzt Waren aller Art zur Gora: Getreide, Honig, Wachs, gedörrten und gesalzenen Fisch. Jaryna war unermüdlich auf den Beinen, ihr am Gürtel befestigtes schweres Schlüsselbund klapperte in den Speichern, in den Weinkellern und in den Ställen; was mußte nicht alles bedacht werden, ehe der Winter kam.

So erinnerte sie sich auch an den Taubenschlag; man mußte Korn für die Vögel besorgen und nachsehen, ob nicht etwa eine Wand beschädigt war.

Den großen Taubenschlag auf dem Haus der Gridni bestieg Jaryna beim Morgengrauen, als die Männer drinnen noch schliefen. Sie begegnete ihnen nicht gern, mehr als Raunzen und üble Worte bekam sie von ihnen nicht zu hören. Deshalb bemühte sich Jaryna, keinen Lärm zu machen, als sie die kleine Leiter zum Taubenschlag hinaufstieg und die schmale Tür öffnete. Plötzlich wäre sie vor Schreck beinahe die Leiter hinuntergestürzt: Im fahlen Morgenlicht erblickte sie vor sich in der Kammer eine Gestalt.

„Wer da?" flüsterte Jaryna, da sie befürchtete, es könne ein Streich der Gridni sein.

„Ich bin es!" antwortete eine zarte Mädchenstimme.

„Los, komm herunter!" sagte Jaryna und stieg die kleine Leiter wieder hinab.

Aus dem Taubenschlag kroch ein Mädchen hervor, allem Anschein nach nicht älter als fünfzehn, sechzehn Jahre. Es war barfuß und trug einen Leinenkittel, der von einem Strick zusammengehalten wurde, das Gesicht war ungewaschen, das Haar zerzaust. Aber das Mädchen hatte etwas an sich, das Jaryna sofort zusagte. Sie bedauerte nun, daß sie es so eingeschüchtert hatte.

„Komm her, Mädchen", sagte Jaryna.

Maluscha trat näher, am ganzen Leibe zitternd.

„Weshalb fürchtest du dich?" fuhr die Beschließerin so freundlich wie möglich fort. „Ich tue dir nichts, komm her!"

Maluscha wagte sich noch einen Schritt vor.

„Woher bist du?" fragte Jaryna.

„Aus Ljubetsch", antwortete das Mädchen mit verzagter Stimme.

„Wie heißt du?"

„Malka."

„Du bist noch sehr jung, was hat dich hierher verschlagen?"

„Mein Bruder Dobrynja hat mich hergebracht."

Im selben Augenblick kam jemand den Weg entlang; es war Dobrynja, der einen Sattel trug. Als er die Beschließerin erblickte, die ihrerseits auch von den Gridni nicht besonders geliebt wurde, wollte er grüßen und weitergehen. Aber Jaryna war nicht allein, und als Dobrynja näher kam, sah er, daß sie mit seiner Schwester Maluscha sprach. Wie angewurzelt blieb er stehen; es fehlte nur, daß die Beschließerin von seiner Eigenmächtigkeit erfuhr.

Aber Maluscha löste die Angelegenheit auf ihre Art. Als sie Dobrynja erblickte, stürzte sie auf ihn zu und versteckte sich hinter seinem Rücken.

„Höre, Griden", sagte Jaryna, „was ist das für ein Mädchen?"

Dobrynja legte den Sattel ins Gras und fuhr sich über die feuchte Stirn. „Das ist meine Schwester."

„Was macht sie dort oben?" Die Beschließerin zeigte auf den Taubenschlag.

Dobrynja seufzte resigniert und erwiderte: „Was sollte ich tun? Vor kurzem war ich in Ljubetsch, meinem Heimatdorf, um den Eltern nach dem Tode unseres Großvaters einen Besuch abzustatten. Großvater war durch einen Petschenegenpfeil gestorben, sein Hab und Gut haben die lieben Onkel an sich genommen; Vater und Mutter fristen jetzt ein kärgliches Dasein, und Maluscha wäre dort nichts Gutes beschieden gewesen. Du siehst ja, Beschließerin, wie vernachlässigt, wie mager sie ist. Ich liebe sie, sie ist eine gute Schwester."

Jaryna dachte an die Worte der Fürstin und daran, daß sie dringend jemanden als Unterstützung brauchte; ihre Glieder schmerzten oft so, daß sie gewiß nicht mehr lange arbeiten konnte.

Und so sprach sie ihren Gedanken aus: „Was meinst du, soll ich deine Maluscha zu mir nehmen? In der Küche gibt es genug Arbeit für sie."

„Mütterchen Beschließerin", rief Dobrynja, alle Abneigung gegenüber Jaryna vergessend, „dafür würde ich dir mein Leben lang dankbar sein!"

„Das brauchst du nicht." Jaryna seufzte. „Maluscha wird es nicht leicht haben. Anfangs werde ich sie nicht überfordern, aber später, wenn sie erwachsen ist, wird sie eine Menge leisten müssen. Fürchtest du dich nicht, an den Fürstenhof zu kommen, Maluscha?"

„Ich fürchte mich nicht", antwortete das Mädchen leise.

„So bring sie morgen früh zu mir. Aber sorg dafür, daß sie sich wäscht und einen sauberen Kittel anzieht. Hast du einen?" fragte sie Maluscha.

„Ja", antwortete Maluscha froh.

„So soll es sein!" sagte die Beschließerin und ging zurück zur Fürstenburg.

4

Am nächsten Tag, lange vorm Morgengrauen, wurde Maluscha von ihrem Bruder geweckt.

„Wir müssen gehen, Malka, es wird bald tagen", sagte er.

„Ich bin gleich fertig", flüsterte Maluscha. Geschwind sprang sie auf und tastete in der Dunkelheit nach ihrem Reisebündel. Sie zog ein sauberes, besticktes Hemd an, band ein Tuch um den Kopf und einen Gürtel um die Taille. Dann prüfte sie, ob ihre Ohrringe mit den grünen Steinchen nicht aus den Ohrläppchen gefallen waren, zog die weichen Schuhe an und kroch aus dem Taubenschlag.

„Gehen wir", sagte Dobrynja ungeduldig.

Das Wetter war unfreundlich, aber Maluscha achtete nicht darauf, ihre Gedanken strebten der Fürstenburg entgegen. Sie sah die hohen Gemächer vor sich, Fürstin Olga und die Fürsten in weißen Gewändern, in Gold und Silber.

„Gehorche Jaryna!" riet Dobrynja leise. „Sie ist eine einflußreiche Frau, sie hat die Schlüssel von allen Gemächern, sie ist die Beschließerin der Fürstin Olga."

Maluscha schritt behende durch das Gras und antwortete: „Ich werde gehorchen."

Dann nahm Dobrynja Maluscha an der Hand und führte sie um das Fürstenhaus herum in den Hof. Dort herrschte schon geräuschvolles Leben und Treiben. Zwischen den Vorratsräumen huschten Männer und Frauen hin und her, Pferde wieherten, Eisen klirrte.

Dobrynja blieb vor einer der vielen Türen stehen.

„Bleib hier und warte auf mich!" sagte er und ver-

schwand, kehrte aber bald zurück, begleitet von der allgewaltigen Beschließerin Jaryna.

„Gehen wir, Malka!“ rief sie, während sie ihre Schlüssel am Gürtel sortierte.

Dobrynja zog sich ins Dunkel zurück, dumpf verhallten seine Schritte, und Maluscha betrat die Fürstenburg, von der sie oft geträumt und die sie sich groß und hell und glitzerfunkelnd vorgestellt hatte.

Wo aber blieben Maluschas Träume?

In einer Ecke brannte trübe eine Öllampe, in ihrem schwachen Licht sah sie dunkle, aus schweren Balken gefügte Wände und eine ebenso dunkle, niedrige Decke. In der Mitte brannte auf Steinen ein Feuer, darüber öffnete sich wie ein großes Horn der Rauchfang. Am Feuer hantierte ein alter bärtiger Mann. Ein Mädchen füllte etwas in Töpfe, die auf den glühenden Kohlen standen.

„Sieh an, wie schmuck du dich gemacht hast“, sagte die Beschließerin und betrachtete das weiße bestickte Hemd, das bunte Tuch und die Ohrringe.

Maluscha glaubte, aus den Worten Mißbilligung herauszuhören. Aber die Beschließerin sah sie so freundlich an, und ihre Stimme klang so gütig, daß sie sich wieder beruhigte.

„Wohlan, Malka“, sagte Jaryna seufzend, „gleich beginnt der Tag, wir haben Arbeit in Hülle und Fülle. Komm hierher!“

Arbeit gab es in der Tat genug. Zuerst mußte Malka an der nahen Quelle Wasser holen und einige Töpfe, eine Mulde, Holzschüsseln und Löffel abwaschen, dann Kehricht zusammenfegen, Tisch und Bänke säubern.

Maluscha tat alles schnell und geschickt. Vor Arbeit hatte sie sich nie gescheut. Von klein auf hatte sie zu Hause mit zugepackt; sie besaß kräftige Arme und flinke Füße. Wenn sie darauf geachtet hätte, wäre ihr sicherlich aufgefallen, daß die Beschließerin sie mehr-

mals verstohlen beobachtete, lächelte und zufrieden mit dem Kopf nickte. Wahrscheinlich wäre ihr auch nicht entgangen, daß das Mädchen, das am Feuer mit den Töpfen hantierte, sich immer wieder zu ihr umdrehte, wobei ihre Augen tückisch blitzten.

Maluscha bemerkte all das nicht, zu sehr beschäftigte sie die Frage, wo sich wohl die Gemächer der Fürstin Olga und ihrer Söhne befänden und wie es darin aussähe.

Inzwischen kochten auf dem Feuer die Speisen für die Fürstin. Die Beschließerin Jaryna warf immer wieder einen prüfenden Blick in die Töpfe, dann begab sie sich in ein Nebengelaß, hinter dem Maluscha einen hohen, hell erleuchteten Raum wahrnahm. Sie konnte, als sie an der Tür fegte, nur kurz hineinsehen, aber das genügte, um ihr klarzumachen: Das ist der Speisesaal, dort nehmen die Fürstin Olga, die Fürsten, Wojewoden und Bojaren die Mahlzeiten ein.

Endlich erschienen sie. Maluscha bemerkte es sofort: Schritte und Stimmen waren zu hören, der bärtige Mann und das Mädchen, die am Feuer hockten, sprangen auf, die Beschließerin kam in die Küche gehastet. Sie war auf einmal wie verändert, richtete sich hoch auf, ihr Ton wurde strenger. In den Händen trug sie ein silbernes Tablett, auf dem mehrere Schüsseln standen. Mit einem Schöpflöffel füllte sie Suppe hinein und kehrte in den Saal zurück.

So ging es mehrere Male, sie kam mit leeren Schüsseln in die Küche, nahm saubere aus der Vorratskammer, legte gekochtes Fleisch darauf, goß Fruchtsaft und Honig ein und eilte zurück in den Saal. Dort war es die ganze Zeit über still, schließlich hörte man wieder Stimmen und Schritte, dann trat endgültig Ruhe ein.

„Die Fürsten haben gefrühstückt", sagte Jaryna und ließ sich auf die Bank in der Ecke sinken.

Maluscha blickte auf und meinte sie nicht wieder-

zuerkennen. Schwer atmend und blaß saß die Beschließerin da, mit schweißnasser Stirn sah sie mit trübem Blick ins Feuer, das zu verlöschen begann. Sie wollte etwas sagen, aber keiner konnte sie verstehen, so schwach war ihre Stimme. Dann wiederholte sie lauter: „Putscha! Praxeda! Setzt euch, eßt!"

Der bärtige Putscha und Praxeda kamen vom Herd herüber und setzten sich an den Tisch, hinter dem ein Öllämpchen brannte. In einigen Schüsseln waren Speisen übriggeblieben, und beide begannen schweigend und gierig davon zu essen, wobei sie das Fleisch mit den Händen zerrissen.

„Malka, du auch!" sagte die Beschließerin, als sie bemerkte, daß das Mädchen noch immer mitten in der Küche stand. Maluscha setzte sich. Sie aß wenig und mußte immer die Beschließerin Jaryna ansehen, die noch erschöpft in ihrer Ecke saß. Sie aß auch deshalb wenig, weil sie Praxedas Blick auf sich ruhen fühlte. Der Blick war feindselig, aber weshalb — das konnte Maluscha sich nicht erklären.

Dobrynja war zufrieden. Unter der gebieterischen Hand der Beschließerin würde es Maluscha jetzt gut gehen; sie würde heranwachsen, sich etwas beiseite legen und eines Tages vielleicht an einem der Gridni hier auf der Gora Gefallen finden.

Vor seiner Unterkunft begegnete Dobrynja dem Griden Tur.

„Ich habe Maluscha fortgebracht", sagte er hastig.

„Wohin?"

„Sie wird jetzt am Fürstenhof arbeiten", prahlte er. „In den fürstlichen Gemächern..."

„In den fürstlichen Gemächern?"

„So ist es. Die Beschließerin Jaryna hat sie hier gesehen, sich mit ihr unterhalten und angeordnet, ich solle sie zu ihr bringen."

„Also arbeitet sie nicht in den Gemächern, sondern bei Jaryna in der Küche.“ Tur atmete erleichtert auf. „Die Fürstengemächer sind dunkel“, fügte er leise hinzu, „keiner weiß, wie es dort zugeht. Beten wir zu Perun, daß Maluscha glücklich wird.“

Konnte er Dobrynja sagen, wieviel er in den letzten Tagen und Nächten durchgemacht hatte, was er für Maluscha empfand, wieviel er über sie und über sein eigenes Schicksal nachgedacht hatte? Konnte er von seiner Hoffnung sprechen?

Viertes Kapitel

1

Das Feuer in der Küche erlosch den ganzen Tag nicht. Dreimal setzte Praxeda die Töpfe auf den Herd, dreimal eilte die Beschließerin zwischen dem fürstlichen Speisesaal und der Küche hin und her.

Nachdem die Fürsten zu Abend gegessen hatten, entließ Jaryna Putscha. Praxeda wusch noch das Geschirr ab, dann ging auch sie schlafen, und in der Küche blieben nur die Beschließerin und Maluscha zurück.

„Und wo bringen wir dich unter?" fragte Jaryna und überlegte. Ein freundliches Lächeln huschte über ihr Gesicht. „Gut, wenn es nicht anders ist, kommst du mit zu mir."

Sie gingen in eine Stube, die in der Nähe des Speisesaals lag. Durch ein kleines vergittertes Fenster schien der Mond herein und beleuchtete die kahlen Holzwände, ein hartes Bett und eine Truhe. In der gegenüberliegenden Wand war noch eine Tür.

„Es kommt vor, daß ich auch nachts gerufen werde." Jaryna seufzte und wies auf diese Tür. „Wie es Mütterchen Fürstin beliebt. Wo legst du dich nur hin?" Sie blickte sich um.

„Ich schlafe auf dem Fußboden", erwiderte Maluscha, „daran bin ich gewöhnt."

„Also gut", willigte Jaryna ein, „besser als im Taubenschlag wird's allemal sein."

Sie hob den Deckel der Truhe, nahm ein dickes, grobes Tuch heraus und holte von ihrem Bett ein Kopfkissen. Beides gab sie Maluscha.

„Mach dir ein Lager zurecht und schlafe!" Liebevoll setzte sie hinzu: „Wir müssen zeitig aufstehen, Kindchen!"

Maluscha machte ihr Bett, zog die Schuhe aus und band den Gürtel ab, zögerte einen Moment und nahm die Ohrringe mit den grünen Steinchen aus den Ohren. Alles das legte sie neben sich, streckte sich aus und schlief sogleich ein.

Die Beschließerin konnte so schnell keine Ruhe finden. Sie saß auf dem Bett, hörte Maluschas ruhigen Atem und erinnerte sich, wie man sie einst auf die Gora gebracht und wie auch sie sich ihr Lager auf dem Fußboden dieser Stube bereitet hatte.

Das Glück war Maluscha gewogen. Unter Jarynas Aufsicht arbeitete viel Hofgesinde — in der Fürstenburg, in den Vorratskammern, auf dem Hof. In der Küche schaltete und waltete Praxeda; sie war gewandt, flink und ungewöhnlich hübsch. Trotzdem schenkte die Beschließerin ihre ganze Sympathie Maluscha, sie vertraute ihr und machte sie bald zu ihrer Gehilfin.

Einmal konnte Maluscha von weitem sehen, wie sich die Tür zum Speisesaal öffnete und mehrere Personen eintraten: eine ältere Frau in einem dunklen, silberbestickten Kleid, zwei junge Männer in hellen Mänteln, die von breiten Gürteln umschlungen waren, ein stattlicher Wojewode mit einem langen, grauen Bart und einem Schwert am Gürtel und mehrere alte Männer in schwarzen Gewändern mit goldenen Halsspangen.

Praxeda, die stolz darauf war, daß sie mehr wußte als Maluscha, erklärte ihr: „Die Frau ist die Fürstin Olga, der Mann mit dem grauen Bart ist der Wojewode Svenald, die in schwarzen Gewändern sind die Bojaren, und die jungen Herren sind die Fürstensöhne — Swjatoslaw hat helles Haar und Ulib dunkles. Welcher gefällt dir besser? Mir Ulib."

Einige Zeit später erkrankte die Beschließerin. Es war Herbst, die Zeit der Unwetter, und Jaryna brauchte für ihre kranken Glieder Wärme und Ruhe. Eines Nachts begann Jaryna unaufhörlich zu husten und bekam Fieber.

Maluscha pflegte die Alte. Sie schlief die ganze Nacht nicht, gab ihr zu trinken und legte ihr feuchte Tücher auf den Kopf.

Spät in der Nacht sagte die Beschließerin: „Maluscha, du wirst im Speisesaal an meine Stelle treten müssen."

„Was redest du da?" widersprach Maluscha.

„Sei still!" gebot Jaryna streng. „Ich weiß, was ich rede. Sag lieber: Wirst du es können?"

„Ich werde mein Bestes tun."

Auf ihrem harten Bett liegend, erklärte Jaryna nun ausführlich, wie man den Speisesaal zu betreten, sich vor den Fürsten zu verneigen und ihnen das Essen zu servieren hätte. Als es draußen hell zu werden begann, zog sie sich an, betete und begab sich in die Küche. Maluscha folgte ihr.

Die Beschließerin konnte sich kaum auf den Beinen halten; jeder Handgriff fiel ihr schwer.

Gemeinsam bereiteten sie das Essen vor. Als die Fürsten in den Speisesaal kamen, ging ihnen Jaryna wie immer entgegen, drehte sich aber sogleich um und sagte: „Maluscha! Folge mir und tu, was ich dir anweise!"

Maluscha begriff, daß sie der Fürstin vorgestellt werden sollte. Hastig warf sie einen prüfenden Blick auf ihre Kleidung und eilte der Beschließerin nach. Auf der Schwelle des Speisesaals blieb sie stehen und verneigte sich tief, wie Jaryna es ihr gezeigt hatte.

Zum erstenmal stand Maluscha so nahe vor der Fürstin. Sie zwang sich, ihr ins Gesicht zu schauen, und

sie sah graue Haare, einen scharfen Blick, zusammengepreßte Lippen.

„Wie heißt du?" fragte die Fürstin.

„Maluscha", antwortete das Mädchen.

„Unsere Jaryna ist krank", sagte die Fürstin, „sie wird einstweilen in der Küche bleiben, du aber servierst hier, im Speisesaal."

Maluscha verneigte sich noch einmal vor den Fürsten und begann die Speisen aufzutragen, wie Jaryna es immer getan hatte.

Als sich der Speisesaal geleert hatte und Putscha, Maluscha und Praxeda sich zum Frühstück setzten, sagte Jaryna: „Also, Malka, du hast die Prüfung bestanden!" Dann setzte sie hinzu: „Wenn du wüßtest, wie schwierig es für eine Magd ist, in den Speisesaal zu gelangen und die Fürsten zu bedienen! Als ich einst unter Fürst Oleg..."

Jaryna konnte den Satz nicht beenden, weil Praxeda, die nachdenklich am Tisch gesessen und ihre Suppe gegessen hatte, plötzlich schluchzend den Löffel fallen ließ, aufsprang und zur Küchentür hinausstürzte.

Alle sahen ihr nach. Maluscha nahm einen Becher mit Wasser und wollte ihr folgen, weil sie meinte, Praxeda habe sich verschluckt.

„Das ist nicht nötig", sagte die Beschließerin und schüttelte den Kopf. Was Praxeda nun wirklich widerfahren war, erklärte sie nicht.

2

Mit Ants Tod hatte sich im Leben der Ljubetschaner nichts Bemerkenswertes verändert. Daß mit ihm auch der Sippenälteste gestorben war, fiel kaum ins Gewicht, denn er hatte längst nicht mehr Gericht gehalten; nicht er nahm die Abgaben von seiner Sippe entgegen,

sondern die fürstlichen Amtmänner; nicht er führte die Männer in den Kampf, sondern Fürsten und ihre Heerführer.

Die Dorfbewohner hatten sich zuletzt nur noch an Ant gewandt, wenn den Göttern ein Opfer dargebracht werden sollte und an Feiertagen, die von einem der Alten geweiht werden mußten. Zu solchen festlichen Anlässen stand er mit einem Stab in den Händen vor seiner Sippe. Zur Sonnenwendzeit entzündete er das geweihte, mit Stroh umwickelte Rad, als erster rief er den Frühling herbei.

Jedoch immer weniger Menschen brachten den alten Göttern ein Opfer dar, immer weniger kamen zu den Feierlichkeiten. Viele Ljubetschaner trugen das Kreuz der Christen am Hals, viele taten es heimlich. Ant mit seinen alten Bräuchen war ihnen lästig.

So war es nicht nur in Ljubetsch, sondern auch in den anderen Dörfern am Dnepr — stromabwärts, wo seit alters her das Geschlecht der Chorobritschen siedelte, stromaufwärts bei den Swarogen, deren Vorväter schon Schwerter geschmiedet hatten, jenseits des Dnepr bei den Rudaken, die im Moor Erz sammelten, und auf den hohen Bergen am rechten Ufer, wo das ruhmreiche Geschlecht Tur lebte.

Als Ant gestorben war, hatten deshalb alle den Eindruck, mit seinem Tod sei keine entscheidende Veränderung eingetreten: Ein Mensch hatte sein Leben vollendet, nun war er nicht mehr. Einige hatten sogar das Gefühl, es ließe sich ohne ihn in Ljubetsch unbeschwerter leben, denn er war ein Zeuge der Vergangenheit gewesen, und solche Zeugen waren lästig. Ant hatte an die ferne alte Zeit gemahnt, die Menschen aber drängten vorwärts in die Zukunft.

3

Brasd war ein vielbeschäftigter Mann. Mehr denn je brüstete er sich jetzt damit, daß sein Vater Ant, sein Großvater Ulib und sein Urgroßvater Wojik Sippenälteste gewesen waren. Er wies auf die hohen Kurgane und erklärte: „Seht, dort liegen sie, meine und eure Urahnen, und sie scheinen uns zuzurufen: Alles für die Rus! Wie kann ich als Sohn solch ruhmreicher Väter da müßig sein und mich nicht für das russische Land einsetzen?“

Und Brasd tat sein Bestes. Jetzt, nach dem Tod des Vaters, gab es in Ljubetsch keinen Sippenältesten mehr. Dafür gab es den Großfürsten in Kiew, den Fürsten Oskol in Tschernigow, den Statthalter Koshema in Oster und ihn, den Possadnik Brasd, in Ljubetsch.

Ein Possadnik hatte viel zu tun. Er bestimmte auf fürstliches Geheiß die Abgaben, die jeder zu erbringen hatte. Aus Kiew, Tschernigow und dem Amtsbezirk kamen auf schaumbedeckten Pferden, mit Fuhrwerken und Booten fürstliche Amtleute herbei und befahlen dem Possadnik, Männer für einen Feldzug zu stellen, Pferde und Ochsen, Getreide und Pelzwerk, Honig und Wachs zu liefern.

Brasd erfüllte den fürstlichen Willen. Er quartierte die Amtleute in den Höfen ein und befahl, ihnen pro Woche einen Hammel oder ein Kalb, jeden Tag zwei Hühner und außerdem Brot, Hirse, Honig sowie einen Griwna bei der Ankunft und bei der Abfahrt zu geben.

Das Dorf erstarrte vor Entsetzen — es war nichts da, was man hätte abgeben können; auf den Höfen gab es weder Hammel noch Kälber, nicht einmal Hühner.

Trotzdem trieben die Leute soviel wie möglich auf und brachten alles auf den Hof des Possadnik Brasd.

Sollte er darüber mit den Abgesandten verhandeln, ehe jene anfingen, von Hof zu Hof zu gehen.

Übrigens tröstete Brasd die Dorfbewohner, indem er ihnen eine angemessene Entschädigung versprach, im Krieg Beutegut, die Gunst des Fürsten, Ruhm für die Rus.

Brasd selber mußte auf all dies verzichten. Wenn er dem Statthalter Koshema darüber sein Herz ausschüttete, klagte er, die Hand auf dem Herzen und den Blick himmelwärts gerichtet, daß es für ihn und den Statthalter in dieser an Lasten reichen Zeit gleichermaßen schwer sei; sie erhielten keine Beute, weil sie nicht ins Feld zogen, sie hatten vom Fürsten keine Ehrungen zu erwarten, da es außer ihnen noch viele andere Statthalter und Possadniks gab.

Daher bemühte sich Brasd, wenigstens das Leben des Statthalters zu versüßen und brachte ihm jedesmal, wenn er zu ihm fuhr, ein Geschenk mit: hundert Eichhörnchenfelle, mehrere Kübel Honigwein, Wachsscheiben, auch einen Beutel voll russischer oder arabischer Silbermünzen.

Koshema nahm die Geschenke gleichsam widerstrebend an und erklärte: „Einverstanden, ich nehme das alles, meinetwegen, denn..." Er beugte sich näher zu Brasd und fuhr geheimnisvoll flüsternd fort: „Ich muß ja dem Tschernigower Fürsten etwas zukommen lassen. Weißt du, auch ihm werden weder Kriegsbeute noch fürstliche Ehrungen zuteil."

Der Statthalter Koshema sagte die Wahrheit, er mußte dem Tschernigower Fürsten tatsächlich Geschenke machen, von Mal zu Mal größere. Und Koshema fügte sich, wie übrigens auch die anderen Statthalter.

Der Fürst von Tschernigow seinerseits vergaß allerdings auch Koshema nicht: Den Hals des Statthalters zierte keine silberne, sondern eine goldene Halsspange; Koshemas Wappenzeichen — ein Auge mit drei

Strichen und einem Strahlenkranz — konnte man immer häufiger auf den Feldern und in den Wäldern an der Desna entdecken.

In dem Bemühen, huldreich die Wünsche seiner Possadniks zu erfüllen, gewährte Koshema allen, ihre eigenen Wappen zu führen.

„Was für ein Zeichen willst du haben?" fragte er Brasd.

Dieser antwortete nach einigem Überlegen, er wünsche sich einen Mond unter der Sonne, weil er ja unter dem Statthalter wie der Mond unter der Sonne seine Bahn ziehe.

Koshema willigte ein. „Einverstanden. Fertige dir solch ein Wappen!" Dann fügte er hinzu: „Stell es auf dem Land bei Ljubetsch auf, zwischen dem Felsen am Dnepr und den beiden Hügelgräbern..."

„...von Ulib und Wojik", ergänzte Brasd.

„Du kennst sie besser." Koshema winkte ab. „Von jenen zwei Gräbern bis zu dem niedergebrannten Wald und von dort durch den Birkenwald wieder zum Dnepr, wo die Fürstenfurt ist, und von der Fürstenfurt zurück zum Birkenwald in südlicher Richtung bis zu den drei Gräbern und nach Westen hin bis zum Dnepr — überall soll dein Wappen stehen. So hat es der Fürst von Tschernigow befohlen."

„Ich werde das Land schützen mit aller Kraft, die in mir ist!" So tief, wie es ihm der Rücken erlaubte, verneigte sich Brasd.

Für ihn als Possadnik schickte es sich nun nicht mehr, in einer Erdhütte zu wohnen; schließlich residierte auch Koshema in einem richtigen Herrenhaus.

Und so baute sich Brasd auf eigenem Grund und Boden, an der schönsten Stelle, von der er den Dnepr und seinen ganzen Besitz überschauen konnte, ein Bojarenhaus. Es wurde aus dicken Kiefernstämmen gefügt, außen und innen mit Lehm verschmiert, mit

Schindeln gedeckt und mit einem Herd und einem Schornstein ausgerüstet.

Es fiel Brasd nicht schwer, so prächtig zu bauen — er besaß Wald genug, und etliche Dutzend Menschen standen in seiner Schuld. Er brauchte nur zu rufen, und sie strömten herbei. Sie fällten Bäume, entrindeten und stapelten sie, errichteten die Wände und deckten das Dach. Nun nannte Brasd ein solides Bojarenhaus sein eigen, das sogar vom Dnepr aus zu sehen war.

Die Leute, die bei ihm verschuldet waren, bearbeiteten auch sein Land. Schließlich hatten sie bei ihm geborgt, da mußten sie auch für ihn arbeiten. Lief die Rückzahlungsfrist ab, gewährte Brasd einen neuen Termin. Ebensogut hätte er alle diese Schuldner zu seinen Leibeigenen machen können, aber das tat er nicht!

Im übrigen überlegte er bereits, welchem Gott er sich zuwenden sollte. Früher war ihm solch ein Gedanke nie in den Sinn gekommen, da hatte er sich zu den Göttern seiner Ahnen hingezogen gefühlt, zu Perun, Dashd-Bog, Swarog und Wolos. Außerdem zu den Göttern seiner Sippe, zu den Hausgeistern.

Als Brasd das Haus seiner Väter verlassen hatte, fühlte er, daß ihn die Geister der Vorfahren nicht mehr umgaben. Er hatte den Herd, unter dem sie lebten, nicht mitgenommen, die Geister waren in ihrer alten Heimstatt geblieben, in Mikulas Hütte. Aber auch Mikula halfen sie nicht mehr; er führte ein ärmliches Dasein, hungerte und fror. Nein, mit den Geistern der Ahnen mußte etwas geschehen sein, offenbar hatten sie die Sippe verlassen. Brasd glaubte nicht mehr an sie.

Er dachte auch über die himmlischen Götter nach, über Perun und die anderen. In früheren Zeiten hatte er sich oft an sie gewandt, aber sie hatten sich ihm nie erkenntlich gezeigt. Später kam Brasd zu der Überzeugung, er könne auch ohne sie etwas erreichen, mit seinen Händen — aber heimlich, damit die Götter es

nicht sahen. Von den Abgaben, die er in Ljubetsch einzog, gab er einen Teil an die Fürsten weiter, einen Teil behielt er für sich. So etwas mißfiel den alten Göttern, das wußte Brasd genau.

Fortan fürchtete er ihre Rache. Wenn er sich bei einem Gewitter auf dem Hof aufhielt oder gar dienstlich nach Oster unterwegs war oder sich am Dnepr aufhielt, ergriff er die Flucht, versteckte sich, kroch in eine Höhle oder unter einen Felsen, weil er meinte, daß die Allmächtigen ihn ausfindig machen und bestrafen wollten. „Weh mir, beschützt mich!" flüsterte er dann mit klappernden Zähnen.

Die Götter straften ihn nicht, und Brasd beruhigte sich allmählich. Er begriff, daß sie sich gar nicht um ihn kümmerten. Possadniks, Wojewoden, Landesherren und andere Würdenträger gab es wie Sand am Dnepr, und Perun konnte schließlich nicht alle erschlagen! Obwohl er sich auch weiterhin vor Donner und Blitz verbarg, zweifelte er doch an der Allmacht der alten Götter, wenngleich ihm ein Leben auf der Welt ohne sie öde vorkam.

4

Als die drei Söhne des Sippenältesten Ant seinerzeit das Erbe unter sich aufteilten, hatte Swarg, der mittlere, nicht zufällig die Eisengeräte für sich beansprucht.

Schon als Kind hatte er sich dafür interessiert, wie die Männer — gewöhnlich im Herbst, wenn die Ernte eingebracht war — in ihren Booten am Ufer entlangfuhren, um in den Buchten, über denen die Ufer steil emporragten, und in den Sümpfen nach schwerem rotbraunem Erz zu suchen; mit den Händen oder mit Eimern schöpften sie es heraus.

Zu Recht nannten sie es „Blut". Wie das Blut den

Körper des Menschen füllt und ernährt, so, dachten sie, sei das Erz das Blut der Erde, das von den Göttern in sie gefüllt worden sei, und der Mensch hätte das Recht, für seine Bedürfnisse der Erde ihr Blut zu nehmen.

Es war jedoch nicht einfach, das Erz nutzbar zu machen. Wenn die Männer in den beladenen Booten zu ihren Siedlungen zurückkehrten, warfen sie das Erz ans Ufer und trockneten es. In einem Schmelzofen aus rotem Ton wurde es dann zum Kochen gebracht. Sie entzündeten Brennholz, warfen abwechselnd Erz und Kohle in den Ofen und pumpten mit Blasebälgen Luft hinein. Nach vielen Stunden löschten sie das Feuer und rissen den Schmelzofen ein. Das Erz hatte sich in Luppen, in Eisenklumpen, verwandelt.

Was im Schmelzofen geschah, weshalb sich die rötlichen Klumpen aus dem Sumpf in Eisen verwandelten und weshalb aus diesem Eisen, wenn es erneut geschmolzen und im Wasser — noch besser im Urin eines schwarzen Ziegenbocks — abgeschreckt wurde, Stahl entstand, das wußte keiner. Alle waren überzeugt, daß die Götter ihre Hand im Spiel hatten, daß sie es waren, vor allem der Gott Swarog, die das Blut der Erde in Eisen verwandelten.

Deshalb auch gingen in jenen Nächten, wenn das Erz kochte, nur die Ältesten und die Schmiede an den Dnepr. Alle übrigen sahen nur von weitem zu, wie das Feuer unter den Schmelzöfen am Fluß loderte, wie sein blutroter Widerschein auf dem Wasser tanzte und sich in den Wolken widerspiegelte, die niedrig über dem Fluß hingen.

„Swarog und die Seinen kochen Eisen", sagten die Leute und versuchten zu erspähen, wie die Götter zur Erde herunterstiegen und den Menschen halfen.

In solchen Nächten beobachtete auch Swarg die fernen Feuer und wünschte, dort bei den Göttern und Schmieden zu sein.

Später sah er die Schmiede auf dem Hof allerlei Gerät fertigen — Sicheln und Schwerter, Pflugschare und Helme, Messer und Hufeisen. Es gab sogar Schmiede, die nicht nur aus Eisen, sondern auch aus Gold und Silber Geschmeide und Ohrringe, Amulette und Ringe herstellen konnten.

Für Ants mittleren Sohn gab es kein größeres Vergnügen, als den Schmieden zuzusehen, wie sie Kohle in den Ofen warfen, den Blasebalg betätigten, Eisen zum Glühen brachten und schließlich allerlei Gerät daraus anfertigten. Weil er sich Tag und Nacht in der Schmiede aufhielt und weil der Gott Swarog in den Vorstellungen der Leute rußgeschwärzt war, wurde der schwarzhaarige Junge mit den neugierigen dunkelbraunen Augen Swarg genannt.

Aber bald hörte man in Ljubetsch auf, Eisen zu sieden. Es kamen schreckliche Kriege, Fürst Igor kämpfte mehrere Male gegen Byzanz, später machten ihm die Drewljanen zu schaffen. Viele Männer aus Ljubetsch zogen damals ins Feld, wenige kehrten zurück.

Von denen, die heimkehrten, ging keiner wieder in die alte Siedlung; sie bauten sich ihre Katen am Dnepr. Der Rost zerfraß das eiserne Gerät auf dem Hof von Vater Ant, und wenn jemand in Ljubetsch Eisen benötigte, holte er es aus Kiew.

Auch Swarg nahm am Feldzug teil. Als er zurückkehrte, baute er sich eine Kate, aber nicht am Dnepr, sondern am Waldrand, weit vom Ufer entfernt.

Zuerst begriff keiner, weshalb er sich so absonderte und in die Nähe des Waldes zog. Aber als man eines Morgens aus der Richtung von Swargs Hütte einen Hammer auf einen Amboß schlagen hörte, wußten alle Bescheid.

Wenig später strömten die Menschen in Scharen zu Swargs kleiner Schmiede, die er nicht weit von seiner Hütte, am Weg nach Oster errichtet hatte. Dieser wollte

ein Pferd beschlagen, jener eine Pflugschar anschmieden, eine Sichel oder einen Schild anfertigen lassen; auch wenn man Haken zum Fischfang, ein Schloß oder eine Nadel brauchte, suchte man Swarg auf. Und jeder brachte ihm etwas mit — der eine Pelzwerk, ein anderer Körner oder einen Krug Honig. Wer nichts zu geben hatte, von dem verlangte Swarg nichts weiter, als gelegentlich die Schulden bei ihm abzuarbeiten.

Diese Gelegenheit bot sich bald nach dem Tod von Vater Ant.

Am Morgen nach der Beisetzung kam er auf den alten Hof gefahren und transportierte bis zum späten Abend von dort das Eisengerät ab, das er bei der Aufteilung der Erbschaft für sich beansprucht hatte. Nachts schlief er nicht, ging bei Mondlicht in seiner Schmiede umher, sortierte die Eisenteile und polterte so laut, daß es bis zum Dnepr hallte.

Sobald die Leute in Ljubetsch im Herbst mit der Feldarbeit fertig waren, suchte Swarg jene auf, die in seiner Schuld standen. Er hatte sie in Ruhe gelassen, solange sie auf dem Acker gewesen waren, doch jetzt bat er sie, mit ihm den Dnepr stromaufwärts zu fahren und ihm zu helfen, Erz zu holen. Obwohl sie genug eigene Sorgen hatten — der Winter stand bevor, man mußte Pilze sammeln, Brennholz fahren und auf die Jagd gehen —, waren sie gezwungen, Swarg zu begleiten.

Im übrigen dauerte es nicht lange. Swarg wußte, wo Erz zu finden war. Nachdem sie an Fichtenwäldern vorübergefahren waren, legten sie dort an, wo am Ufer Birken und Espen wuchsen. Er kannte auch die steilen Hänge, an denen man das schwere, blutrote Erz geradewegs mit den Händen auflesen konnte. Nach ein paar Tagen kehrten sie mit sechs vollgeladenen Booten zurück. Die Männer schleppten das Erz sogleich zur Schmiede.

Dann begann Swarg einen Schmelzofen zu errichten. Keiner außer ihm wußte noch, wie das Gewölbe angelegt, wie die Öffnungen durchbrochen und wie Kohle und Erz gemischt werden mußten. Jetzt bewährte sich auch, daß Swargs Hütte so nahe am Wald stand. Gemeinsam mit den Männern fällte er viele Eichen und brannte Kohle.

Dann konnte man eines Nachts von Ljubetsch aus sehen, wie am Waldrand ein Feuer aufloderte. Zuerst befürchteten die Leute, daß der Wald in Flammen aufgehe, und sie stürzten aus ihren Katen und Erdhütten herbei, den Brand zu löschen.

Aber es war kein Waldbrand; nicht weit von Swargs Schmiede entfernt loderten drei Feuer, an denen laut schreiend mehrere Männer arbeiteten.

Da wagten sich die Leute keinen Schritt weiter. Seit alters her wußten sie, daß Schmiede furchterregende Menschen waren. In der Stunde, in der sie zusammen mit den Göttern Eisen siedeten, war es noch unheimlicher, sich ihnen zu nähern.

Von nun an brauchten die Menschen in Ljubetsch das Eisen für ihre Pflugschare und Sicheln nicht mehr aus Kiew zu holen. Der Schmied Swarg stellte Eisen her, und es war genug für alle.

5

Mikula konnte nicht begreifen, warum sein Leben immer beschwerlicher wurde. Das Unglück fiel auf ihn herab wie die Eicheln im Spätherbst. Er lebte doch stets nach dem Gesetz, brachte den Göttern und den Hausgeistern zur rechten Zeit Opfer, aber keiner stand ihm bei.

Nach Ants Tod verarmte Mikulas Hof ebenso wie die anderen Höfe in Ljubetsch; alles, was von Wert

gewesen war, hatten sich Brasd und Swarg genommen, nur das Pferd, ein Wagen und ein Pflug blieben zurück.

Aber Mikula biß sich irgendwie durch. Als der Herbst herankam, setzte er den alten Pflug instand, holte die Egge heraus, spannte das Pferd ein und fuhr aus Ljubetsch hinaus zu jener Stelle, wo er einst mit dem Vater Bäume niedergebrannt, die Stümpfe gerodet und dann Jahr für Jahr Getreide gesät hatte.

Als Mikula zu diesem Acker kam, traute er seinen Augen nicht: Überall sah er Pfähle mit Wappenzeichen!

Zuerst verstand er nicht, was das bedeuten sollte. Ein behauener Holzpfosten mit einer gelben Tafel, darauf zwei pechschwarze gekreuzte Speere. Am Rain seines Ackers hing eine Tafel mit einem Auge und drei Strichen. Er lief zum Rain des Nachbarn — ein Mond unter der Sonne. Und immer wieder das Auge, das Auge!

Auf dem Feld kamen etliche Ljubetschaner zusammen, die den gemeinsamen Wohnsitz der Sippe zwar verlassen hatten, aber hier noch ihr Ackerland besaßen. Lange standen sie an diesem kühlen Herbsttag da und konnten nicht begreifen, was geschehen war. Es wollte ihnen nicht in den Kopf, daß sie ihren eigenen Grund und Boden verloren hatten. Sie blickten zum Himmel, auf den Dnepr, auf ihre Siedlung, auf den eigenhändig gerodeten Acker, auf den Wald. All das war doch seit eh und je, schon zur Zeit der Väter und Großväter, ihr heimatliches Land gewesen. Die Fürsten waren manchmal mit ihren Drushinas zu ihnen gekommen, um Abgaben für die Feuerstelle einzuziehen, und sie hatten ihnen gegeben, was sie verlangten. Die Fürsten setzten Statthalter und Possadniks ein, legten Steuern und Abgaben fest — auch die hatten die Ljubetschaner gegeben. Das Land aber war ihr eigen geblieben.

Jetzt sollte es nicht mehr ihnen, sondern dem Fürsten, dem Statthalter, dem Possadnik gehören? Warum

war das so? Der Fürst pflügte nicht, er säte nicht. Auch Koshema und Brasd bearbeiteten dieses Land nicht. Die Leute aus Ljubetsch erinnerten sich an die längst vergangenen Zeiten, als die ganze große Sippe hinausgegangen war, den Wald zu roden, dann zu pflügen, Körner auszusäen und schließlich die Ernte einzubringen. Rodeland war ihnen unsagbar teuer, es war mit ihrem Schweiß getränkt.

„Was hilft's, gehen wir in den Wald, roden wir einen neuen Schlag", riefen die Männer und ballten die verarbeiteten Hände zu Fäusten.

Mikula folgte ihnen und überlegte, ob er Brasd aufsuchen solle. Er war doch sein Bruder, er würde ihm helfen. Aber Mikula unterließ es.

Fünftes Kapitel

1

Jaryna war nach kurzer Genesung abermals erkrankt. Diesmal erholte sie sich nicht wieder und starb.

Die Fürstin begab sich in Jarynas Kammer und stand eine Weile bei der Toten. Immerhin hatte die Beschließerin hier mehr als ein halbes Jahrhundert lang gelebt.

Schließlich hob Olga den Deckel der Truhe an. Oh, so eine Beschließerin wie Jaryna würde sie nie wieder finden. Gewöhnliche Hemden, ein paar Röcke, ein warmer Überrock und zwei Stück Leinen, das Jaryna mit eigenen Händen gewebt hatte, waren ihr ganzer Besitz gewesen.

Olga befahl: „Bringt das Leinen in die Vorratskammer!"

Die Schlüssel nahm sie zunächst in eigene Verwahrung. Über all die Reichtümer und Schätze, die auf der Gora lagerten, wollte sie selber ihre Hände breiten. Sie dachte nicht daran, Maluscha zur Beschließerin zu machen, nein, für solch eine Arbeit war Maluscha zu jung, aber das Mädchen gefiel der Fürstin, es erweckte in ihr Vertrauen.

Maluscha erwies sich als gute Gehilfin, wie die Fürstin bald feststellte. Sie arbeitete den ganzen Tag, ging von einer Vorratskammer zur anderen, schaffte herbei, was gebraucht wurde; am Abend kam sie dann in die Burg und legte die Schlüssel vor die Fürstin. Nein, Olga hatte keinen Fehlgriff getan, als sie Maluscha zu ihrer Gehilfin gemacht hatte. Maluscha war verständig

und ehrlich; so einer konnte man getrost die ganze Fürstenburg anvertrauen.

So ergab es sich wie von selbst, daß die Fürstin eines Abends zu ihr sagte: „Leg die Schlüssel nicht mehr auf die Bank!"

„Wo sollen sie hingelegt werden?"

Die Fürstin war erschöpft, sie saß auf ihrem Bett und ruhte sich aus.

Seufzend erwiderte sie: „Maluscha, für mich ist es eine zusätzliche Belastung, zu überlegen, was ich wem vorsetzen muß! Ich habe auch so genug zu bedenken. Du weißt ja inzwischen selbst, was zu tun ist."

„Ich weiß es, Mütterchen Fürstin."

„Fortan wirst du die Schlüssel bei dir tragen! Du sollst meine Beschließerin sein."

Maluscha warf sich der Fürstin zu Füßen, aber nicht aus Freude, sondern aus Angst.

„Ich fürchte mich, Mütterchen Fürstin", bekannte sie leise.

„Wovor?"

„Die Fürstenburg ist groß, es gibt viele Vorratskammern."

„Und auch viel Gesinde", entgegnete die Fürstin streng. „Trägst du meine Schlüssel am Gürtel, werden dir alle gehorchen." Nach kurzem Schweigen setzte sie hinzu: „Du stehst in meiner Gunst."

Sie löste einen Schlüssel vom Bund und zeigte ihn Maluscha. „Das ist der Schlüssel für deine Kammer. Schließ die zweite Tür auf, sie soll geöffnet bleiben. Es wird vorkommen, daß ich dich auch in der Nacht rufe. So war es zu Jarynas Zeiten, so soll es auch in Zukunft sein."

2

Maluscha hatte es nicht leicht in der Fürstenburg.

Früher, als sie noch in der Küche beschäftigt war, hatte sie sich vorzustellen versucht, wie es in den fürstlichen Gemächern aussehe und wie Olga, ihre Söhne und die anderen wohlhabenden Männer darin lebten. Auf ihre Frage hatte die Beschließerin Jaryna damals nur kurz und unbestimmt geantwortet: „Unsere Fürsten leben gut, Maluscha, sehr gut. Nicht so wie wir beide. Eines Tages wirst du dich selbst davon überzeugen können."

Als Maluscha später zum erstenmal die Schwelle zur Fürstenburg übertrat, war sie von der Schönheit, dem Prunk und all den Kostbarkeiten so beeindruckt, daß sie stehenblieb und kaum die Augen zu öffnen wagte.

Jetzt, nachdem sie Beschließerin geworden war, betrachtete sie die Fürstenburg mit anderen Augen; sie achtete nicht nur auf den Prunk in den Gemächern, sondern auch auf die Menschen, die darin lebten; sie lernte ihre Wesensart, ihre Seelen, ihre Kraft kennen.

Vor allem aber lernte sie die Fürstin kennen. War sie ihr früher wie die Verkörperung von Majestät und ruhmreicher Größe, furchteinflößend, aber gerecht erschienen, entdeckte Maluscha jetzt, da sie mehrmals am Tag und nicht selten auch nachts mit ihr zusammentraf, eine ganz andere Olga.

Wenn die Fürstin ihre kostbaren mit Gold und Silber bestickten Kleider, ihren roten Umhang, den breiten Gürtel, der sie schlank und zierlich machte, und die roten oder grünen Saffianstiefel abgelegt hatte, trug sie eine dunkle Haube, gewöhnliche Kleidung und schiefgetretene Pantoffeln.

Aber Maluscha sah noch mehr. Die Fürstin gab sich liebevoll und gutherzig, war aber in Wirklichkeit kalt und selbstsüchtig. Nicht selten rief sie Maluscha in der

Nacht zu sich und rechnete nach, ob man dem Gesinde nicht weniger geben oder die Gridni nicht billiger beköstigen könne.

Und wo waren die sanften Worte und die liebevollen Blicke geblieben, mit denen die Fürstin sie früher bedachte? Jetzt behandelte sie Maluscha immer kühl, sprach mit ihr nur über die Arbeit, überprüfte und beargwöhnte alles. So manches Mal weinte Maluscha abends in ihrem Stübchen. Um die Schlüssel zu den Vorratskammern zitterte sie jetzt mehr als um ihr Leben.

Nicht nur Olga, alle in der Fürstenburg waren so: Nach außen hin freundlich, gerecht und aufrichtig, in Wirklichkeit aber kalt und abweisend. Maluscha fürchtete sich vor den Verwandten der Fürstin, vor dem Wojewoden Svenald, vor dem Priester, vor allen.

Sie hütete sich auch ängstlich vor Olgas Söhnen, besonders vor Swjatoslaw. Der jüngere Sohn Ulib war zwar freundlich zu ihr, sah sie mit lustigen Augen an, in denen kleine Fünkchen spielten, wechselte gelegentlich auch ein Wort mit ihr, tat aber, als verschenke er etwas dabei.

Von ganz anderem Holz war der Fürstensohn Swjatoslaw. Ihn konnte Maluscha überhaupt nicht verstehen. Er war finster und unwirsch sogar seiner Mutter gegenüber. Maluscha hörte oft, wie er der Fürstin, dem alten Asmus und besonders Ulib heftig widersprach.

Maluscha gegenüber verlor er nie ein freundliches Wort, nahm, ohne zu fragen und ohne sich zu bedanken; ging etwas nicht nach seinem Willen, schnauzte er sie an.

Eines Morgens räumte Maluscha sein Zimmer auf. Sie fegte, blies jede Staubfussel fort, strich das Bett so glatt, daß man ein Mohnkörnchen darauf bemerkt hätte, und wischte den Fußboden, bis alles im Zimmer blinkte und blitzte.

Währenddessen stand Swjatoslaw die ganze Zeit am Fenster, starrte auf den Dnepr und maß sie von Zeit zu Zeit mit einem finsteren Seitenblick.

„Bist du nun endlich fertig? Warum buckelst du dich so ab, warum?“

Von seinem barschen Ton erschreckt, stürzte Maluscha aus dem Zimmer. Im Flur blieb sie stehen, unterdrückte ein Schluchzen und wischte die Tränen ab, damit sie keiner bemerkte.

Plötzlich hörte sie Schritte hinter sich. Sie drehte sich um — Swjatoslaw kam auf sie zu. Sie wollte fortlaufen, aber er trat ihr in den Weg.

„Weshalb weinst du?“

„Ich habe nicht geweint, junger Fürst, bei Perun, ich habe nicht geweint.“

In seinen Augen spiegelten sich Mißbilligung und eine Regung, die Maluscha nicht deuten konnte.

„Weine nicht, Mädchen!“ sagte Swjatoslaw rauh.

Er entfernte sich, und Maluscha hörte zu weinen auf.

Von nun an nahm sich Maluscha noch mehr in acht vor ihm. Wenn sie ihm im dunklen Flur der Fürstenburg oder in der Dämmerung auf dem Hof begegnete, verneigte sie sich tief, vielleicht tiefer als nötig, und sie hob den Kopf erst, wenn sie meinte, der junge Fürst sei inzwischen vorübergegangen. Aber wenn sie dann endlich aufblickte, sah sie, daß Swjatoslaw nicht weitergegangen war, sondern abgewartet hatte, bis sie sich aufrichtete.

Dann begegnete Maluscha dem Blick seiner grauen Augen, sah die schmalen Lippen im strengen Gesicht und entdeckte etwas Seltsames, das einem Lächeln ähnelte. So setzte Swjatoslaw seinen Weg fort — mit einem spöttischen Lächeln und ein wenig blinzelnden Augen.

Sechstes Kapitel

1

Fürstin Olga setzte in die Tat um, was sie sich vorgenommen hatte: Sie rüstete im Frühling des Jahres 957 zu einer Reise nach Konstantinopel.

Man konnte auf verschiedenen Wegen dorthin gelangen: zu Lande, durch die Gebiete der Tiwerzen und Ulitschen und weiter durch Bulgarien, oder zu Wasser, auf dem Dnepr und übers Russische Meer, wie gewöhnlich die Kaufleute fuhren.

Die Fürstin wählte den Wasserweg, auf dem man Byzanz ungefährlicher und schneller erreichen konnte. Für die alte Fürstin und ihr großes Gefolge war es auch bequemer, in Schiffen zu reisen, als den langen Weg zu Pferde zurückzulegen. Außerdem wollte sie es vermeiden, mit dem bulgarischen König zusammenzutreffen, der doch nur Konstantinopels Willen erfüllte.

Die Fürstin hatte bereits im Winter begonnen, die weite Reise vorzubereiten. Persönlich wählte sie die Geschenke aus: Pelze, Fischbein, goldene und silberne Emaillearbeiten, Moschusduftwässer, einige Säckchen mit arabischen Münzen und russischen Silberlingen. Sie veranlaßte auch, daß die Schiffe geteert, mit Planken abgedeckt und die Bordwände erhöht wurden. Am Ende des Winters schickte der Wojewode Svenald tausend Krieger zu den Stromschnellen des Dnepr; sie sollten für eine sichere Durchfahrt der Fürstin sorgen und sie dann weiter am Ufer des Meeres entlang bis zu den Ländern der Tiwerzen und Ulitschen begleiten.

Lange hatte die Fürstin darüber nachgedacht, wen

sie auf die Reise mitnehmen sollte. Sie zog nicht aus zu einer Schlacht, sondern zu schwierigen, verfänglichen Verhandlungen; da wollte sie Menschen mit scharfem Verstand und Weltkenntnis zur Seite haben. Schließlich befahl sie zwölf Gesandten, fünfzig Kaufleuten sowie fünf Dolmetschern, die die griechische, französische und lateinische Sprache beherrschten, sich auf die Reise vorzubereiten.

Damit die griechischen Kaiser nicht auf den Gedanken kamen, die Kiewer Fürsten hätten kein Herrscherhaus, lud sie auch einige Verwandte ein, sie zu begleiten: ihre Kusinen und Nichten sowie die Frauen der Fürsten von Tschernigow und Perejaslaw.

Jene hatten nur darauf gewartet; den ganzen Winter über nähten sie sich Gewänder, probierten sie unentwegt an und brüsteten sich voreinander: Schau nur, wie ich aussehe! Ganz Byzanz wird staunen!

Fürstin Olga ging schmunzelnd durch die Fürstenburg und dachte: Wartet nur, was für ein Lied ihr singen werdet, wenn das Russische Meer euch schaukelt!

Der Beschließerin befahl sie, zehn der hübschesten, gesündesten und geschicktesten Mädchen für die Reise auszusuchen.

Als Maluscha diese Weisung hörte, dachte sie: Ich würde ja so gern mit der Fürstin nach Byzanz fahren!

Olga fügte jedoch hinzu: „Du, Maluscha, wirst hierbleiben und darüber wachen, daß in der Burg Ordnung herrscht und die jungen Fürsten versorgt sind!"

Nach einer schlaflosen Nacht bat die Fürstin den Geistlichen Grigori zu sich.

„Du sollst mit mir auf die Reise gehen, Vater", sagte sie.

Der alte Geistliche erschrak bei dem Gedanken, eine so lange, beschwerliche Reise antreten zu müssen, und er antwortete ausweichend: „Warum soll ich nach

Konstantinopel reisen, Mutter Fürstin, da ich doch bei den Bulgaren in Preslaw die Priesterweihe erhalten habe?"

„Du wirst mich begleiten, Vater, weil du ein Priester des wahren Glaubens bist."

Seine Augen glänzten. „Mutter Fürstin, wollen wir etwa nach Byzanz reisen, um dort für die ganze Rus den christlichen Glauben anzunehmen?"

„Nein, Vater", entgegnete die Fürstin bestimmt, „aber sie sollen wissen, daß auch in Rußland der christliche Glaube verbreitet ist und daß ich, die Fürstin, selber Christin bin und einen Priester habe."

Grigori war froh, daß es zu diesem Gespräch gekommen war und er endlich auf das zu sprechen kommen konnte, was ihm schon lange am Herzen lag.

„Du tust gut daran, Fürstin, das Christentum nicht bei den Griechen anzunehmen; vielleicht werden wir es bei den Bulgaren tun... Du, Mutter Fürstin, darfst dich als Christin fühlen."

„Ich glaube an Christus, Vater Grigori; ich weiß, daß er es ist, der mich, meine Söhne, die Wojewoden, Kaufleute und Bojaren, die den Christenglauben nicht angenommen haben, schützt. Ich weiß, er schützt auch diejenigen unter meinen Landsleuten, die sich im heiligen Taufbecken gewaschen und die sündigen Kleider des alten Adam ausgezogen haben."

Priester Grigori hob flehentlich den Blick zum Himmel und sagte: „Warum zögerst du, Fürstin, Morgenstern vor der Sonne, Morgenröte vor dem Licht, die du glänzt wie der Mond in der Nacht, die ungläubigen Menschen zu erleuchten, die keine heilige Taufe erhielten und in Sünde versinken wie Perlen im Morast? Zögere nicht, Fürstin, taufe die Rus, mach dein Land christlich!"

„Ich kann nicht, Vater Grigori. Für meine ungläubigen Untertanen ist der christliche Glaube ein unge-

staltes Wesen, das sie nicht begreifen. Ihr Herz ist verhärtet, ihre Ohren und Augen nehmen kaum etwas wahr... Taufe ich jetzt die Rus, werden viele darüber spotten oder Widerstand leisten. Vielleicht würde gar ein Stamm mit dem anderen, ein Land mit dem anderen in Feindschaft geraten."

Der Priester wurde nachdenklich; wahrscheinlich erinnerte er sich an all den Spott, an all die Beschimpfungen und Drohungen, die er von ungläubigen Kiewern zu hören bekommen hatte — und das in der Stadt, in der sich die Gora erhob, die Drushina lag und die christliche Fürstin regierte. Was würde erst geschehen, wenn die weiter entfernt lebenden Stämme zur Taufe ziehen müßten? Die Fürstin sprach die Wahrheit: Die Rus taufen zu wollen hieße einen Brand im ganzen Land entfachen.

„Du hast recht, Mutter Fürstin", stimmte Vater Grigori zu. „Es ist noch nicht an der Zeit, die Rus zu taufen. Vertrauen wir darauf, daß sich einst im ganzen russischen Land der christliche Glaube durchsetzt. Wann werden wir nach Konstantinopel reisen, Fürstin?"

2

Kaum hatte der Dnepr seine Eisdecke abgeworfen, da trafen auch schon die ersten Gäste aus fernen Ländern in Kiew ein. Sie hatten im Mündungsgebiet des Dnepr oder am Oberen Wolok den Beginn der warmen Jahreszeit abgewartet. Auch aus der Gegend von Tscherwen und von der Wolga kamen sie, wo sie vom Winter überrascht worden waren.

Viel, sehr viel hätten die Gäste aus den fremden Ländern von den weiten und schwierigen Wegen erzählen können, die sie sich bis nach Kiew gebahnt hatten. Mitunter mußten sie Monate durch wasserarme Ein-

öden, über Meere und Flüsse, Berge und Steppen ziehen. Überall lauerten Gefahren auf die Reisenden: auf dem Meer der Sturm, in der Wüste der Samum, eine Horde in der Steppe, hinter jedem Stein oder Strauch ein böses Tier oder ein Räuber. Jeder Kaufmann mußte auch ein Krieger sein — auf dem Rücken seines Pferdes die Waren, an seinem Gürtel das Schwert. Zu ihrem Schutz nahmen die Kaufleute eine Drushina in Dienst. Trotzdem war es vielen von ihnen, die zum Dnepr reisen wollten, nicht beschieden, Wasser aus ihm zu trinken. Umgekehrt erreichten auch nicht alle Kiewer Kaufleute immer ihr Ziel. Drei Straßen führten von Kiew aus in die Ferne: Die Salosnystraße begann am linken Dneprufer und zog sich über das Dikoje Polje, über den Don, an der Wolga entlang und weiter über das Kaspische Meer nach China, Arabien bis Babel-Abwaba, Berdaa und Choresm. Von Kiew aus nach Süden verlief über das Steppenfeld und den Dnepr die Salzstraße, auf der man zu den Petschenegen, Chersonesern, Bulgaren, Griechen und noch weiter bis zum Mittelmeer gelangte. Außerdem gab es die Tscherwensker Straße, die von Kiew aus nach Westen, zu den Städten in den Karpaten, zu den Tschechen, Polen und Franken führte.

Aber in Kiew, auf dem Podol, waren alle Strapazen des Weges vergessen. Hier brodelte und lärmte der Handel. Schon von weitem war die vielköpfige Menge auf dem riesigen Platz zu sehen, in dessen Mitte eine hohe Säule stand und ein Feuer loderte.

Wer näher kam, sah, daß es keine Säule, sondern eine aus Eiche geschnitzte Gestalt war, die menschliche wie auch tierische Züge trug. Der Rumpf der Statue mit den großen, beinahe fraulichen Brüsten und den fast bis zur Erde reichenden Armen war menschenähnlich. Der Kopf des Götzen aber hatte, von Augen und Nase abgesehen, etwas Tierisches an sich: Der

Mund war bis zu den riesigen Ohren in die Breite gezogen, aus ihm ragten die spitzen Hauer eines Keilers. Aus der Stirn wuchsen eiserne Hörner heraus.

Das war Wolos, der Gott des Handels. Zu ihm begaben sich die Kaufleute, die aus fernen Ländern angereist waren; manche voller Dankbarkeit, viele voller Hoffnung. Ängstlich blickten die Fremden, Waräger, Chasaren und auch christliche Griechen, zu ihm auf. Vom Morgen bis zum Abend verschlang Gott Wolos ihre Opfergaben. Vor ihm, auf einem aus Steinen errichteten Opferaltar, brannte ein Feuer; Kiewer und Fremde kamen und legten hier ihre Gaben nieder, dieser einen Hahn, jener ein Fell, einen Krug Honig, ein Maß Gerste oder Hirse.

Der Podol lärmte in vielerlei Stimmen und Mundarten vom frühen Morgen bis zum späten Abend; hier polterte ein Kiewer Kaufmann in russischer Sprache, dort pries ein Grieche seinen Samt an, ein Stück weiter sprudelte ein Chasare hastig seine Sprüche hervor, und dort schwitzte ein Araber, der nicht wußte, wie er sich verständlich machen sollte; blinzelnd hob er die Hand zum Himmel, tippte mit einem Finger aufs Herz und ließ seine Ware auf der flachen Hand tanzen.

An zentraler Stelle, nicht weit von Wolos entfernt, hatten die Kaufleute aus den russischen Ländern ihren Standort. Nowgoroder brachten Bernstein vom Ufer des Nordmeeres auf den Markt, Zobel-, Marder-, Hermelin- und Silberfuchsfelle sowie Felle von Meerestieren. Händler vom Wolok verkauften Hirsch-, Hasen- und Ziegenfelle, Drewljanen boten außerdem mit Bibergeil gefüllte Hammelblasen feil, Owrutscher Steinschneider brachten Fuhren mit rotem Schiefer zum Verkauf. Das Poljanenland überschüttete den Markt mit Gerste und Hirse, vor den Kaufleuten standen Kübel mit duftendem Honig, und Scheiben von gelbem Wachs lagen aus, fast so groß wie Mühlsteine. Die Kaufleute des

russischen Landes waren reich, sie hatten den fremden Händlern eine Menge anzubieten.

Die Fremden aber waren auf der Hut. Auf der Potschaina wiegten sich ihre Schiffe, am Ufer standen ihre Pferde und Kamele, neben denen im Sand die erschöpften Begleitmannschaften schliefen; unentwegt schleppten Diener die Waren der fremden Kaufleute auf den Markt.

Die lärmseligsten von allen waren die Griechen. Sie besuchten Kiew oft und beherrschten die Sprache der Einheimischen. Ihre Diener trugen griechische Stoffe und rhomäischen Samt von den Schiffen herbei und legten sie auf Tischen aus; hohe Krüge mit Wein, Amphoren mit Lavendelduftwasser, Salben, Gold- und Silberschmuck lockten die Käufer an; dekorativ auf Teppichen verteilt lagen Hals-, Arm- und Beinreifen, Fingerringe, Ohrgehänge mit kostbaren Steinen und Emaillearbeiten.

Die Chersoneser — Griechen, die auf der Krim lebten —, brachten große Mengen von Salz und gedörrtem Fisch auf den Markt; sie trieben auch ganze Pferdeherden heran. Die Pferde, die sich noch vor kurzem frei am Schwarzen Meer getummelt hatten, waren von den Chersonesern eingefangen und an den Sattel gewöhnt worden. Keine Reittiere, sondern wie ungestümer Wind waren sie; sie scharrten mit den Hufen im Sand und wieherten aufgeregt.

Den Chersonesern schlossen sich die Araber an. Vor ihnen lagen Perlen aus den warmen südlichen Meeren und glitzernde grüne Ketten. Sie boten Lavendelwasser und Salben, Zimt und Pfeffer, Lorbeerblatt, Myrrhe und Weihrauch an.

Besonders stolz waren die Araber auf ihre Schwerter aus Damaskus. Jedermann wußte, daß sie auf galoppierenden Pferden im kalten Wind gehärtet wurden.

Auch Sklaven hatte man zum Markt gebracht, traurige sonnengebräunte Jünglinge und Mädchen.

Ware wurde gegen Ware getauscht: Getreide gegen Salz, Pelz gegen Samt, Honig gegen Pferde und Getreide gegen Honig. Die Kaufleute aus Übersee hielten zur Bezahlung auch Drachmen, Dirheme und Denare bereit. Aber die russischen Kaufleute konnten ebenfalls mit Gold und Silber aufwarten, mit Griwnas, Kunas und Resanas, kleinen Edelmetallstücken, die von einer langen Stange geschnitten wurden.

Die Stände der Griechen und Araber, besonders jene, wo es nach Lavendel, Schminke und Salben duftete, wo Schmuck verkauft wurde und Samt und Damast raschelten, wurden von den Töchtern der Bojaren und Wojewoden umlagert. Alles hier entzückte sie, alles wollten sie probieren.

Aber nicht nur deshalb waren sie zum Markt gekommen. Während sie Sarafane, Kleider, Mäntel mit Pelzverbrämung und Halsgeschmeide musterten, sich goldene Ringe und Haarreifen aufsetzten und Ohrgehänge und Ohrringe mit kostbaren Achaten und Rubinen anhängten, wechselten sie hin und wieder einen Blick mit den Kriegern und Drushinniki, die, eine Hand auf dem Schwert, mit der anderen den Schnurrbart zwirbelnd, zwischen den Reihen umherschlenderten.

3

Stromabwärts von Kiew, in Wititschew, wiegen sich auf klaren Wellen die Schiffe, die schon im Winter für die Reise seeklar gemacht worden waren. Sie wurden jetzt mit allen möglichen Waren beladen.

Die Leute, die mitfahren wollten, hatten alle Hände voll zu tun; es stand eine weite, schwere Reise bevor. Viele von ihnen führten nicht das erste Mal Schiffe

von Kiew über das Meer. Sie hofften, durch den gegenwärtig hohen Wasserstand die Stromschnellen des Dnepr ohne Schwierigkeiten passieren zu können. Trotzdem nahmen sie für den Fall, daß die Stromschnellen auf dem Landweg überwunden werden mußten, Ruder, Steuer, eiserne Bootshaken und Rollwalzen an Bord, außerdem große Fässer, die an der Dneprmündung mit Süßwasser gefüllt werden sollten, bevor sie in See stachen.

In den fürstlichen Gemächern waren alle beizeiten auf den Beinen, die Fürstin Olga, ihre Verwandten und die Frauen der Fürsten von Tschernigow und Perejaslaw, die schon einige Tage zuvor angereist waren. In dieser Nacht hatten sie sich gar nicht erst hingelegt; übernächtig irrten sie von einem Raum zum anderen und ließen bald diese Sachen ein-, bald jene wieder auspacken.

Fürstin Olga hatten die vergangenen Tage und Wochen bis aufs äußerste angestrengt, da sie alle Entscheidungen, die die große Reise betrafen, zu fällen hatte. Maiuscha weckte sie, wie befohlen, nach der zweiten Ablösung der Nachtwache. Dann erschien Svenald bei ihr.

„Also, ich reise heute", begann sie. „Das Herz schmerzt, nie und nimmer würde ich Kiew verlassen, wenn es nicht sein müßte."

„Mach dir keine Sorgen, Fürstin, sei getrost und fahre in aller Ruhe", sagte Svenald.

„Wie sollte ich mich nicht sorgen?" Sie schlug die Hände zusammen. „Kiew, das ganze Land, wie wird es ohne mich zurechtkommen?"

Sie konnte sich tatsächlich nicht vorstellen, wie das Leben hier ohne sie verlaufen würde.

„Ich lasse Swjatoslaw auf dem Thron zurück", fuhr die Fürstin fort, „er soll Gericht halten, Streit schlichten, mit den Wojewoden und Bojaren verhandeln. Du,

Svenald, wirst seine rechte Hand sein. Von ihm werde ich keine Rechenschaft verlangen, schließlich ist er fast noch ein Kind. Wenn ich lebend zurückkehre, stehst du mir Rede und Antwort."

„Mach dir keine Sorgen, Fürstin, sei getrost und fahre in aller Ruhe", wiederholte Svenald.

Die Fürstin winkte ab: „Nun gut, gehen wir! Das Gefolge erwartet mich."

Der Empfangssaal der Kiewer Fürsten bot an diesem Morgen einen ungewöhnlichen Anblick. Alle Leuchter brannten, aber weder saßen auf dem Podest die Fürsten noch auf den Bänken die Wojewoden und Bojaren. Botschafter, Kaufleute, Verwandte der Fürstin und die ganze Dienerschaft hatten sich im Saal versammelt; sie lärmten, rannten von einer Ecke in die andere, schleppten Schläuche, Säcke, Töpfe und Tonnen.

Als die Fürstin eintrat, verstummte der Lärm. Sie blickte ihre Verwandten, die Kaufleute und Botschafter schweigend an. Schließlich sagte sie: „Handeln wir nach alter Sitte. Setzen wir uns!"

Der russische Brauch gebietet, sich vor einer Reise kurz zusammenzusetzen, den Ahnen ein Opfer zu bringen und zu bitten, sie mögen das Haus bewachen und den Reisenden auf ihrer langen, schweren Fahrt beistehen.

Der Priester Grigori stand in einer Ecke des Saales; er trug ein kleines Bündel bei sich mit dem Evangelium und einem Meßgewand für den Gottesdienst. Nach einigem Schwanken fügte er sich der alten Sitte und setzte sich ebenfalls.

„Steht auf!" sagte Olga.

Augenblicklich kam wieder Leben in die Fürstenburg; treppauf, treppab und durch die Säle liefen Amtleute, Gridni, Hofgesinde mit Schläuchen, Bündeln, Töpfen und Krügen. Draußen an der Treppe standen schon die

Fuhrwerke bereit, die gesattelten Pferde wieherten. In der Dunkelheit klirrten am Podolsker Tor die Ketten der Zugbrücke, die Rufe der Wachen hallten durch die Nacht. Bei Fackellicht bewegte sich der Wagenzug wie eine gigantische Schlange zum Tor und über die Brükke, dann verschwand er in der Finsternis.

Fürstin Olga stieg vorsichtig über den Plankensteg an Bord und ging, von Verwandten gestützt, zum Achterschiff, das für ihren Aufenthalt vorbereitet war.

Sie blieb stehen und sah sich aufmerksam um. Auf einem mit Pelzen bedeckten Podest konnte man sitzen und liegen, Bretterwände schützten vor Wind und Wellen, ein Dach vor dem Regen und ein Vorhang vor neugierigen Blicken. Der Fürstin gefiel es hier, und sie erklärte: „Wie dem auch sei, irgendwie werden wir unser Ziel schon erreichen."

Sie ließ sich nieder, zog das Tuch fester um den Kopf, stellte den Kragen hoch und barg die Hände in den weiten Ärmeln.

Der Augenblick des Abschieds war gekommen. Alle schwiegen, als hätten sie die Sprache verloren. Swjatoslaw stand an der Uferböschung und scharrte unruhig mit der Spitze seiner roten Stiefel im Sand. Hinter ihm standen Ulib, die Wojewoden und die Bojaren mit Svenald an der Spitze, Amtleute und Hofverwalter von der Gora. In einiger Entfernung von ihnen drängte sich unter spärlichen Weidenbüschen und Wolfsmilchgesträuch das Hofgesinde, darunter auch Maluscha. Sie war voller Unruhe, als erwarte sie, die Fürstin würde sie sogleich zu sich beordern. Unmittelbar an der Straße, die sich zwischen den Hügeln nach Kiew wand, standen Gridni, Drushinniki und Fuhrleute, stauten sich die Wagen und zupften die Pferde das junge Gras.

Die Fürstin saß regungslos auf ihrem Podest und war ganz in Gedanken versunken.

„Also los", sagte sie schließlich, „ablegen!"

„Ablegen! Ablegen!“ lärmte es auf den Schiffen.

„Sie fahren!“ hallte es am Ufer entlang.

Die Bootsmeister lichteten die Anker und zogen die Leinen ein, mit denen die Schiffe an Bäumen vertäut gewesen waren. Schwerfällig kletterten die Segel aus Nesseltuch an den Masten empor, erzitterten in der Luft und blähten sich auf. Nacheinander legten die Schiffe vom Ufer ab.

Die Verwandten der Fürstin und die Dienerinnen klammerten sich an die Bordwände und riefen die Götter an: „Oh, ihr, unsere Väter! Perun! Dashd-Bog!“

Die Fürstin wandte sich ab. In finsterem Schweigen saß sie am Heck des ersten Schiffes und schaute auf den unruhigen blauen Strom.

Der Wind wehte stromabwärts, die Schiffe gewannen rasch an Fahrt und verschwanden eins nach dem anderen im zartblauen Nebel.

4

Daß russische Schiffe auf dem Weg nach Konstantinopel waren, erfuhr Kaiser Konstantin bereits, als diese die Mündung der Donau passierten.

In Byzanz zeigte man seit eh und je Interesse dafür, was in den Ländern am Russischen Meer vor sich ging. Im Verlauf der Jahrhunderte hatten die Kaiser des Oströmischen Reiches mit dem Schwert die Grenzen ihres Landes nach Westen und Süden hin ausgedehnt. Auf dem europäischen Festland aber gehörte ihnen nur ein Fetzen Land am Marmarameer, und so trachteten sie danach, ihre Besitzungen auch nach Osten und Norden zu erweitern.

Allerdings hatte man in Konstantinopel nur unklare Vorstellungen von den Ländern und den Menschen, die dort lebten. Ein Chronist hatte geschrieben:

„Das Land dort ist fruchtbar, die Luft sauber und belebend. Sie leben länger und glücklicher als andere Menschen, denn sie kennen weder Krankheit, Bosheit noch Krieg, sie verbringen ihre Tage mit unschuldigen, sorglosen Vergnügungen und in stolzer Gelassenheit. Als Wohnstatt dienen ihnen herrliche Wälder und Eichenhaine, und die Früchte von Bäumen sind ihre Nahrung; sie sterben ruhig und nur, wenn das Leben für sie jeden Wert verloren hat, dann veranstalten sie für die Verwandten und Enkel ein Gastmahl, schmücken ihre Häupter mit Kränzen und strürzen sich in die Meereswogen..." (Plinius)

Natürlich zog dieses wunderbare Land, das von so glücklichen Menschen bewohnt wurde, die Kaiser ungemein an. Sie waren nicht abgeneigt, es zu unterwerfen und seine Bewohner, die sie Hyperboreer nannten, ebenso wie viele andere Völker Asiens und Afrikas zu Sklaven zu machen.

Griechische Kaufleute bestiegen ihre Schiffe und steuerten die nördlichen und östlichen Ufer des Schwarzen Meeres an. Die dort ansässigen Bewohner kamen ihnen entgegen und nahmen sie wie Brüder auf, denn so gebot es das oberste Gesetz der Menschen am Schwarzen Meer. Nachdem die Griechen in die Heimat zurückgekehrt waren, nannten sie das Meer, das sie befahren hatten, Pontos Euxinos — Gastliches Meer.

Ungewöhnliche Dinge erzählten die Kaufleute vom Pontos Euxinos und den Menschen, die an seinen Ufern lebten. Wie sich herausstellte, waren es keine Hyperboreer, sondern Skythen, Anten und Sklavinen. Am Dnepr, berichteten sie, wo die Stadt Kiew stehe, lebe seit Urzeiten das Volk der Rus; nördlich davon gebe es noch andere, Kiew botmäßige Stämme, die sie allerdings nicht gesehen hätten. Das Land sei reich und habe zahlreiche Städte und Siedlungen; auf den Feldern ringsum werde Korn angebaut, weide Vieh, in den

Wäldern werde gejagt und in den Gewässern gefischt. Fürwahr, es sei ein gutes Land.

In der Folgezeit begaben sich nicht nur Kaufleute an die Ufer des Russischen Meeres. Griechische Edle fuhren mit starker Streitmacht dorthin, um die fruchtbaren Länder in Besitz zu nehmen. Sie landeten, gründeten dort Städte, wurden im Mündungsgebiet des Dnepr ansässig, sie drangen in die große Halbinsel ein, die in das Schwarze Meer ragt, und schlugen sich bis zur weit entfernten östlichen Küste durch.

Jahrhunderte vergingen, die Städte zerfielen zu Staub, wuchsen empor, wurden zerstört und erwachten wieder zum Leben. Denn wie sich herausstellte, empfingen die Menschen am Russischen Meer die Griechen zwar freundlich, solange sie als Gäste kamen, aber sobald sie sich als Eroberer zeigten, griffen sie zu den Waffen und kämpften unerbittlich. So wurden alle Städte im Mündungsgebiet des Dnepr und an der Ostküste des Russischen Meeres zerstört. Die Eroberer behaupteten sich nur auf der Halbinsel, im Gebiet von Korsun. Seit dieser Zeit bezeichnete man in Konstantinopel das Russische Meer als ungastlich.

Bald darauf überquerten auf mehreren hundert Schiffen die Fürsten der Rus, an der Spitze die Kiewer Fürsten, das Russische Meer und erschienen mit starken Drushinas vor Konstantinopel. Sie erklärten, daß sie nicht die Absicht hätten, die Rhomäer zu unterwerfen. Sie besäßen genug Land und Reichtum und wollten mit den anderen Völkern in Frieden und Freundschaft verkehren. Sie könnten es aber nicht dulden, daß Fremdlinge, Rhomäer, an den Ufern ihres Russischen Meeres Städte bauten, sich am Ostufer dieses Meeres festzusetzen versuchten und sogar bis zur Wolga vordrängen.

Angesichts der bedrohlichen Macht schworen die Mächtigen in Konstantinopel — wie es ihr Gesetz

gebot — auf das Kreuz, daß sie die Russen nicht anrühren würden.

Samt ihren Schwertern und Schilden legten die russischen Männer vor Perun auch den Schwur ab, den Frieden mit Byzanz zu wahren, solange die Sonne schien. Sie wünschten ehrlichen Herzens nur Frieden und Freundschaft mit den Rhomäern. Diese aber waren meineidig, sie dachten nicht daran, sich vom Russischen Meer zurückzuziehen, sie bauten weiterhin Städte an seinen Ufern und drangen bis zum Don und zur Wolga vor. Sie verschwägerten sich mit den chasarischen Khanen, obwohl jene sich zum jüdischen Glauben bekannten. Ihr Baumeister Petronas half den Chasaren, am Don die mächtige Festung Sarkel zu erbauen — dort, wo der Weg der russischen Kaufleute vorüberführte, wenn sie ihre Schiffe über Land zur Wolga schleppen ließen.

Erneut kreuzten russische Fürsten mit ihren Schiffen vor den Mauern Konstantinopels auf, um nun mit dem Schwert zu entscheiden, wer die Wahrheit auf seiner Seite hatte. Die Namen der Fürsten Oleg und Igor versetzten das ganze Imperium in Unruhe.

Hinzu kam, daß die Rus nicht allein war, daß sich auch Bulgarien dem Imperium nicht unterwerfen wollte. Mit diesem Land und seinen Menschen verbanden die Rus alte Freundschaft und Frieden. Die Sprachen und die Sitten waren fast dieselben. Bulgarien und die Rus bedienten sich einer gemeinsamen Schriftsprache. Die Gelehrten Kyrill und Method hatten auch Kiew und das Korsuner Land besucht, die bulgarischen Patriarchen entsandten ihre Priester in die Rus, der Kiewer Fürst Igor und Bulgariens König Simeon waren, um den Frieden in ihren Ländern zu erhalten, nacheinander nach Konstantinopel gezogen. Die Rhomäer zitterten vor den Russen ebenso wie vor den Bulgaren.

Kaiser Konstantin VII. Porphyrogennetos war bestens

unterrichtet über die Kämpfe, die seine Vorgänger Michael II. der Stammler, der ausschweifende Michael III., Basileios I., Konstantin VI. und besonders sein Vater Leon VI. mit den Bulgaren und Russen ausgetragen hatten. Ebenso wie diese hielt er es für unvermeidbar, daß das Oströmische Reich die Rus bekämpfen und besiegen mußte. Der Kaiser war überzeugt, dies werde schon unter seinem Sohn Romanos geschehen. Da er sich gern schriftstellerisch betätigte, verfaßte er die umfangreichen Abhandlungen „Von der Staatsverwaltung" und „Von den Streitkräften des Reichs".

Kaiser Konstantin arbeitete lange und sorgfältig an seinen Traktaten. Wenn Botschafter und Kaufleute von der Rus nach Konstantinopel zurückkehrten, erschienen sie zuallererst beim Kaiser und berichteten ihm von den Städten, dem Land und den Menschen dort. Aber der beste Bericht kann die eigene Anschauung nicht ersetzen. So vermochte sich Kaiser Konstantin auch nicht vorzustellen, was für ein Land die Rus war und was für Menschen dort lebten. Für ihn waren die Hyperboreer und Skythen einander ähnlich — Barbaren, die sich in Tierfelle kleideten, geldgierige, ungläubige Bewohner des Nordens von fragwürdiger Herkunft. Konstantin wies in seinen Traktaten nach, daß es notwendig sei, die Bulgaren mit den Russen zu verfeinden, hinterrücks über die Bulgaren herzufallen und sie, die unmittelbaren Nachbarn von Byzanz, zu vernichten. Danach müßte man auch die Russen schlagen und ihr reiches Land in Besitz nehmen. Teile und herrsche, so schrieb der Kaiser.

So schrieb er, und so handelte er auch. Der grimmige Feind der rhomäischen Kaiser, der bulgarische König Simeon, war lange tot; auf dem Thron in Preslaw saß jetzt sein Sohn Peter. Dessen Frau Maria, Tochter des Kaisers Christophoros, haßte die Bulgaren. Byzanz unterhielt jetzt in Bulgarien ein Heer und errichtete an

den Ufern der Donau Festungen. Eine starke Stütze der Bulgaren war ihr Glaube, ihre Kirche. Ihr Patriarch erkannte die Oberherrschaft des Patriarchen von Konstantinopel nicht an und verblieb auf seinem Patriarchenstuhl in Dorostolon.

Als Fürstin Olgas Schiffe die Donau erreichten, ließ der bulgarische König Peter mit Lichtzeichen vom Leuchtturm in Preslaw folgende Nachricht nach Konstantinopel übermitteln: „Schiffe der Russen laufen unter Flaggen Konstantinopel an."

Eines erfuhr Kaiser Konstantin allerdings nicht: wer diesmal aus der Rus nach Konstantinopel gereist kam und mit welchen Absichten. Kaufleute? Botschafter? Doch die setzen keine Flaggen. Der Kiewer Fürst Swjatoslaw? Konstantin wußte von seinen Kaufleuten und Botschaftern, daß der noch jung war und den Fürstenthron noch nicht bestiegen hatte, also kaum nach Konstantinopel kommen würde...

Sollte das eine heimtückische Falle der Russen sein? überlegte der Kaiser. Vielleicht schicken sie eine kleine Anzahl von Männern voraus, denen eine Unmenge von Schiffen folgt?

Auf jeden Fall befahl Kaiser Konstantin, eine Phalanx schneller, mit dem Griechischen Feuer ausgerüsteter Schiffe ins Russische Meer zu entsenden, um den Eingang zum Bosporus zuverlässig zu sichern. Außerdem sollte von einem Ufer des Goldenen Horns zum anderen die schwere Eisenkette gespannt werden.

5

Mehr als vierzig Tage waren die Schiffe der Fürstin Olga und ihrer Gefolgsleute nun schon unterwegs, zuerst auf dem Dnepr, dann an der Küste des Russischen Meeres entlang bis zur Donaumündung, wo sie

sich, um den Weg abzukürzen, vom Festland lösten und in südwestlicher Richtung auf Konstantinopel zusegelten.

Die ganze Zeit über herrschte schönes Wetter. Die Tage auf dem Meer atmeten Stille, die Nächte reglose Schwüle, am Horizont war keine einzige Wolke zu sehen. Die Rudergänger brauchten nicht zu befürchten, daß plötzlich ein Sturm aufkäme und sie etwa nach Herakleia oder Sinope triebe. Allerdings erschwerte diese Windstille die Reise sehr, die Krieger mußten Tag und Nacht rudern, ihre Hände bluteten.

Von Zeit zu Zeit begegneten sie fremden Schiffen — griechischen Seglern, Schiffen aus Korsun, Sarazenenschiffen mit spitzem Bug aus Abchasien, Armenien, Paphlagonien, Chaldäa. Einige von ihnen steuerten ebenfalls Konstantinopel an, andere kamen von dort.

Nicht weit vom Bosporus entfernt, begegneten sie etwa zehn sehr großen griechischen Schiffen, die mit Segeln und mit Rudern ausgerüstet waren. Jedes konnte achtzig Ruderer aufnehmen, die von hohen Bordwänden geschützt wurden. An Deck waren gepanzerte Krieger zu sehen. Diese Schiffe fuhren am Morgen an den russischen Schiffen vorüber und entschwanden langsam in der Weite des Meeres. Gegen Abend kamen sie achteraus erneut in Sicht und bildeten einen Halbkreis, als wollten sie die russischen Schiffe einschließen. Diese Formation behielten sie bis zum nächsten Tag bei.

Ein erfahrener Krieger sagte: „Das sind Kriegsschiffe der Griechen, die großen heißen Dromones, die kleineren Skedien. Aber warum kreuzen sie hier auf und heften sich an unsere Fersen?“

Auf diese Frage konnte niemand antworten. Die Krieger ruderten immer kräftiger und lösten einander oft ab.

Nicht mehr lange, und die russischen Schiffe erreichten ihr Ziel, die Bucht Goldenes Horn. Sogleich stießen vom

Ufer viele Byzantinerschiffe ab und fuhren längsseit neben ihnen her.

„Empfangen die uns?" fragte jemand verwundert.

„Die empfangen uns nicht, sie mustern uns nur", antwortete ein Krieger.

Das beunruhigte jedoch niemand. Sollten sie sich nur getrost umsehen, auf den russischen Schiffen würden sie nichts Besonderes entdecken. Die Menschen an Bord richteten ihre Blicke auf das Goldene Horn, auf die Küste zur Rechten und vor allem auf die weit ins Meer vorspringende Halbinsel zur Linken.

Auf den sieben grünen Hügeln dieser Halbinsel breitete sich mit grauen Mauern und viereckigen hohen Türmen die riesige Stadt Konstantinopel aus. Am Ende der Halbinsel, dicht am Meer, standen zwischen schlanken Zypressen die Kaiserpaläste, erblickte man Kirchen und Kathedralen mit vergoldeten Kuppeln und Kreuzen. Über all diese Gebäude erhob sich die Hagia Sophia, als hinge sie am blauen Himmel. Allerorten zogen sich noch und noch Mauern hin, bei deren Errichtung nach Meinung der Griechen die Götter Apoll und Poseidon mitgeholfen hatten. In Wirklichkeit aber waren sie auf Befehl der Kaiser Konstantin des Großen, Theodosios I. und Theodosios II., Heraklios, Theophilos und ihrer Nachfolger unter unmenschlichen Mühen und Strapazen von Sklaven erbaut worden.

Abseits von den Palästen hatte die Stadt ein ganz anderes Gesicht. Stufenweise türmten sich endlos graue, trostlose Wohnhäuser und Kirchen übereinander, bis zum Horizont, wo sie mit den Wolken verschmolzen.

Die Gäste betrachteten auch die Bucht, die im rötlichen Licht der untergehenden Sonne wirklich an ein goldenes Horn erinnerte. Der lange Hals ragte ins Meer hinaus, das schmale Ende verlor sich zwischen Ebenen und Wäldern.

Die Schiffe kreuzten noch eine Weile, bis sie dem

Kloster des Heiligen Mahmud gegenüber vor Anker gingen, wie es die russischen Kaufleute und Gäste stets zu tun pflegten.

In dieser Abendstunde fanden sich im Goldenen Horn zahllose Schiffe aus aller Welt ein, um in der windstillen Geborgenheit zu ankern. Hier lagen Schiffe, die eine lange, mühsame Fahrt übers Russische Meer hinter sich hatten; an Bord waren Kaufleute aus Scharmeni, Schirwan, Choresm, Bagdad, Kaschgar und sogar aus dem chinesischen Tschangwang. Daneben wiegten sich Schiffe, die aus dem Peloponnes, aus Arabien, Ägypten und anderen südlichen Ländern kamen. Außerdem lagen hier Schiffe auf Reede, die durch das Mittelmeer vom Ende der Welt, von den Inseln im westlichen Ozean, gekommen waren.

Von den Schiffen hallten Stimmen in Sprachen aus aller Herren Ländern. Schon hier auf dem Wasser fingen die Kaufleute an, Geschäfte zu machen.

Während die Sonne unterging, betrachtete die Fürstin mit ihrer Gefolgschaft das Ufer vom Goldenen Horn, wo sich Pera erstreckte, ein Stadtteil von Konstantinopel, der an die Kiewer Vorstadt erinnerte. In der Nähe des Wassers, gegenüber dem Ende der Halbinsel, erhob sich der Turm Christi; daneben sah man ärmliche Katen, Erdhütten, Obst- und Gemüsegärten, Felsenhöhlen, Gerüste, auf denen man Schiffe baute. In der Ferne schimmerten in den letzten Strahlen der Sonne sanft bläulich die Berge.

Kaum waren die Anker ausgebracht, näherten sich Boote mit russischen Kaufleuten, die schon zwei Wochen hier im Goldenen Horn lagen und glücklich waren, in der Fremde Menschen aus der Heimat zu begegnen. Als sie erfuhren, daß sich auf einem der Schiffe die Fürstin Olga befand, fuhren sie zu ihr, verneigten sich tief und begrüßten sie. Sogleich hagelte es Beschwerden und Klagen.

„Mutter Fürstin, steh uns bei, schütze uns! Für uns ist das Tor von Zargrad geschlossen", berichteten sie. „Für Gäste aus Ägypten und Asien, für Spanier und auch für Franken ist es geöffnet. Sind wir denn keine Kaufleute? Wir haben unsere Waren nach Zargrad gebracht: Pelze, Honig, Wachs — alles so gut wie Gold; wir wollen mitnehmen, was bei uns in der Rus gebraucht wird, und auch einen kleinen Gewinn dabei herausschlagen. Wir hatten gerade die Segel gerefft, da wurden wir zum Eparchen geführt, wo man uns Warenpreise nannte, die für uns einen einzigen Verlust bedeuteten. Aber ob man will oder nicht, man muß verkaufen, denn man darf nur einen Monat hier auf Reede liegen. Wenn man die Ware nicht los wird, macht der Eparch damit, was er will; es kann also geschehen, daß man sozusagen nur in der Hose heimkehrt."

„Andererseits", fuhren die Kaufleute fort, „sind wir nicht in der Lage, die notwendigen Waren zu erwerben, wenn wir die unsrigen zum Spottpreis verschleudern. Außerdem, Mütterchen Fürstin, verkauft man uns nur das, was der Eparch erlaubt und was hier nicht gebraucht wird: Seide — die schlechteste, Samt — ganz muffigen. Jeder darf nur für fünfzig Solotnik Ware erstehen. Wein, Salben und Duftwasser kann man haben, soviel man mag. Aber sind wir denn hergekommen, um Wein zu trinken oder uns einzubalsamieren? In unseren Schiffen lagern Samt, Salben und Duftwässer, und wir sind, wie du gewiß gemerkt hast, vom Wein schon ganz berauscht. Indessen jagen uns Bedienstete des Kaisers wie Hunde aus dem Goldenen Horn. Mit was für einer Fracht sollen wir in die Rus zurückkehren?"

Die Kaufleute waren nicht länger imstande, sich zu beherrschen.

„Man sagt von Zargrad, hier sei der Reichtum der

ganzen Welt zusammengetragen. Wirklich, alles gibt es hier in Hülle und Fülle. Ägypten, Arabien, Armenien, Syrien, Mesopotamien, alle bringen kostbare Waren hierher. Nur ist dieser Reichtum in einem einzigen Palast angesammelt — beim Kaiser und seinen Edlen. Sie werden auch uns verschlingen. Rette uns, Mütterchen Fürstin!"

Fürstin Olga blickte zu der unter dem Schleier der Nacht liegenden Halbinsel hinüber, an deren Ufer die Palastfenster funkelten. Weiter oben auf den Bergen war es finster und still. Finster war auch das Gesicht der Fürstin.

6

Eben tagte es, da erschienen in dunkler Kleidung, mit goldenen Ketten um den Hals, begleitet von Dolmetschern und Schreibern, die Beauftragten des Kaisers.

Als sie an Bord gestiegen waren, wollten sie wissen, woher die Kaufleute kämen, was sie mit sich brächten, was sie kaufen und verkaufen wollten. Sie gingen über die Schiffe, hoben die Planen an und musterten die Waren, als könnte etwas Verbotenes oder Diebesgut darunter sein. Die Kaufleute ballten die Fäuste und warfen zornige Blicke auf die fremden Männer.

Schließlich erklärten die Beauftragten, daß es den russischen Kaufleuten gestattet sei, an Land zu gehen und im Kloster des Heiligen Mahmud an der Stadtmauer Quartier zu nehmen. Sie machten darauf aufmerksam, daß sie nur in ihrer Begleitung die Stadt betreten und dann auch nicht mehr als fünfzig Mann sein durften, daß sie im Kloster des Heiligen Mahmud nur einen Monat lang unterkommen und beköstigt werden könnten; danach müßten sie das Goldene Horn verlassen. Den meisten Kaufleuten waren diese griechischen Gepflogenheiten schon bekannt.

Dann nahmen die Dolmetscher und Schreiber ihre Tätigkeit auf. Nachdem sie sich mit Täfelchen ausgerüstet hatten, die mit einer dünnen Wachsschicht bedeckt waren, fingen sie an, die Namen der Kaufleute zu erfragen und aufzuschreiben. Was sie schrieben, schien fragwürdig: statt Prasten — Prastjon und statt Stepan — Stander.

Die Kaufleute lachten. „Wenn die hohen Herren im Palast die Namen lesen, werden sie denken, wir wären keine russischen Menschen, sondern Waräger. Aber schreibt nur, wie ihr es für richtig haltet, nur schreibt uns nicht den Warägern zu. Wir sind Russen aus Kiew, hört ihr?"

Als die Beauftragten des Kaisers alle Namen notiert hatten, fragten sie: „Sind das alle?"

Die Kaufleute antworteten: „Nein, nicht alle, die russische Großfürstin ist bei uns und ihre Gesandten auch."

Die kaiserlichen Beauftragten tauschten verwunderte Blicke.

„Eine Fürstin?.. In Kiew ist doch Fürst Ikmor?"

„Es gab in Kiew einen Großfürsten Igor — keinen Ikmor —, aber er ist gestorben", antworteten die Kaufleute. „Die Großfürstin Olga ist seine Frau."

Die kaiserlichen Beauftragten waren verwirrt. Der Befehl des Eparchen lautete, genau festzustellen, wer diesmal mit so vielen Schiffen aus Rußland gekommen war. Sie hatten die Schiffe eingehend besichtigt und alle Männer aufgeschrieben, aber den Frauen keine Aufmerksamkeit gewidmet. Wie viele Kaufleute kamen in Begleitung ihrer Frauen, Schwestern oder Dienerinnen nach Konstantinopel!

Erst jetzt fiel ihnen die strenge ältere Frau in dunkler Kleidung und einem roten Umhang auf. Die kaiserlichen Beauftragten verneigten sich vor ihr, wußten aber nicht, wie sie sich weiter verhalten sollten.

Deshalb beschlossen sie, sich aufs höflichste von den

russischen Kaufleuten zu verabschieden. Sie versprachen, daß ihnen bald die Urkunden gebracht und andere Männer kommen würden, um sie ins Kloster des Heiligen Mahmud zu geleiten. Nachdem sie geschwind die Schiffe verlassen hatten, begaben sie sich zum Tor und verschwanden hinter der Stadtmauer.

Der ganze lange Tag verging, und kein kaiserlicher Beauftragter ließ sich blicken. Aber ohne Genehmigung durfte niemand an Land gehen.

Es wurde Abend. Fürstin Olga saß auf ihrem Schiff und betrachtete Konstantinopel. Am Kap der Halbinsel und auf den Schiffen, die in der Bucht lagen, flammten Lichter auf. Am Himmel glänzten so viele Sterne, wie sie in Kiew noch nie gesehen hatte.

Fürstin Olga überlegte: Hatte sie einen Fehler begangen, als sie zu dieser fremden Stadt gefahren war?

Aber am folgenden Tag kam alles in Gang. Im Morgengrauen erschienen die kaiserlichen Beauftragten abermals auf den Schiffen. Sie baten um Verzeihung, daß sie nicht schon am Vorabend gekommen waren, aber der Eparch sei nicht in der Stadt gewesen. Dafür gestatteten sie allen, an Land zu gehen, und begleiteten die Gäste persönlich ins Kloster des Heiligen Mahmud, wo bereits die Gemächer vorbereitet waren: je eine Klosterzelle für vier Männer oder zwei Frauen, für Fürstin Olga eine Zelle mit Schlafgemach und Diele.

Außerdem teilten die kaiserlichen Beauftragten mit, daß den russischen Kaufleuten und Botschaftern der Unterhalt für einen Monat garantiert sei. Sie händigten ihnen zwei kleine Tafeln aus, auf der einen standen die Namen der Kaufleute, auf der anderen die der Gesandten, auch die Fürstin Olga wurde hier genannt.

Als diese das hörte, trat sie wütend zu den Beauftragten und erklärte: „Ich bin nicht als Botschafter nach Konstantinopel gekommen, sondern als Fürstin der Rus mit meinen Gesandten, meinen Kaufleuten und

mit meinem Gefolge. Und ich will nicht mit irgend jemandem, sondern mit dem Kaiser Gespräche führen."

„Unsere Gesandten in Kiew haben uns mitgeteilt, daß Deutsche den Fürsten Ikmor getötet haben und nun sein Sohn Sfendoslaw auf dem Kiewer Thron sitzt."

Fürstin Olga winkte gereizt ab. „Ich bin Fürst Igors Gemahlin. Er wurde nicht von Deutschen getötet, sondern ist in seinem eigenen Land umgekommen. Herrscherin auf dem Kiewer Thron bin ich, und mein Sohn heißt nicht Sfendoslaw, sondern Swja-to-slaw. In meinem und in seinem Namen komme ich, um mit dem Kaiser zu sprechen. Wird er mich empfangen?"

„Kaiser Konstantin hält sich zur Zeit nicht in Konstantinopel auf", antworteten die Männer. „Wir wissen nicht, wann er zurückkehren wird. Sobald er kommt, werden wir ihm von der Fürstin erzählen. Vorläufig bitten wir die Kaufleute, ihren Geschäften nachzugehen, und die Gesandten, zu warten. Der Monatsunterhalt für sie steht zur Verfügung. Falls Fürstin Olga Konstantinopel zu besichtigen wünscht, werden wir ihr dabei behilflich sein und ihr alles zeigen, was sie interessiert."

Bleich und erschöpft stand Olga an der Tür und hielt sich mit einer Hand am Pfosten fest. Gelassen sagte sie zu den kaiserlichen Beauftragten: „Ich danke dem Imperator der Rhomäer dafür, daß er mich, meine Gesandten und Kaufleute aufgenommen hat. Ich danke auch dafür, daß ihr den Kaufleuten für einen Monat Unterkommen gewährt, sie werden sich dessen nach Bedarf bedienen. Auf das Geld jedoch sind wir alle nicht angewiesen. Die Kiewer Fürsten sind keine armen Schlucker, und wenn sie nach Konstantinopel reisen, dann nicht, um sich vom Kaiser beköstigen zu lassen." Nach einer Weile setzte die Fürstin hinzu: „Solange euer Kaiser nicht da ist, wie ihr sagt, werde ich in der Tat Konstantinopel besichtigen. Schließlich bin ich

nicht nur hergekommen, um das Goldene Horn anzustarren."

Darauf entfernten sich die kaiserlichen Beauftragten, und die russischen Kaufleute, Gesandten und Fürstin Olga zogen sich in ihre Zellen zurück.

Einige Zeit später ließ die Fürstin den Ältesten der Kaufleute, Worotislaw, zu sich rufen.

„Werden unsere Kaufleute auf den Markt gehen?" fragte sie. „Und wenn ja, wann — heute oder morgen?"

Der große, graubärtige, stolze Worotislaw zog die dunklen Augenbrauen zusammen und antwortete: „Wir können uns nicht entscheiden, was wir tun sollen, Mütterchen Fürstin. Nachdem wir gestern gehört haben, wie hier Handel getrieben wird, und heute erleben mußten, was für einen Ton die Beauftragten dir gegenüber anschlagen, wissen wir nicht: Wie soll man hier Handel treiben, was soll man verkaufen?"

„Ihr werdet hier nichts verkaufen!"

„Warum nicht, Mütterchen Fürstin? Wohin mit unseren Pelzen, dem Honig und dem Wachs?"

„Ich kaufe euch alle Waren ab", erwiderte die Fürstin. „Aber nicht zu dem Preis, den der Eparch festsetzt, sondern zu unserem, zum russischen Preis. Ihr wißt, ich übervorteile euch nicht." Sie wies auf ihre Zelle. „Hier ist mein Reich, ich bezahle alles mit Goldstücken. Aber, hörst du, Worotislaw, keiner meiner Kaufleute geht auf den Markt."

Worotislaw seufzte: „Ich habe gehört, Mütterchen Fürstin. Aber du wirst Einbuße erleiden."

Olga blickte durchs Fenster auf das Goldene Horn, wo sich der Mastenwald von Schiffen aus aller Welt wiegte. „Nicht wegen der Geschäfte sind wir hierhergefahren, sondern für das Wohl des russischen Landes. Tu, was ich gesagt habe!"

7

Inzwischen wußte Kaiser Konstantin, wer aus dem fernen Rußland in die Hauptstadt des Reiches gekommen war. Er wußte auch, daß Fürstin Olga an Land gegangen war, daß sie die finanzielle Zuwendung für ihre Gesandten zurückgewiesen und ihren Kaufleuten untersagt hatte, auf den Markt zu gehen, ja daß sie ihnen selbst alle Waren abgekauft hatte.

Dieser Streich der Fürstin erzürnte den Kaiser ganz besonders. Vom Eparchen Leon hatte er erfahren, was für wundervolle Pelze die Kaufleute aus Rußland feilbieten wollten, und er war schon entschlossen, sie zu kaufen.

„Die Fürstin aus dem Norden ist stolz, ungebärdig und unnahbar", sagte Kaiser Konstantin in seinem Gemach im Großen Palast zum Ersten Minister Basileios, „aber ich denke, wir werden ihr eine Lektion erteilen. Ich wünsche, daß man der Fürstin unseren ganzen Reichtum zeigt. Erst dann werden wir sie empfangen."

Tag für Tag führten die Beamten des Kaisers die Fürstin in die Hagia Sophia und in die Blachernen-Kirche der Heiligen Jungfrau, zweimal wurde sie mit einem Segler des Kaisers aufs Meer hinausgefahren, damit sie die ganze Schönheit und Größe Konstantinopels aus der Ferne überschauen konnte.

Die Beamten benützten diese Ausflüge und Besichtigungen, um die russische Großfürstin mit dem Zeremoniell bei Hofe vertraut zu machen.

„Kaiser Konstantin wird bald in die Hauptstadt zurückkehren, und wir hoffen, er wird die russische Fürstin empfangen... Aber im Großen Palast gilt ein Zeremoniell, an das sich alle halten müssen, die das Glück haben, dem Kaiser unter die Augen treten zu dürfen. Entsprechend diesem Zeremoniell wird ein Ge-

sandter, den zu empfangen der Kaiser seine Einwilligung erteilt hat, am Arm in den Saal geführt. Dort muß er, wenn er den Kaiser erblickt, vor ihm niederfallen. Alsdann geschieht, was der Kaiser anordnet."

Während Fürstin Olga an der Seite der kaiserlichen Beauftragten über den Augusteonplatz ging, vernahm sie diese Worte und antwortete: „Ich möchte, daß ihr dem Kaiser folgendes übermittelt: Ich komme nicht als Botschafterin. Ich bin die russische Fürstin und werde in Begleitung einiger Frauen meiner Sippe und mit meinen Gesandten bei ihm erscheinen. Außerdem soll er wissen, daß ich fest auf meinen zwei Beinen stehe und keinen Nutzen darin sehe, daß man mich am Arm hält, wenn ich den Saal betrete. Ich kenne kein Gesetz, nach dem ich vor weltlichen Herrschern auf den Boden niederzufallen habe, selbst vor dem Kaiser der Rhomäer nicht."

Kaiser Konstantin nahm dies zur Kenntnis, er war aber überzeugt, daß Fürstin Olga angesichts der Majestät des Großen Palastes überwältigt und erschüttert von selbst auf die Knie fallen würde.

Jedoch die russische Fürstin ließ sich nicht so leicht beeindrucken. Vom Ruhm des erhabenen Byzanz hallte die ganze Welt wider, aber in Wirklichkeit war dieses Reich gar nicht mehr so mächtig.

Die Griechen des Oströmischen Reiches hielten sich für die rechtmäßigen Nachfolger Roms, und die Kaiser von Byzanz brüsteten sich mit ihrer Abstammung von Augustus Cäsar. Sie nannten sich nicht Griechen, sondern Rhomäer.

Jedoch dieses Oströmische Reich mit der Hauptstadt Konstantinopel war rings von Feinden umgeben.

Vor Jahrhunderten war es diesem Reich gelungen, in Europa, Asien, Ägypten große Landstriche zu erobern, viele Völker zu unterwerfen und ihre Reichtümer zu rauben.

In der Geschichte des Oströmischen Reiches gab es Zeiten, in denen diese Schätze dazu beitrugen, daß Wissenschaft und Kunst, Kultur und Literatur aufblühten. Die Welt hatte Grund, Konstantin den Großen und Justinian zu bewundern.

Es war jedoch eine labile, unstete Herrschaft. Seit langem führte Byzanz nicht mehr nur in weiter Ferne grausame Kriege, sondern schon in seinem eigenen Herrschaftsbereich. Bis hin zu den Mauern von Konstantinopel war das Land mit Blut getränkt. Kein Jahr verging, in dem nicht in Asien, Afrika oder in Europa Aufstände gegen Byzanz aufloderten.

Die Kaiser von Byzanz hetzten die Völker gegeneinander auf, brachten ein großes Söldnerheer und ihre mächtige Flotte zum Einsatz, schüchterten die Feinde mit dem geheimnisvollen Griechischen Feuer ein, das unwissenden Menschen wie Himmelsblitze, wie Pfeile Gottes erschien.

All das vermochte Byzanz nicht zu retten. Gewiß, das Oströmische Reich stand in Blüte und war berühmt. Aber es glich einem flammenden Meteor: Wer ihn betrachtete, mußte ihn bewundern, doch je greller er brannte, desto schneller verglühte er.

Unter den byzantinischen Kaisern — mit Justinian waren es bis zum Ende des Imperiums neunundfünfzig an der Zahl — gab es viele unwürdige und unfähige. Wohl begegnete man unter ihnen tüchtigen Feldherren, dieser und jener beschäftigte sich auch mit der Wissenschaft, aber die meisten waren Wüstlinge und Trinker, Stümper oder Tiere in Menschengestalt: Sie erstachen, vergifteten und ertränkten sich gegenseitig, besudelten den Thron Salomos mit Blut.

Byzanz war nicht so reich, wie es erschien. Die Kaiser kamen und gingen, und mit jedem neuen Regenten schmolz der Reichtum zusammen, Gold und Silber wurden vertan. Um in einem Palais einen Empfang geben

zu können, mußte man Kronleuchter, Teppiche und Geschirr aus verschiedenen Gemächern zusammentragen. Die Kleidung des Kaisers, seiner Würdenträger, der Beamten und des Klerus wurde seit langem vernachlässigt. Das meinte ein Gesandter, der Italiener Liutprand, als er von einem „erbärmlichen Prunk" im Großen Palast schrieb.

Während Fürstin Olga durch Konstantinopel geführt wurde, rief Kaiser Konstantin mehrmals den Eparchen Leon, den Ersten Minister Basileios sowie den Oberhofmeister zu sich und beriet mit ihnen, wie Fürstin Olga empfangen, durch welche Säle sie geleitet und in welchen sie bewirtet werden sollte, damit sie nicht die Wahrheit über den Kaiserhof erführe.

8

Am achten September des Jahres 957 teilten die kaiserlichen Beauftragten Fürstin Olga endlich mit, Kaiser Konstantin gebe ihr sowie den Kaufleuten und Gesandten am folgenden Tag im Großen Palast einen Empfang.

Der neunte September! Fürstin Olga zählte in ihrer Klosterzelle an den Fingern ab, wieviel Tage vergangen waren, seit ihre Schiffe im Goldenen Horn die Segel gerefft hatten. Und nicht nur die Tage, auch die Nächte zählten, die von Sorge, Trauer und Empörung lang geworden waren.

Aber sie hatte geschwiegen, hatte sich nicht unterkriegen lassen und geduldig gewartet. Anfangs hieß es, Kaiser Konstantin halte sich nicht in der Hauptstadt auf, dann wieder, er sei gekommen, fühle sich aber nicht wohl. Die Sonne ging überm Stadtteil Pera auf und versank des Abends in den blauen Wassern des Marmarameeres. Schiffe von überallher liefen im

Goldenen Horn ein und wieder aus; nur die Schiffe der russischen Fürstin lagen immer noch auf Reede, und in ihrem Herzen wuchsen Verzweiflung und Kränkung.

Aber sie hatte nicht vergeblich gewartet! Morgen, am neunten September, würde sie dem Kaiser Konstantin im Palast gegenübertreten und mit ihm über alles sprechen können.

Für den Empfang der Fürstin Olga war der Magnaura, der Goldene Saal, ausgewählt worden, in dem gewöhnlich ausländische Könige und Gesandte begrüßt wurden. Für die Festlichkeit hergerichtet wurde der Saal vom Oberhofmeister, von den Kammerherren sowie Dutzenden von Lampenanzündern und Putzern. Einige Tage und Nächte lang waren sie beschäftigt, die Marmorfußböden zu waschen und zu polieren, Öl in die Lampen zu füllen und die Dochte in den Kronleuchtern zu beschneiden.

Zur festgesetzten Stunde erstrahlte der Magnaura. An einem Ende erhob sich auf einem hohen, mit purpurnen Teppichen bedeckten Podest der große, aus Silber gegossene, vergoldete und mit Emaillearbeiten und Intarsien geschmückte Kaiserthron. Etwas tiefer stand der Sessel des mitregierenden Kaisers Romanos II., und noch weiter unten reihten sich die vergoldeten, mit purpurfarbenem Stoff bezogenen Sessel der Kaiserfamilie.

Im Magnaura konnten nicht alle zum Empfang geladenen Mitglieder des Senats und andere Würdenträger Platz finden, ein Teil von ihnen mußte in den Seitenschiffen Aufstellung nehmen, die durch hohe Bögen vom Saal abgeteilt waren. Das östliche und nördliche Seitenschiff war den Chören aus der Hagia Sophia und der Kirche der heiligen Apostel vorbehalten; aber diese beiden Seitenschiffe waren verhängt, die

Sänger durften den Kaiser nicht in Augenschein nehmen.

Die Stundè des Empfangs nahte. In der Horologia wimmelte es von Würdenträgern, Beamten und Ordnungshütern; einige hatten sich mit ihresgleichen zu einem Gespräch zusammengefunden, während andere auf Bänken saßen und vor sich hin dösten. Alle warteten auf den Oberhofmeister, der das Zeichen zum Eintreten geben sollte.

Aber der Oberhofmeister erschien nicht. Schon bereiteten die Kammerherren den Weihrauch vor, schon drang der süßliche Duft in den Saal — die versilberte Tür zu den Gemächern des Kaisers blieb geschlossen. Zwei Wächter standen wie erstarrt davor.

Die Kaiser Konstantin und Romanos kleideten sich an. Das war ein kompliziertes Zeremoniell. Die Kammerherren schleppten aus der Kammer des heiligen Theodor riesige Truhen mit kaiserlichen Gewändern und Kästen mit Kronen herbei. Nachdem die Kammerherren hinausgegangen waren, begannen Eunuchen die Kaiser anzukleiden...

Kaiser Konstantin ließ immer noch auf sich warten. Die Würdenträger aus dem Kreis der Eunuchen, Patrizier sowie die Ranghöchsten der Garde standen bereits hinter und neben dem Thron, bemüht, einander nicht zu bedrängen; der Oberhofmeister blies in seinem Raum zum soundsovielten Mal das Weihrauchfaß an, die Sänger hinter den Vorhängen waren schweißgebadet.

Endlich drang in die gespannte Stille im Goldenen Saal das Geräusch vieler Schritte, die sich aus dem südlich gelegenen Flügel näherten, der oberste Kammerherr öffnete weit die versilberten Türflügel, und der Kaiser der Rhomäer Konstantin erschien auf der Schwelle, gefolgt vom Mitkaiser Romanos.

Hinter dem Vorhang ertönte Chorgesang: „Lang sollst du leben, gekrönter Kaiser!"

Der Kaiser trat in einem feuerroten, goldbestickten, von einem breiten Gürtel umschlungenen Ornat und mit einer Chlamys über den Schultern durch die Tür in den Saal, blieb vor einer Ikone stehen, verneigte sich, schritt die Stufen des Podests empor und ließ sich feierlich auf dem Thron nieder.

Jetzt nahm der Oberhofmeister sein Weihrauchfaß, schritt durch den Saal bis zum Thron und hüllte den Kaiser in Weihrauch und Myrrhe ein.

„Lang lebe unser von Gott behüteter Kaiser!" jubilierte der Chor.

So saß der Kaiser von Byzanz, Stellvertreter Gottes auf Erden, Herrscher über Millionen Menschen, auf seinem Thron.

„Zeremonienmeister!" rief er dem Oberhofmeister zu und eröffnete damit das Zeremoniell.

Das Weitere ging sehr schnell. Nachdem der Vorhang zurückgezogen war, trat der Oberhofmeister in den Leusiak, wo der Hofmeister auf ihn wartete und sogleich den Zeremonienmeister herbeirief. Der Zeremonienmeister trat in den Saal und fiel vor dem Kaiser nieder. Hinter ihm erschien Fürstin Olga.

9

Fürstin Olga hatte nicht vergeblich so viel Zeit im Kloster des Heiligen Mahmud zugebracht. Unter den Menschen, denen sie dort begegnete, befanden sich auch welche, die schon einmal im Großen Palast gewesen waren, und von ihnen wußte Fürstin Olga, was für Wunder sich in diesem Palast befanden, wie und wo der Kaiser seine Gäste empfing; sie hatte auch vom Goldenen Saal, dem Magnaura, gehört.

Trotzdem war die Fürstin, als sie an der Schwelle des Magnaura stehenblieb, einen Augenblick lang ver-

wirrt. Vor ihr tat sich ein langer, breiter Saal auf, der vom Schein unzähliger Lichter überflutet war. Überall an seinen Wänden standen Menschen, und an seinem Ende, wo sich das Licht sammelte und alles von Gold glänzte, erhob sich ein Podest, das mit vergoldeten Bäumen geschmückt war, unter denen sich vergoldete Löwen reckten. Auf dem Podest stand der goldene Thron des Kaisers.

Tausend Augen blickten in diesem Augenblick gebannt auf die Fürstin. Jeder wußte, wen der Kaiser von Byzanz an diesem Tag empfing, jeder hatte viel von den Russen gehört und wollte sehen, wie diese Fürstin aus dem Norden aussah, wie sie gekleidet war und wie sie sich benehmen würde.

Die Fürstin stand auf der Schwelle des Magnaura. Sie war unnatürlich blaß und bot mit ihren dunklen Augen und den fest zusammengepreßten Lippen einen würdevollen Anblick. Sie trug ein Kleid aus dünner Seide mit silbernen Kreuzen, einer Goldborte am Saum und einem breiten roten Gürtel. Ihre Schultern bedeckte ein Umhang aus scharlachrotem Samt, der von Zobelpelz eingefaßt war, ihr Haupt ein weißseidener Kopfputz, ihren Hals zierte das Zeichen der fürstlichen Würde, eine goldene Spange mit Anhängern, von den Schläfen fielen große, mit kostbaren Edelsteinen geschmückte Gehänge herab.

Die Frauen aus dem Gefolge der Fürstin trugen schlichtere, dunkle, aber ebenfalls kostbare Kleider; nur zwei, die zum Fürstengeschlecht gehörten, hatten purpurrote goldfunkelnde Gewänder an. Die Gürtel, die Einsätze der Kleider auf der Brust und auf den Schultern sowie die Hauben waren von kunstfertigen Kiewer Meistern gewebt, die sich ihre Muster von Blumen, Gräsern und seltsamen Tieren abgesehen hatten.

Den Frauen folgten langhaarige, bärtige Kaufleute und Gesandte, die in Gestalt und Kleidung an Krieger

erinnerten. Sie trugen dunkle, mit Gold- und Silberfäden verzierte Mäntel, dazu breite Ledergürtel mit Taschen für das Messer, den Feuerstein und eine Handvoll Salz. Nur die Schwerter fehlten.

Als die Fürstin die ersten Schritte in den Saal machte, geschah ein Wunder. Alle ringsum erstarrten, kein Wort fiel. Durch diese Stille schwebten bezaubernde Klänge: Auf den vergoldeten Bäumen sangen die von einem Meister angefertigten Vögel. Dann plötzlich bewegten sich die vergoldeten Löwen, rissen ihre Rachen auf, schlugen mit den Schwänzen, streckten die Zungen heraus und brüllten.

Aber die Fürstin hatte von diesen Wundern schon gehört und schenkte ihnen kaum Beachtung. Sie bemerkte etwas anderes: Einige Eunuchen boten ihr die Schultern dar, damit sie sich auf sie stütze. Mit einer entschiedenen Geste lehnte die Fürstin ab. Als ihr der Zeremonienmeister, der vor ihr ging, das Zeichen gab, stehenzubleiben und den Kniefall zu machen, befolgte sie es nicht, sondern schritt weiter, hinter sich die Frauen ihres Gefolges, die Gesandten, Kaufleute, Dolmetscher und die Dienerschaft — mehr als hundert Menschen.

Die Fürstin blieb erst stehen, als sie dem Thron schon ganz nahe war, und wartete auf die Anordnung des Zeremonienmeisters.

Dieser aber schwieg. Alle im Saal schwiegen. Vor ihren Augen begann sich der Thron unter dem feierlichen Gesang der Chöre in die Höhe zu heben. Als er wieder zum Stillstand kam, thronte der Kaiser von Byzanz über allen in diesem Saal Anwesenden. Er schien in der Luft zu schweben, und hinter ihm an der Wand war das Antlitz Christi zu sehen.

„Der Kaiser erwartet ein Wort von Euch!" flüsterte der Zeremonienmeister.

„Im Namen aller Russen und ihrer Fürsten sind wir

hergekommen um der Liebe zum griechischen Zaren willen, die für alle Zeiten bestehen möge."

In der feierlichen Stille wiederholte der Zeremonienmeister, der einen Dolmetscher zur Seite hatte, laut die Worte der Fürstin.

„Als Zeichen unserer Liebe bringen wir dem griechischen Zaren unsere Gaben dar, und wir bitten, sie anzunehmen."

Der Chor sang: „Lang lebe der Kaiser, lang lebe er!"

Die Kaufleute und Gesandten traten vor und legten die Geschenke vor dem Thron des Kaisers nieder.

Im Goldenen Saal des Kaiserpalastes war man an Geschenke von Gesandten aus aller Welt, aus Ägypten, Arabien, Armenien und anderen fernen Ländern, gewöhnt. Womit konnte eine Fürstin aus dem rauhen Norden den Kaiser da noch überraschen? Alle erwarteten ganz gewöhnliche und für den Goldenen Saal vielleicht sogar erbärmliche Gaben.

Aber sehr bald wurde klar, daß Rußland etwas aufzuweisen hatte und Fürstin Olga wußte, was sie mitbringen mußte, um den Kaiser der Rhomäer in Staunen zu versetzen.

Die Kaufleute legten vor dem Thron des Kaisers Hermelinpelze ab, so weiß, daß sie zu leuchten schienen, danach Fuchspelze, makellos schwarz wie der nächtliche Himmel und glänzend. Furchteinflößend breitete sich das Fell eines Bären vor dem Thron aus. Dann wurden Stapel von Marderfellen hereingetragen, matt schimmerten Biberfelle, Felle von Zobeln und anderen Tieren.

Im Goldenen Saal war tiefe Stille, ohne ein Zeichen des Kaisers wagte hier niemand den Mund aufzumachen. Aber als die Pelze den Marmor bedeckten, zog durch diese Stille ein Raunen, und viele versuchten,

sich auf die Zehenspitzen zu erheben, um die Geschenke der Kiewer Fürstin besser zu sehen.

Jedoch das war erst der Anfang. Bald ergossen sich über die Teppiche und den Marmor Trauben von Bernstein, daneben wuchsen ganze Berge Fischbein, von tüchtigen Nowgoroder Meistern kunstvoll bearbeitet.

Jetzt brachten die Kaufleute auf ausgestreckten Armen ein Schwert, einen Helm und einen goldenen Schild — mit Gold beschlagene, perlenverzierte, mit Emaillearbeiten und glänzenden Edelsteinen geschmückte Kunstwerke von Goldschmieden aus Kiew und Rodnja. Sie legten alles vor dem Thron des Kaisers nieder, der sich inzwischen wieder aus seiner Höhe herabgelassen hatte.

Kaiser Konstantin musterte die Geschenke der Fürstin, und der Glanz in seinen Augen sprach davon, daß er ebenso wie alle im Goldenen Saal Anwesenden überrascht war über die kostbaren Geschenke. Er war jedoch, wie es seiner Person geziemte, darauf bedacht, seine Gefühle nicht preiszugeben. Deshalb befahl er dem Zeremonienmeister in aller Zurückhaltung, der Fürstin aus dem Norden zu übermitteln, daß er für die Geschenke danke und sie als Zeichen der Freundschaft annehme, die seit langem zwischen dem Reich und der Rus bestünde.

Dann erlosch das Licht in der Nische, in der Konstantins Thron stand, so schnell, daß die Fürstin und ihre Gesandten es zunächst gar nicht bemerkten, und der Kaiser verschwand, als habe es ihn hier im Saal gar nicht gegeben.

Der Empfang im Magnaura war beendet.

Der Empfang im Großen Palast jedoch war noch nicht beendet. Kaum hatte der Kaiser den Goldenen Saal verlassen, da wurden Fürstin Olga und ihr Gefolge von Höflingen umringt und von ihnen in den

Saal Justinians geführt, wo die Kaiserin die Fürstin empfangen sollte.

Vom Goldenen Saal bis zum Saal Justinians war es nicht weit, etwa hundert Schritte. Aber man wählte nicht diesen kurzen, sondern einen langen Weg, der durch die Galerie Trikonchos, durch die Apsis, die Säulenhalle der Goldenen Hand, das Triklinium und schließlich durch das Hippodrom führte.

Das geschah natürlich mit Absicht. Alle Räume waren mit prunkvollen Stoffen drapiert, überall standen goldene, emaillierte oder aus Silber gegossene Amphoren und Vasen, hingen Waffen und Schwerter, Kettenhemden und Schilde, lagen unter Glas Kronen, Kreuze und kaiserliche Gewänder.

Wenn die Begleiter der Fürstin Olga und ihres Gefolges aus Versehen einen anderen Weg eingeschlagen hätten, durch andere Säle und Galerien, wären die Gäste aus Rußland über die Armut und Dürftigkeit des Großen Palastes erstaunt gewesen. Aber man führte Fürstin Olga durch Räume, die nicht nur die Schätze des Kaiserhofes, sondern die ganz Konstantinopels bargen. Dieser Reichtum setzte die Fürstin und jene, die mit ihr beim Empfang gewesen waren, in Erstaunen. Schließlich erreichten sie den Saal Justinians, einen der schönsten Säle des Großen Palastes. Das Licht fiel durch eine Öffnung in der Decke ein und ließ Säulen aus grünem Marmor hervortreten, in die begnadete Meister hauchzarte spitzenähnliche Muster eingemeißelt hatten. Über den Säulen zeigten Mosaike die verstorbenen Kaiser und ihre Heldentaten.

Wie im Magnaura standen gegenüber dem Eingang auf einem hohen, mit einem purpurnen Teppich bedeckten Podest zwei vergoldete Sessel; in einem saß die Kaiserin Helena und rechts von ihr Theophano, ihre Schwiegertochter, die Gemahlin des Kaisers Romanos.

Die Kaiserin und ihre Schwiegertochter waren zum Empfang aufs kostbarste gekleidet. Helena trug einen Purpurmantel mit goldener Borte, Theophano einen lilafarbenen Mantel mit silberner Borte. Auf den Häuptern der beiden erlauchten Frauen gleißten Diademe aus Gold und Edelsteinen, und auf der Brust ruhten Geschmeide mit kostbaren Steinen. Theophano hatte sich überdies Perlenschnüre ins Haar geflochten.

Die Kaiserin und ihre Schwiegertochter waren nicht allein. An der Wand entlang standen vornehme Hofdamen in goldenen und silbernen Tuniken mit hohen, turmähnlichen Frisuren. Jede Dame hatte ihren bestimmten Platz. Vor allen stand eine hochgewachsene Frau, die sogenannte gegürtete Patrizia, die den höchsten Rang innehatte und das Recht des freien Zugangs zum Palast genoß. Sie war die rechte Hand der Kaiserin, die wichtigste Person im Frauenflügel, von deren Wort Erfolg, Ehre, Ruhm und bisweilen auch das Leben einer Dame aus dem Gefolge der Kaiserin abhingen.

Aber jetzt leitete nicht die Patrizia den Empfang im Saal des Justinian, sondern der Obereunuch mit seinen Dienern. Er betrat als erster den Raum, Fürstin Olga folgte ihm. Hier herrschte eine ungewöhnliche Stille, nur das Rascheln der Seidenkleider war zu hören.

Inmitten dieser Stille verkündete der Obereunuch feierlich: „Olga, Fürstin der Russen."

Kaiserin Helena neigte den Kopf und gab damit das Zeichen, sie sei bereit, die russische Fürstin zu empfangen.

Fürstin Olga trat vor, die Fürstinnen und Bojarinnen folgten ihr. Auf ein Zeichen des Obereunuchen blieben sie stehen.

An dieser Stelle wurde von den Gästen ein Kniefall erwartet, doch Fürstin Olga kniete auch vor den Kai-

serinnen nicht nieder, sie verneigte sich nur; ebenso verhielten sich die anderen russischen Frauen.

Fürstin Olga begrüßte die Kaiserin mit den gleichen Worten, die sie im Goldenen Saal gesagt hatte. Dann legten die Kiewer Frauen Geschenke vor dem Thron nieder — Emaillearbeiten, wundervolle Halsgeschmeide und Schatullen aus Fischbein. Die Kaiserin dankte der russischen Fürstin.

Schließlich erklang hinter Vorhängen Orgelmusik, und unter ihren Klängen verließen die Kaiserin Helena und ihre Schwiegertochter Theophano den Saal. Die gegürtete Patrizia und einige andere Frauen führten die russische Fürstin zur Centurgia, einem weiträumigen hohen Saal, dessen Decke auf sechzehn Marmorsäulen ruhte.

Fürstin Olga war sehr erschöpft, sie hatte viel laufen und stehen müssen und sich die ganze Zeit nicht ausruhen können. Offensichtlich begriffen die Gastgeber, daß ihre Gäste müde waren. Die gegürtete Patrizia schlug Fürstin Olga vor, sich in der Centurgia niederzulassen und zu erholen, bevor sie in die Gemächer des Kaisers gerufen würde.

Sogleich hatte Fürstin Olga ihre Müdigkeit vergessen. Jetzt kommt die Gelegenheit, mit dem Kaiser zu reden, dachte sie.

In dem Gemach, dessen Wände mit purpurnem Samt verkleidet waren, saß an einem kleinen vergoldeten Tisch die ganze Familie des Kaisers: er selbst, seine Frau Helena, der Sohn Romanos mit seiner Frau Theophano und einige Töchter.

Hier war alles bedeutend einfacher und vielleicht schöner als in den Sälen, in denen Fürstin Olga zuvor gewesen war. Dort brodelte unaufhörlich Stimmengewirr, ertönten Musik und Gesang; dort schmerzten die Augen von der grellen Beleuchtung, und man konnte kaum

atmen. Hier war es still; einige Öllämpchen, die in den Ecken brannten, verbreiteten ein gedämpftes Licht. Hinter den weit geöffneten Balkontüren waren eine Allee des prachtvollen Parks zu sehen, schlanke Zypressen und die silberschimmernden Wasser des Marmarameeres.

Als Fürstin Olga in das Gemach geführt wurde, empfing sie Kaiser Konstantin schlicht und liebenswürdig. Er hatte sich umgekleidet und trug jetzt eine leichte, ärmellose Tunika.

Er sagte: „Ich denke, Fürstin Olga hat in unseren Sälen genug Bitteres schlucken müssen, deshalb habe ich sie hierher eingeladen, Süßes zu kosten."

In Schüsseln und Schalen, die auf dem Tisch standen, häuften sich Berge von Datteln, Weintrauben und Johannisbrot; Krüge waren mit Wein gefüllt.

Vornehme Hofdamen kamen lautlos hinter einem Vorhang hervor, tischten immer neue Früchte auf, schenkten Wein ein und verschwanden unauffällig.

So begann in diesem abgelegenen Winkel des Großen Palastes das Gespräch der Kiewer Fürstin mit der Familie des Kaisers Konstantin. Fürstin Olga hatte in Kiew von ihren Priestern recht gut die griechische Sprache erlernt und während des erzwungenen Aufenthaltes im Goldenen Horn ihre Kenntnisse vervollkommnet, so daß sie jetzt fließend auf die Fragen des Kaisers und seiner Familienmitglieder antworten konnte.

Es kamen viele Fragen, und Fürstin Olga merkte, daß sie nichts, überhaupt nichts von Rußland wußten und sich das weite Land, aus dem sie kam, nicht einmal vorstellen konnten. Während sie Wein und die zarten Früchte des Südens genossen, wollten sie wissen, ob es wahr sei, daß die Menschen in ihrer Heimat nackt herumliefen und sich, wenn es kalt würde, in Höhlen verkriechen und mit Fellen zudecken würden, ob es wahr sei, daß man in Kiew den Göttern Menschen zum

Opfer bringe und daß hinter dem Ural einäugige Menschen lebten.

Nicht nur die Mitglieder seiner Familie, selbst Kaiser Konstantin, der in seinen Traktaten auch über Rußland geschrieben hatte, konnte sich nicht vorstellen, was für ein Land das war und was für Menschen dort lebten. Er hatte gedacht, daß Rußland am rechten Ufer des Dnepr und nur an seinem Oberlauf liege und daß am linken Ufer irgendwelche Usen und Chasaren lebten; er hatte geglaubt, daß die Petschenegen die ganze Schwarzmeerküste mit der Krim und auch das Gebiet zwischen Donau und Don beherrschten.

„Nein, Kaiser", entgegnete Fürstin Olga, „die Rus ist am rechten und am linken Ufer des Dnepr verwurzelt, und die Petschenegen, das sind nur Wolken, die hin und wieder über das russische Land ziehen."

„Die vier Geschlechter der Petschenegen: Chalowon, Jawdergim...", begann der Kaiser.

Fürstin Olga lachte auf. „Ich kenne diese vier Geschlechter, und sie kennen die Rus. Aber die Rus hat bei weitem mehr Geschlechter, mehr Stämme, mehr Land. Die Rus ist seit undenklichen Zeiten am Dnepr seßhaft, bis hin zum Eismeer, aber die Petschenegen kommen und gehen nur."

Fürstin Olga setzte geduldig auseinander, was die Rus für ein Land war, wie die Menschen am Russischen und am Eismeer lebten, was für Gewohnheiten sie hatten und welchen Glauben.

Alle lauschten aufmerksam den Darlegungen der Fürstin, und es war zu spüren, daß sie nicht nur jedes ihrer Worte, sondern auch jede Bewegung, jeden Blick genau registrierten.

Besonders aufmerksam wurde sie von Theophano, der Schwiegertochter des Kaisers, beobachtet. Olgas Gesandte und andere Leute hier in Konstantinopel hatten ihr die Geschichte dieses Mädchens zugetragen, das als

ausschweifend lebende Tochter eines Schankwirts zur Frau des jungen Kaisers Romanos aufgestiegen war. Die Gesandten hatten der Fürstin auch erzählt, daß Theophano zu den schönsten Frauen der Welt gezählt wurde.

Romanos und Theophano waren einander im Äußeren zweifellos ebenbürtig: Romanos, schlank wie eine Zypresse, hatte schöne Augen und klare Gesichtszüge, er sprach leise und ernsthaft, Theophano erinnerte an eine bezaubernde südländische Blume, sie war kräftig und wirkte doch zart, ihre Haare waren dunkel, ihre Haut erinnerte an Marmor; auf dem Grund der dunklen Augen irrlichterten geheimnisvolle Funken. Sogar wenn sie lachte, hatte ihr Blick etwas Raubtierhaftes, Böses.

Der hellwach beobachtenden Fürstin fielen an diesem Abend nicht nur jene Funken in Theophanos Augen auf. Sobald sich der Vater an seinen Sohn wandte, saugte sich der Blick der verführerischen jungen Frau geradezu am Kaiser fest. Dabei konnte sich Olga des Eindrucks nicht erwehren, der Schwiegervater werde nicht von seiner Schwiegertochter angesehen, sondern von einer gierigen wilden Katze oder einer Schlange — etwas Unheilvolles und Grauenhaftes lauerte in Theophanos Augen.

Der Kaiser und die Mitglieder seiner Familie hatten ihre Neugier befriedigt, sie zogen sich, Müdigkeit vorschützend, einer nach dem anderen zurück. Kaiserin Helena entschuldigte sich und ging, Theophano und Romanos verabschiedeten sich ebenfalls. Es war zu spüren, daß auch der Kaiser den Empfang zu beenden wünschte. Er gab ein Zeichen, und die gegürtete Patrizia brachte eine Schüssel, in der sich Goldmünzen häuften. Es war eine Schüssel aus gediegenem Gold, ausgelegt mit Edelsteinen und Emaillearbeiten.

Kaiser Konstantin übergab sie der Fürstin Olga mit den Worten: „Ich überreiche diese Schüssel, die ein

Bild Christi auf dem Boden trägt, als Zeichen unserer Liebe, die leben möge, so lange die Sonne scheint."

Fürstin Olga erhob sich, nahm das Geschenk entgegen und begriff, daß nun der Empfang beendet war. Aber sie konnte sich nicht damit abfinden, daß sie mit dem Kaiser kein Wort über die Probleme hatte wechseln können, derentwegen sie in den Großen Palast gekommen war.

Das Geschenk in den Händen, nutzte sie die letzten Augenblicke und sagte:

„Im Namen des russischen Landes nehme ich diese Schüssel als Geschenk an und danke dem Imperator für seine Freigebigkeit und Güte. Aber ich möchte auch auf die Fragen zu sprechen kommen, die der Anlaß meines Besuches sind."

Der Kaiser hörte der Fürstin zu, und eine Wolke des Unwillens verdüsterte sein Gesicht. Entsprechend dem Zeremoniell des Hofes hatten sich die Gäste nach der Übergabe des Geschenks nur noch zu bedanken und sogleich zu verabschieden.

Die Fürstin sah, daß der Kaiser mißmutig war und sie nicht anhören wollte, aber sie wußte ja nicht, ob sie ihn noch einmal sehen würde. Also mußte sie weitersprechen.

„Großer Kaiser, ich möchte nicht viele Worte verlieren. Ich bin hergekommen, um über unseren Handel eine feste Abmachung zu treffen, um über die griechischen Städte in Rußland und über die Stadt Sarkel zu sprechen, die auf dem Weg von Kiew zum Kaspischen Meer errichtet wurde, desgleichen über das byzantinische Gebiet auf der Krim. Schließlich wollte ich den Kaiser und seine Familie in die Stadt Kiew einladen, in der ich lebe und mit meinen Söhnen Swjatoslaw und Ulib regiere."

Kaiser Konstantin hörte die Fürstin aufmerksam an und antwortete lächelnd: „Die russische Fürstin hat

eine Reihe von Fragen angesprochen, zu denen ich viel zu sagen hätte. Aber es ist spät, Fürstin Elga; hinzu kommt, daß ich nicht gesund bin... Wir werden uns noch einmal treffen und dann alles ausführlich besprechen. Für heute leb wohl, Fürstin Elga!"

Er neigte kaum merklich den Kopf und verließ den Raum.

Damit fand der Abend im Großen Palast sein Ende. Die Kaiser hatten sich zurückgezogen, ebenso die Patrizia und ihre Gehilfinnen; dageblieben war nur der Erste Minister Basileios; er geleitete Fürstin Olga aus dem Großen Palast.

Während sie über kleine Plätze und durch dunkle Gänge schritten, an Sälen vorbei, in denen trübe Lichter glimmten, fragte der Erste Minister auf russisch, ob die Fürstin mit dem Empfang zufrieden sei und ob sie sich auch nicht überanstrengt fühle.

Fürstin Olga wunderte sich, daß diese bedeutende Persönlichkeit des Imperiums, die rechte Hand des Kaisers, so gut ihre Sprache beherrschte, als hätte er lange in Rußland gelebt. Aber sie wagte nicht, ihn danach zu fragen, und antwortete, sie sei mit dem Empfang sehr zufrieden, aber in der Tat etwas müde. Als sie sich dem Palasttor näherten, blieb sie stehen und erklärte dem Minister geradezu: „Ich wollte heute mit dem Kaiser sprechen, aber er wich mir aus unerklärlichen Gründen aus."

Der Erste Minister antwortete: „Oh, Kaiser Konstantin ist kränklich, und der Empfang ist über seine Kräfte gegangen."

„Aber wann werde ich mit ihm sprechen können?"

Der Minister überlegte. „Wann? Ich denke, dies wird in Kürze geschehen. Wir lassen es die Fürstin Olga wissen, wann der Kaiser sie empfangen und mit ihr sprechen kann. Der Aufenthaltsort der Fürstin wird

doch, wie bei Gesandten üblich, auch weiterhin das Kloster des Heiligen Mahmud sein?"

Die Fürstin warf einen Blick in das bartlose, lächelnde Gesicht des Ministers, das von einer Laterne vorm Tor des Großen Palastes angeschienen wurde, und wandte sich ihrem Wagen zu.

10

Kaiser Konstantin war in Wirklichkeit kerngesund. Als die russische Fürstin fortgegangen war, begab er sich in den Garten am Meer.

Dort fand ihn auch sein Erster Minister Basileios, der, nachdem er die Fürstin hinausgeleitet hatte, in das Gemach des Kaisers zurückgekehrt war. Als er ihn dort nicht fand, ging er eilends in den Garten.

„Ich sehe, das Gespräch mit der russischen Fürstin hat den Kaiser erregt", sagte der Minister leise, während er sich verneigte.

Konstantin löste sich vom Anblick des spiegelglatten Meeres, auf dem der große rötliche Mond schwamm.

„Stimmt", erwiderte er, „das Gespräch mit der Fürstin hat mich sehr erregt. Ich dachte, sie sei eine ungebildete Frau, aber sie ist klug und durchtrieben."

„Kann sich eine Fürstin denn so hoch über ihr wildes Volk erheben?"

„Ich fürchte", flüsterte der Kaiser und sah sich nach allen Seiten um, „daß wir dieses Volk nicht kennen. Wir denken, daß die Rus ein Barbarenstaat mit vielen Stämmen ist, die nichts von der militärischen Ordnung verstehen. Aber immerhin haben sie nicht nur einmal unser Imperium erzittern lassen. Ihre Fürsten Oleg und Igor... dort, unmittelbar vor den Mauern Konstantinopels, haben sie gestanden." Er streckte den rechten Arm aus und wies in der Dunkelheit auf Pera und Galata.

Der Erste Minister sah in die Richtung, in die der Kaiser zeigte, und wickelte sich zum Schutz gegen den kalten Wind fester in seinen Umhang.

„Aber in Kiew sitzen nicht mehr Oleg und Igor, dort thront jetzt eine Frau, die Fürstin Olga", sagte der Minister lachend.

„Diese Frau steht den Fürsten in nichts nach. Jene sind mit Schwert und Speer gekommen, sie aber will mit dem Wort kämpfen."

„Hat Fürstin Olga dem Kaiser denn etwas Unangenehmes oder gar Beleidigendes gesagt?"

„Nichts dergleichen. Aber nach unseren Städten am Schwarzen Meer und nach Sarkel hat sie gefragt, ebenso nach dem Handel in Konstantinopel und nach den Besitzungen auf der Krim. Überdies hat sie mich nach Kiew eingeladen, wo sie mit zwei Söhnen lebt... Swendoslaw und Guslib."

„Die Fürstin ist tatsächlich klug und durchtrieben", pflichtete ihm der Erste Minister bei. „Aber auch auf solche dreisten Reden werden wir eine Antwort finden."

„Wie vereinbart, habe ich mich heute noch in Schweigen gehüllt. Du mußt wissen, was dein Gegner denkt, und darfst dich bei der Wahl des Zeitpunkts für die Unterredung nicht überstürzen."

Der Erste Minister lachte tückisch. „Nun, die Fürstin ist mit allem bedacht worden, was ihr zusteht. Ich hoffe, sie wird heute nicht schlafen, sie hat eine Menge zu bedenken. Damit sie auch die nächsten Nächte schlaflos verbringt, habe ich ihr gesagt, mein Kaiser werde sie noch einmal empfangen."

„Hat sie darum gebeten?"

„Sie hat darum gebeten und wartet darauf, Imperator. Sie ist hartnäckig. Aber der Herbst zieht ein, das Meer ist schon jetzt schrecklich, wie wird es erst in einem Monat sein?"

„Du hast alles so gemacht, wie wir es besprochen hatten?"

Der Minister antwortete: „Natürlich, Imperator. Unsere Gesandten sind längst mit Geschenken zu den Petschenegen unterwegs, und diese werden die Fürstin auf dem Meer oder auf dem Dnepr empfangen."

Der Kaiser erschauerte; vom Meer wehte eine kühle Brise herüber. „Ich will zur Ruhe gehen", sagte er.

„Es wird Zeit, Imperator, es wird Zeit." Der Minister geleitete ihn in sein Gemach.

11

Als die Fürstin am späten Abend ins Kloster zurückkehrte, begegnete sie in den Gängen den Frauen ihres Gefolges, den Kaufleuten, Gesandten und Dienerinnen. Man hatte sie alle längst vom Großen Palast zurückgebracht, sogleich nach Beendigung des Empfangs. Aber sie schliefen noch nicht, sie gingen von einer Zelle zur anderen, äußerten laut ihr Entzücken und prahlten mit den Geschenken.

Kaum war Fürstin Olga in ihrer Klosterzelle, kamen einige Frauen zu ihr. Aufgeregt sprudelten sie hervor: „Wir wissen nicht, ob wir im Himmel oder auf Erden waren. All diese Schönheit werden wir nie vergessen. Wer so Süßes gekostet hat, mag hinterher nichts anderes mehr annehmen."

Sie erzählten der Fürstin, welche Geschenke sie im Großen Palast erhalten hatten: die Kaufleute sechs griechische Goldmünzen, der Priester acht, die Gesandten zwölf, die Frauen ebenfalls zwölf. Die Frauen zeigten der Fürstin die kleinen goldenen runden Scheiben, auf die der Kopf Konstantins geprägt war.

„Was hat man denn dir geschenkt, Mütterchen Fürstin? Zeig es uns!"

Olga wies mit dem Kopf auf eine Bank, auf der die in Seide gewickelte Schüssel mit dem Gold lag. Die Frauen stürzten dorthin und wickelten die Seide ab. Dabei verschütteten sie einige Goldstücke und lasen sie schleunigst wieder auf.

„Ein Wunder!" riefen sie mit schrillen Stimmen. „Nein, so etwas Schönes gibt es auf der Erde nicht noch einmal!"

„Ihr solltet lieber schlafen gehen!" mahnte die Fürstin schließlich die Frauen, die bereit schienen, bis zum Morgen zu sitzen und von den Wundern des Großen Palastes zu schwärmen.

Die Frauen verließen die Zelle, konnten sich aber nicht beruhigen und standen noch lange, lebhaft miteinander schwatzend, auf dem Klosterhof beisammen.

Als endlich alles still geworden war, rief Fürstin Olga eine Dienerin herbei und befahl, die Kaufleute Worotislaw, Ratscha, Kokor und einige Gesandte zu ihr in die Klosterzelle zu bitten.

Die Männer hatten sich noch nicht zur Ruhe begeben und erschienen sogleich. Man merkte ihnen an, daß sie im Großen Palast viel getrunken hatten, jedoch standen sie fest auf den Beinen.

Die Fürstin stützte sich mit den Händen auf den Tisch und blickte in die Kerze, von der Wachs auf die Schüssel mit dem Gold tropfte.

„Setzt euch, meine Kaufleute und Gesandten!"

Sie hob den Kopf und ließ den Blick über die Männer gleiten.

„Nun, was ist, habt ihr die Wunder des Großen Palastes, die singenden Vögel, die brüllenden Löwen und den Kaiser in Augenschein genommen?"

„Das haben wir", antwortete Worotislaw, „und wir haben uns daran ergötzt. Im Goldenen Saal sind viele Wunder zusammengetragen."

„Aber ringsum ist Verwahrlosung, Moder, Dunkelheit." Ratscha lachte spöttisch.

„Verwahrlosung?" Die Fürstin horchte auf.

„Der Kaufmann Ratscha hat wohl zuviel griechischen Wein getrunken", sagte Worotislaw und erhob sich. „Aber wenn er schon damit angefangen hat, werde ich auch sprechen, Mütterchen Fürstin. Wir beide haben beim Empfang lange im Goldenen Saal gesessen, wo man uns reichlich mit allen möglichen Getränken bewirtet hat. Nach einer Weile verließen wir den Saal, um unsere Notdurft zu verrichten. Noch und noch gingen wir. In den anderen Gemächern sahen wir — ich sage die Wahrheit, Fürstin! — solch eine Verwahrlosung, daß es nicht zu beschreiben ist. Offenbar hatten die Gastgeber dort alles heruntergerissen, um den Goldenen Saal zu schmücken. In Fluren und Gängen — überall Leere, überall Schimmel und Feuchtigkeit."

Die Erzählung der Kaufleute erheiterte Fürstin Olga.

„Es ist richtig", erwiderte sie, „das große Byzanz ist reich und klug, aber es gibt darin auch genug Moder. Wenn wir solch einen Reichtum besäßen..."

„Wir sind keine armen Schlucker. Ohne die Horden und ohne dieses Byzanz würden wir unsere Waren gen Osten bis Sonnenaufgang und gen Westen bis Sonnenuntergang vertreiben. Dann könnten wir sie mit unserem Reichtum überschütten. Du hättest sehen sollen, Fürstin, wie ihnen geschah, als wir unsere Gaben ausbreiteten! Es verschlug ihnen schier die Sprache, so etwas hatten sie noch nicht gesehen und auch nicht erwartet. Das hast du gut gemacht, Fürstin, daß du alle unsere Waren an dich genommen hast. Wisse, du hast sie uns nicht abgekauft, wir haben sie dir geschenkt; nicht du, die ganze Rus hat den Kaisern die Geschenke dargebracht! Was aber haben sie uns gegeben? Jedem zehn byzantinische Goldmünzen. Wieviel Griwna sind das? Ich gebe meinen Dienern mehr!"

„Sie haben mir eine große Schüssel überreicht", sagte die Fürstin.

Worotislaw nahm die Schüssel, wog sie auf der Hand und prüfte sie mit den Zähnen.

„Tja", erklärte er, „unsere Kiewer Schmiede machen dergleichen nicht schlechter, aber dieses Gold ist nicht rein, es enthält Kupfer."

Die Fürstin sagte ernst: „Ich habe ebenso wie ihr die lange Reise nur deshalb angetreten, um mit den Kaisern Unterredungen zu führen und feste Vereinbarungen zu treffen. Wir wollen hier Handel treiben, und die Griechen sollen es bei uns tun, und ich will von ihnen auch etwas lernen."

Die Fürstin verstummte und betrachtete die Kerze.

„Der Kaiser hat sich heute nicht dazu geäußert, er hat lediglich versichert, daß wir uns noch einmal treffen und dann über alles sprechen. Wie sollen wir uns verhalten? Sollen wir warten, Kaufleute und Gesandte?"

Sie seufzten: „Es ist ein Jammer, ein Jammer ist das mit diesen Kaisern! Wir werden warten, Fürstin."

12

Kaiser Konstantin ließ die russische Fürstin nochmals mehrere Wochen warten. Er wollte die stolze Frau aus dem Norden so empfindlich wie möglich treffen, nachdem er ihr die Majestät seiner Kathedralen und Paläste, die Schönheit und Pracht der Stadt vorgeführt hatte.

Der Erfolg blieb ihm nicht versagt: Die Fürstin fiel von einer Bewunderung in die andere. Der Empfang im Großen Palast, die Führungen durch die Hagia Sophia, über den Markt zwischen dem Forum Konstantin und dem Taurusplatz, durch die Mesa, die weltbekannte Hauptstraße von Konstantinopel, die sie von einem Ende bis zum anderen entlangschlenderte, immer dort

verweilend, wo die Begleiter ihr etwas zeigen wollten — alles bezauberte die Fürstin.

In der Tat, Konstantinopel, an der Grenze zwischen Europa und Asien, war eine wunderbare Stadt.

Hier strömten Schätze aus der ganzen Welt zusammen. Diese Stadt am Marmarameer mit ihren Palästen und den großen, mit Marmor, Mosaiken und Fresken geschmückten Kathedralen war von den besten Meistern der Welt erbaut worden. Hier blühten Wissenschaft und Kunst, sammelten sich Gelehrte, erklang Musik. Die Fürstin sah auf dem Markt Araber aus Bagdad, die Seide und stählerne Waffen verkauften, Chinesen, die mit ihnen wetteiferten, Italiener, die Erzeugnisse aus Elfenbein und Bronze feilboten; sie sah Spanier, die mit Teppichen handelten, Kelten aus Ländern jenseits der Alpen und von den Ufern eines fernen Meeres, Finnen und Ägypter und andere Menschen, die aus einer fernen, unbekannten Welt hierhergereist waren.

Kaiser Konstantin war reich, davon hatte sich Fürstin Olga überzeugen können. Er gab ein Beispiel dafür, wie ein Mensch leben kann, der über unermeßliche Schätze verfügt. Die vornehmen Patrizier und Würdenträger waren bestrebt, es ihm gleichzutun. Sie lebten ebenfalls wie Götter auf Erden.

Aber die wißbegierige, kluge Kiewer Fürstin entdeckte in Konstantinopel auch anderes. Sie folgte den kaiserlichen Beauftragten, hörte ihnen zu und merkte sich alles, was sie gesehen und gehört hatte. Sie sah vieles, sie hatte ein scharfes Auge, das rasch erfaßte, und ihre Ohren überhörten ebenfalls nichts.

Wenn die Beauftragten des Kaisers nicht zur Stelle waren, begab sie sich mit einigen ihrer Kaufleute oder Gesandten in die Stadt, mit erfahrenen Männern, die sich hier auskannten und durchaus nicht dasselbe zu erklären wußten wie ihre sonstigen Begleiter. Später, als die Fürstin sich in den Straßen von Konstantinopel

schon zurechtfand, machte sie sich bei Tage und an den Abenden allein auf den Weg, ohne die aufdringlichen kaiserlichen Beamten.

Dann entdeckte sie neben dem Reichtum und der Schönheit, die ihr die eifrigen Männer gezeigt hatten, auch die Armut Konstantinopels, die Häßlichkeit und den Schmutz. Sie sah Menschen, die an den hohen Stadtmauern in Erdhütten, Höhlen und oft auch unter freiem Himmel hausten. Menschen, die für den Kaiser schwer arbeiten mußten. Sie sah Frauen, deren Hände und Füße vom Salzwasser geschwollen waren, Kinder, die an stinkenden Knochen nagten, und Sklaven, die auf ewig mit schweren Eisenketten an byzantinische Schiffe geschmiedet waren.

Eines Abends streifte die Fürstin lange durch die Straßen der Stadt. Sie spazierte die Mesa entlang, verweilte auf dem Augusteonplatz vor der Hagia Sophia und ging dann langsam inmitten vieler Menschen in die Kathedrale. Schon am Tage hatte die Kathedrale einen erhabenen Eindruck auf sie gemacht. Ihr schien, sie sei in ein wahres Gotteshaus geraten, in dem der Mensch alle Unbilden des Lebens vergessen und mit Gott eins werden kann.

Bei Nacht wirkte die Kathedrale noch majestätischer. Da war sie von Lichtern überflutet, überall blinkten Gold und Silber, glänzten Marmor und Samt. In der Mitte erhob sich eine Kanzel, zu der mit Blumengirlanden geschmückte Stufen hinaufführten, im Altarraum stand ein Opfertisch mit einem kostbaren Baldachin, hinter ihm strahlte ein riesiges, ganz mit Diamanten und Perlen besätes Goldkreuz.

In der Hagia Sophia war es still, man hörte nur dumpfe Schritte, Rascheln von Kleidern, das Räuspern und Hüsteln vieler Menschen. Ihnen zu Häupten reckten sich acht Porphyrsäulen empor, die aus dem Sonnentempel, und acht grüne Marmorsäulen, die aus Ephesos

in die Hagia Sophia gebracht worden waren. Sie endeten hoch oben in spitzenartigen Kapitellen, die zwischen den Marmorbögen von Mosaikkompositionen auf blauem und goldenem Grund umgeben waren. Über ihnen ruhte auf gewaltigen steinernen Stützen die in der Welt einzigartige Kuppel der Kathedrale, als ob sie an einer goldenen Kette am Himmel schwebe.

Hier, wo alles von Gold, Silber und Edelsteinen glitzerte, beteten die Gläubigen an diesem Abend vor Tausenden von Kerzen zu Johannes dem Täufer, er möge den Menschen Gesundheit, Glück und langes Leben bescheren.

Fürstin Olga dachte daran, daß an diesem Abend im fernen Kiew und in ganz Rußland Laubgirlanden geflochten, Feuer angezündet, Lieder gesungen und Reigen getanzt wurden. Man pries Kupalo und bat ihn um Glück und Liebe.

Fürstin Olga dachte im Gebet an Johannes den Täufer, erinnerte sich mit Zittern an Kupalo und betete zu ihnen beiden. Die Stirn auf dem kalten Boden der Kathedrale, betete sie für die Rus, für die russischen Menschen, für ihre Söhne Swjatoslaw und Ulib.

Siebentes Kapitel

1

In der Nacht zum Kupalotag wurden die Tore der Gora nicht geschlossen. Kaum begann es zu dunkeln, schon strömten in Scharen Mädchen, Gridni und junge Knechte heraus. Die Männer hatten an diesem Tag Schilde und Schwerter abgelegt. Blumenkränze saßen auf ihrem Haar, und in den Händen trugen sie Sträuße.

Mit lauten Liedern, in denen Kupalo, die Göttin Lada und ihre Kinder Lelj und Polelj gepriesen wurden, folgte den jungen Burschen und Mädchen von der Gora die gesamte Vorstadt. Die Lieder hallten über den Podol und weit, weit hin über die Obolon.

Von allen Seiten kamen sie zu jener Stelle gezogen, wo die Potschaina in den Dnepr mündet. Dort war noch vor Anbruch der Dunkelheit auf einer großen Wiese ein hoher Baum mit Kränzen, Blumen und allerlei Zierat geschmückt worden. Kaum war es dunkel, flammten rings auf der ganzen Wiese Feuer auf, das Volksfest begann.

Von einem Fenster der Fürstenburg aus beobachtete Swjatoslaw, wie die Jugend von der Gora zum Fest des Kupalo zog, er hörte die fröhlichen, feurigen Lieder und sah die Feuer am Ufer der Potschaina auflodern. Er war in gedrückter Stimmung.

Solange Fürstin Olga auf Reisen war, sollte ihrem Willen gemäß er, Swjatoslaw, Sohn des Igor, den Kiewer Thron einnehmen. Er verhielt sich, wie es der Brauch befahl: Er erwachte vor Morgengrauen, wusch sich mit kaltem Wasser und kleidete sich an; er warf

den roten, goldgesäumten Umhang über die Schultern, zog die weichen Saffianstiefel mit den langen, nach oben gestülpten Spitzen an, setzte die mit kostbaren Edelsteinen geschmückte Pelzmütze auf und hängte sich die goldene Fürstenspange um den Hals.

Der junge Fürst verließ sein Gemach, durchquerte den Goldenen Saal und ging die Treppe zur Diele hinunter, wo ihn schon Svenald, die Wojewoden, die Bojaren und sein Bruder Ulib erwarteten. Auf der Treppe und im Hof der Fürstenburg hörte man die Stimmen von Amtleuten, Boten und Verwaltern.

Aber Swjatoslaw ging nicht sogleich zu ihnen hinaus, sondern begab sich zunächst in den Speisesaal. Ulib, Svenald, die Bojaren und Wojewoden folgten ihm. Im Speisesaal brachte Swjatoslaw der Sitte gemäß das Opfer, und alle warteten schweigend, ob die Götter es annehmen würden. Dann setzten sie sich an den Tisch.

Die Beschließerin Maluscha trug das Essen auf. Sie hatte sich inzwischen an ihre Arbeit gewöhnt. Wenn sie den Speisesaal betrat, verneigte sie sich tief vor den Fürsten; sie brachte die Schüsseln herein, schenkte Wein ein, trug das Geschirr ab, und all das tat sie geschickt und umsichtig.

Nach dem Essen ging Swjatoslaw nach oben und nahm im Goldenen Saal Platz; an seine rechte Seite trat der Wojewode Svenald, an die linke sein Bruder Ulib, in der Nähe saß der Schreiber Perenog, die Wojewoden und Bojaren standen im Hintergrund. Der junge Fürst sprach mit den Amtleuten, empfing die Boten und die Gesandten, die in Kiew angekommen waren, und hielt Gericht.

Im Grunde aber entschied er nicht allein. Svenald, die Wojewoden und Bojaren führten die Unterredungen mit den Amtleuten und allen, die zu dieser frühen Stunde die Fürstenburg aufsuchten, sie besprachen sich auch

mit den Sendboten, hielten Gericht und verhalfen den Menschen zur Gerechtigkeit.

Swjatoslaw verfolgte alles interessiert. Die Amtleute klagten über die Verarmung des fürstlichen Staatsschatzes, weil, wie es hieß, Fürstin Olga soviel mitgenommen hätte, und verlangten eine Steigerung der Abgaben und Steuern. Bojaren kamen vor Gericht, die im Streit um Ackerland, Imkereien und Biberjagdgründe mit Schwertern, Knüppeln und Fäusten aufeinander losgegangen waren. Er vernahm auch die Erklärungen der Wojewoden, die sich rühmten, das Land mit ihrem Leben zu schützen, wofür sie um Belehnung ersuchten.

Swjatoslaw war früher manchmal dabeigewesen, wenn seine Mutter Gericht hielt. Er hatte sich auf ihr Urteil verlassen, sie kannte Recht und Sitte. Aber oft hatte er lustlos neben ihr gesessen und wäre lieber gemeinsam mit Asmus übers Land geritten.

Jetzt war er gezwungen, den Amtleuten, Bojaren und Wojewoden zuzuhören, und er gewann mitunter den Eindruck, daß sie im Grunde vor Gericht nicht die Wahrheit suchten, sondern die heimatliche Erde in Stücke reißen wollten. Jeder von ihnen trachtete danach, mehr und immer mehr einzuheimsen; in ihrer Gier wurden sie so heimtückisch und erbarmungslos, daß ihnen das Blut unter den Nägeln hervorspritzte.

Diese Männer, die wegen eines Streites zu ihm kamen, beschimpften einander mit den unflätigsten Worten, stritten und prügelten sich beinahe noch in den erlauchten Gemächern. Dennoch waren sie sich sofort einig, wenn es darum ging, den Fürsten zum Ausgleich für ihre Verluste um eine Belehnung zu bitten.

Wahrhaft grausam und unerbittlich führten sie sich auf, wenn es galt, nicht über ihresgleichen einen Spruch zu fällen, sondern über andere. Oft schleppten sie ihre eigenen Leute vor Gericht: Hörige, Knechte, Leibeigene oder auch abgabenfreie Bauern. Der eine war sei-

nem Herrn fortgelaufen, der andere nachts in den Speicher eingebrochen, der dritte hatte ein fremdes Pferd genommen und der vierte einen fürstlichen Gefolgsmann erschlagen. Die Wojewoden und Bojaren von der Gora bestraften das gemeine Volk, wo sie nur konnten; sie warfen sie ins Verlies, gaben ihr Hab und Gut zur Plünderung frei, verurteilten zum Tode.

Swjatoslaw mußte mit starker Hand Gesetz und Sitte wahren, obwohl sich ihm dabei von Zeit zu Zeit das Herz zusammenzog. Er kannte wohl das alte Gesetz, das befahl, im Krieg das Leben nicht zu schonen und dem Feind bis zum letzten Atemzug standzuhalten — aber er kannte die unerbittlichen Gesetze und Sitten der Gora noch nicht.

So stieß er in jener Zeit, da seine Mutter in fernen Länderr weilte, zum erstenmal auf die Macht der Männer seines Hofes, auf die Macht der Gora. Gut, dachte er, daß diese Macht nicht den Fürsten richten kann.

Bedeutend besser fühlte sich der junge Swjatoslaw, wenn er die Stadt hinter sich lassen und in die Ferne reiten konnte. Eine Gelegenheit dafür brauchte er nicht lange zu suchen. Aus der Steppe stoben wie der Schrei einer verwundeten Möwe immer wieder Unglücksbotschaften heran. Fast jeden Tag kamen Kaufleute, die unterwegs ausgeplündert und verwundet worden waren; häufig starben Krieger auf ihren Posten — durch das Schwert, durch einen vergifteten Pfeil, durch Räuberhand.

Wenn Swjatoslaw so einen Notruf hörte, sandte er niemanden aus, sondern setzte selber mit einer kleinen Drushina über den Dnepr und sprengte auf der Handelsstraße dahin, die sich in Richtung Sonnenaufgang wand. Manchmal bog er nach rechts ab, nach Perejaslaw oder Rodnja, und ritt die Desna stromaufwärts bis nach Tschernigow.

Voller Eifer jagten sie den Feind — Petschenegen, Wolgabulgaren, Abteilungen der großen Horden, die hinter der Wolga herumstreiften und sich wie Diebe bei Nacht an die Siedlungen und Dörfer heranpirschten. Völlig überraschend brachen sie in friedliche Hütten ein, raubten Hab und Gut, trieben das Vieh fort, töteten Menschen und verschleppten junge Männer und Mädchen in die Sklaverei.

Immer wieder kämpfte Swjatoslaw mit seiner Drushina gegen diese Feinde des Heimatlandes. Er folgte den Spuren, suchte sie in Klüften und Schluchten und durchforschte die Wälder, die am Weg lagen; er jagte übers weite Feld, wo Reihergras unter den Pferdehufen pfiff, hohe Kurgane den Weg wiesen und am Horizont eine Luftspiegelung stand.

Mitunter war es auch keine Luftspiegelung. Dann zogen, Staubwolken aufwirbelnd, Fremdlinge ins Ungewisse, Menschen, Vieh und Früchte russischer Erde mit sich führend.

Wie ein Wirbelwind, der übers Land fegt, jagten Swjatoslaws Krieger übers Feld, und er selbst flog, entschlossen, stark, erbarmungslos, allen voran.

Sie holten die Reiterhorden ein, griffen sie an, befreiten mit dem Schwert ihre Leute, vernichteten und verjagten die Räuber. Der junge Fürst war mit Leidenschaft dabei, denn so schützte er die Heimaterde und ihre Menschen.

Einmal stieß er bei der Verfolgung einer berittenen Bande Auge in Auge mit ihrem Khan zusammen. Groß, gewandt und stark, stürzte sich der dunkelhäutige, leicht schlitzäugige Mann, die ganze Kraft auf seinen Krummsäbel konzentriert, zähnefletschend auf den Fürsten.

Das Schwert seines Vaters in der Faust, kämpfte Swjatoslaw gegen den Feind. Dieses Schwert hatten hervorragende einheimische Schmiede einst für Fürst

Igor geschmiedet; es war zweischneidig, trefflich gestählt und hatte ein goldenes Kreuzstück sowie einen silbernen Griff, der mit kostbaren Edelsteinen verziert war. Mit diesem Schwert hätte man einen Baum fällen können.

Aber der verfluchte Gegner wich immer wieder aus, sein Pferd war ungemein wendig, schon mehrere Male hatte der Khan sich von hinten an Swjatoslaw herangepirscht.

Da eilten die Krieger, die sich bei der Verfolgung der Horde im Feld verstreut hatten, Swjatoslaw zu Hilfe. Doch als sie herangesprengt waren, hauchte der Khan im dichten Federgras sein Leben aus. Er hatte sich voller Ingrimm gewehrt und war immer wieder über Swjatoslaw hergefallen, einmal traf er seinen Kopf, einmal die Brust, aber Swjatoslaw hatte sich im Sattel gehalten und dem Khan mit einem Schwerthieb den Todesstoß versetzt.

In dieser Zeif traf Swjatoslaw ein schwerer Schlag, der Tod seines Onkels Asmus. Er starb, wie es einem Krieger geziemt — bei Tagesanbruch, wenn der Tau so schwer wird, daß er von den Gräsern fällt, wenn im Feld ringsum alles verstummt und tiefe Stille herrscht und wenn im Osten die Sonne am Horizont allmählich gegen die Nacht die funkelnde Klinge ihres Schwertes erhebt.

Bei Tagesanbruch hörte Asmus vom anderen Ufer der Ros Hufgetrappel und Pfiffe. Er stand leise auf, um Swjatoslaw nicht zu wecken, nahm eine Schar Gridni mit und sprengte hinaus in den Nebel.

Als die Gridni zurückkehrten, brachten sie den entseelten Körper von Asmus mit. Auf den Wiesen jenseits der Ros hatten sich drei Petschenegen herumgetrieben. Asmus und die Gridni waren lange hinter ihnen hergejagt und hatten ihnen die verdiente Strafe erteilt.

Einer der Petschenegen konnte mit letzter Kraft noch die Sehne seines Bogens spannen und einen Pfeil abschießen, der Asmus ins Herz traf.

Der Tod seines Erziehers versetzte Swjatoslaw in tiefe Trauer. Als er an seinem Grab stand, fühlte er, daß er sich nicht nur von seinem Onkel, sondern von einem Menschen trennen mußte, von dessen Seele er einen Teil in sich aufgenommen hatte.

Nimm ihn unter deinen Schutz, Perun, dachte Swjatoslaw, und wenn ich einst von der Welt Abschied nehmen muß, möchte ich wie Asmus sterben.

Wenn man über das alte Rodnja hinausgeht und beim Fürstenberg haltmacht, dicht an seinem Fuß, wo jetzt Getreide reift und Blumen blühen — dort liegt Asmus begraben.

All das ging Swjatoslaw durch den Sinn, als er am Vorabend des Kupalotages am Fenster der Fürstenburg stand. Aufs neue beschlich ihn die Trauer; er bekam Lust, das Gemach zu verlassen und gemeinsam mit all den anderen zu den Wiesen an der Potschaina hinauszugehen, jemanden zu suchen, jemandem zu begegnen. Er zog ein dunkles Gewand an und warf einen Umhang über die Schultern; unbemerkt verließ er die Gora, schritt über die Brücke und strebte der Potschaina zu.

2

Maluscha war zusammen mit den anderen vom Hof zum Kupalofest gegangen. Schon zu Hause, in ihrem heimatlichen Dorf, hatte sie die Feste geliebt — die kalten, aber lärmerfüllten Abende des Koljada, die fröhlichen Tage des Frühlingsfestes, die in Feuern erblühende Nacht des Kupalo und die von Kwaß und Met trunkenen Erntefeste. Das kleine Mädchen in seinem verschlissenen Kleid hatte damals in einiger Entfer-

nung von allen gestanden, es fürchtete sich, näher heranzugehen, doch ihm war unsagbar froh zumute.

Hier in Kiew freute sich Maluscha noch mehr auf die Feste. So viele Feuer und all die Lieder! Trotzdem hielt sie sich — einst Magd und nun Beschließerin — abseits, sie scheute sich, in den Sog der lärmenden, fröhlichen Menge zu geraten, in der sich die Bewohner des Podol, die Kinder der Handwerker aus der Vorstadt und auch die Bojaren- und Wojewodenkinder vergnügten.

Ständig wurde Maluscha zum Mitfeiern aufgefordert, besonders eifrig von den Gridni. Malka — Kleine — nannten sie die Beschließerin... Dabei war sie gar nicht mehr jenes kleine, magere, schüchterne Mädchen, das damals im Schiff vor Angst gezittert hatte und unter dem Schild kauernd zur Gora geritten war. Sie war gewachsen, hatte eine schlanke Figur und kräftige, muskulöse Beine. Ihre kleinen Brüste wirkten noch ein wenig kindlich. Sie hatte ein rundliches Gesicht mit Lippen, die an Blumenblätter erinnerten, ein kleines, verschmitztes Näschen, dunkle Brauen und herrliches hellbraunes Haar.

Am meisten aber beeindruckten ihre lebhaften, kastanienbraunen tiefgründigen Augen, die sich bei einem einzigen kalten Wort verdunkeln konnten und beim winzigsten Sonnenstrahl aufleuchteten.

Maluscha näherte sich jetzt der Menschenmenge. Eine angenehme Erregung bemächtigte sich ihrer, und sie fügte sich in den Reigen ein, der um das Feuer kreiste. Als die anderen anfingen, über die Flammen zu springen, zögerte Maluscha zuerst, aber dann nahm sie mit ganzer Kraft Anlauf, sprang ab, flog über das Feuer und kam sicher auf.

Das tat sie noch viele Male. Kupalo ist ein großer Zauberer, und wer zu seinem Fest kommt, dem kredenzt er einen kräftigen Wein. Auch Maluscha wurde wie

trunken, ihre Befangenheit schwand, und sie geriet ebenso wie alle anderen in den Bann des Kupalo, in den Taumel der Liebe.

Sie träumte oft von der Liebe, aber die schwere Arbeit ließ ihr kaum Zeit, in Ruhe darüber nachzudenken. Manchmal nahte sich im Traum jemand ihrer Kammer, der ihr wundersam vertraut vorkam. Des öfteren schreckte sie mitten in der Nacht aus dem Schlaf, weil sie glaubte, jemand hätte neben ihr gestanden und sie an sich gezogen.

„Rette mich, Perun, rette mich!" flüsterte sie dann und berührte mit der Hand das Geschenk ihrer Mutter, das Amulett der Göttin Rosheniza.

Jetzt ließ sie, wie alle anderen ringsum, ihrem Herzen freien Lauf. Noch ein Sprung, Maluscha, noch einer und noch einer! Das heilige Feuer des Kupalo reinigt den Körper und läßt die Liebe nahen.

Die Mädchen fingen an, Kränze zu flechten und sie in die Potschaina zu werfen, um das Schicksal zu befragen, ob ihnen ein Bursche bestimmt sei, und wenn ja, auf welchem Weg er kommt. Auch Maluscha flocht einen Kranz — würde er schwimmen oder untergehen, würde sie einen Burschen finden oder nie erfahren, was Liebe ist?

Sie warf ihren Kranz ins Wasser, ging am Ufer entlang und beobachtete gespannt, was mit ihm geschah. Wenn er schwimmt — wohin wird er dann schwimmen? Zu wem?

Der Kranz versank nicht. Im Widerschein der Feuer zeichnete er sich deutlich auf dem Wasser ab.

Plötzlich trat jemand vor Maluscha hin und ergriff ihre Hand.

„Wer bist du?" rief sie erschrocken.

„Erkennst du mich nicht?" fragte eine Stimme, die ihr vertraut war.

„Fürst Swjatoslaw?"

„Ja, ich bin es. Weshalb hast du Angst?"

„Ich bin mit Hofleuten zum Fest gegangen, um zu singen und zu tanzen, habe meinen Kranz ins Wasser geworfen und bin ihm gefolgt."

„Das ist gut so, Maluscha, Kupalo selbst hat dich hergeführt."

„O nein, Fürst! Das ist nicht gut, hier ist es so dunkel. Ich gehe lieber zum Feuer zurück. Dort sind alle vom Gesinde."

Der junge Fürst ließ ihre Hand nicht los, und so setzte sie sich neben ihn. Seine Hand war stark und schien zu glühen. Sie gab auch deswegen nach, weil sie dem Zauber dieser bewegten Nacht nicht widerstehen konnte.

Sie schwiegen eine Weile. Die Klänge der Lieder, das Plätschern des Wassers, jubilierende Stimmen drangen aus der Dunkelheit wie aus weiter Ferne zu ihnen.

„Glaubst du an das Schicksal?" fragte Swjatoslaw.

„Ja. Das heißt, nein, ich glaube nicht daran", antwortete sie verwirrt.

„Und weshalb hast du dann den Kranz in den Fluß geworfen? Du wolltest doch wissen, zu wem er schwimmt?"

„Ja, das wollte ich..."

„Also glaubst du an das Schicksal. Auch ich glaube daran. So hat Asmus es mich gelehrt."

„Aber das Schicksal ist doch trügerisch, man kann sich unmöglich darauf verlassen."

„Nein, es ist nicht trügerisch", erwiderte Swjatoslaw überzeugt, „man muß nur daran glauben."

Er gab Maluschas Hand frei und starrte lange auf das Wasser, als könnte er dort etwas sehen.

„Hast du schon einmal an mich gedacht?" fragte er plötzlich und wandte sich ihr zu. Sie sah seine Augen und seinen Mund, vom Schein der fernen Feuer matt überglänzt. Nur blickten diese Augen jetzt nicht so

grimmig wie sonst, sondern so, wie sie ihr im Traum erschienen waren.

Aufrichtig bekannte sie: „Ich habe an dich gedacht und dich immer gefürchtet. Wenn du gesprochen, wenn du geschwiegen und wenn du mich zurechtgewiesen hast."

„Aber vielleicht", murmelte er, mehr zu sich als zu Maluscha, „vielleicht war ich grob zu dir und habe dich beleidigt, weil ich dich liebe?"

„Oh, Fürst!" Sie erschrak. „Warum sagst du solche Worte, noch dazu in der Nacht des Kupalo? Du hast gehandelt, wie es eben sein muß, denn du bist ein Fürstensohn, und ich bin eine Magd. Niemand kann gleichzeitig hassen und lieben."

„Das kann man wohl", antwortete er. „Wenn ich hasse, dann aus tiefster Seele, und wenn ich liebe, dann mit allen Fasern meines Herzens."

„Heißt das, du liebst und haßt mich zugleich?"

„Nein, dich liebe ich nur. Alle anderen auf der Gora hasse ich."

„Warum denn das?"

„Sie behandeln dich geringschätzig, für sie bist du nur eine Magd. Mich packt der Zorn, und ich wettere und schnauze dich an, weil du vor ihnen katzbuckelst."

„Ich begreife nicht, wie man gleichzeitig hassen und lieben kann."

„Aber du haßt mich nicht?"

„Nein, Fürstensohn, wie könnte ich das? Du bist der junge Fürst, und ich bin die Magd..."

„Nun fängst du wieder davon an... Hör zu und merk dir das", unterbrach er sie. „Ich spreche die Wahrheit. Ich schwöre bei Kupalo."

Eine Weile herrschte tiefe Stille, dann fuhr Swjatoslaw fort: „Weißt du, Maluscha, dort auf der Gora, am Dnepr und weit draußen in der Steppe — überall fehlt mir was. Zuerst konnte ich mir gar nicht erklä-

ren, was das war. Ich konnte nicht mehr schlafen, durchforschte den Sternenhimmel und wartete immerfort auf irgend etwas. Jetzt weiß ich, was ich gesucht habe — dich, nur dich. Ich liebe dich, Maluscha!"

„Aber, Fürst!" rief sie entgeistert aus. „Wie kannst du mich denn lieben? Ich bin ein einfaches Mädchen vom Gesinde!"

Maluscha erzählte ihm von sich. Doch was gab es da schon viel zu sagen? Einige Worte über ihr Heimatdorf Ljubetsch, über Vater und Mutter; schließlich darüber, wie Dobrynja zu Besuch gekommen war, sie mitgenommen und unter seinem Schild in die Gora geschmuggelt hatte, wo sie bei der Beschließerin Jaryna untergekommen war.

„Der Griden Dobrynja ist dein Bruder?" fragte Swjatoslaw.

„Ja, er ist mein Bruder."

„Er ist ein guter Griden", sagte Swjatoslaw anerkennend. „Ich wußte nicht, daß du seine Schwester bist."

Sogleich überlegte er, was er tun könne, um Dobrynja einen Beweis seiner fürstlichen Gnade zu geben; vielleicht ihn irgendwie belehnen oder mit erlesenen Waffen beschenken. Aber Maluscha gegenüber ließ er davon nichts verlauten. Den Blick auf den Fluß und die fernen Feuer gerichtet, fuhr er leidenschaftlich fort: „Vielleicht liebe ich dich gerade deshalb, weil du nicht von einem Fürsten, Bojaren oder Wojewoden abstammst. Ich finde keine Ruhe mehr dort auf der Gora, in den Nächten schlafe ich nicht, weil ich an dich denke, du bist für mich die Schönste auf der Welt."

„Sprich nicht so, Fürst Swjatoslaw, sprich nicht so!"

„Warum denn nicht?"

„Ich wäre sehr unglücklich, wenn du die Wahrheit sagen würdest..."

„Ich schwöre bei Perun."

„Wenn mir ein Unglück widerfahren soll, schützt mich auch Perun nicht."

„Wenn nicht Perun, dann schütze ich dich. Höre doch, Maluscha, ist es etwa kein Glück für uns beide, hier sobeisammenzusitzen?"

Sie überlegte und schloß sogar die Augen. „Ja, es ist ein Glück..."

„Und wenn ich dich jetzt umarme und küsse?"

Maluscha erblickte die Sterne über sich, aber sie verdunkelten sich und verschwanden. Ganz nah sah sie Swjatoslaws Augen und hörte seinen Atem, sein starker Arm drückte sie, daß sie vor Schmerz hätte schreien mögen. Aber dieser Schmerz dauerte nur kurz; Maluschas ganzes Wesen durchdrangen Freude und das Glück der Liebe.

Geraume Zeit verstrich, und dann war es wie ein Erwachen.

„Ich begleite dich, Maluscha."

„Es ist nicht nötig, Fürst, die Feuer brennen noch. Niemand braucht zu wissen, wo ich gewesen bin."

„Also gut, Maluscha, morgen treffen wir uns, und da werde ich zu dir ebenso sprechen wie heute. Wohin soll ich kommen?"

„Ich weiß nicht, Fürst."

„Und wenn ich in deine Kammer komme?"

„Ich werde auf dich warten. Mir ist nur so bange, oh, wie bange mir ist!"

„Weine nicht, Maluscha, weine nicht, alles wird gut!"

Maluscha entfernte sich in Richtung der Feuer, vor denen sich ihre zierliche Gestalt noch eine Weile abzeichnete, dann verschwand sie im Dunkel der Nacht.

Swjatoslaw stand noch lange am Dnepr. Ringsum atmete die Dunkelheit. Auf der Wiese erloschen die letzten Feuer. In dieser Finsternis würde selbst das schärfste Auge nicht erkennen, wo das Ufer des Flusses und wo der Horizont lagen. Am Himmel funkelten Sterne,

irgendwo tief unten, am Fuß des Steilufers, plätscherte das Wasser.

Swjatoslaw war glücklich, er spürte die ganze Erhabenheit dieser Nacht, tief atmete er die zarten Düfte der Blumen, der Gräser und des Wassers ein und vernahm das innige, alte, ewig neue Lied der Nachtigallen.

Glück, überschäumende Freude und Liebe zum Leben umfingen ihn, erwärmten sein Herz und erfüllten ihn mit neuem Tatendurst. Was er in dieser Nacht erlebt hatte, war die Seligkeit. Swjatoslaw fühlte sich als der glücklichste Mensch auf der Welt, er glaubte zutiefst, daß er Maluscha liebte und mit ihr sein Glück finden könnte.

Als sich Maluscha den Feuern näherte, geriet sie sogleich wieder in den Wirbel von Liedern, Jauchzern und Tänzen. Die Jugend wollte allem Anschein nach bis zum Morgen feiern.

Doch diesmal blieb sie gar nicht erst stehen, sondern eilte auf den Hang zu, um schnellstens ihre Kammer zu erreichen und mit ihren Gedanken allein zu sein.

Plötzlich hörte sie Schritte hinter sich, jemand versuchte sie einzuholen. Sie ging schneller, doch die Schritte wurden immer lauter.

Schließlich blieb Maluscha stehen, weil sie einsah, daß sie dem Verfolger sowieso nicht entkommen konnte. Eine Gestalt in dunkler Kleidung kam heran und blieb ebenfalls stehen. Sie musterte sie genauer und erkannte den Griden Tur.

„Du verfolgst mich?"

„Ja, ich habe dich gesehen, da bin ich dir gefolgt."

„Warum?"

„Damit dir in dieser dunklen Nacht niemand etwas antut!"

„Wer sollte mir denn etwas antun?"

„Wer kann das wissen, Maluscha? Kupalo ist ein großer Zauberer, er ist manchmal außer Rand und Band, manchmal auch betrunken. Seitdem du hier auf der Gora bist, mach ich mir die ganze Zeit Sorgen um dich."

Sie gingen nebeneinanderher, Maluscha mit leichtem, lautlosem Schritt, er schwer, unerschütterlich, sicher wie ein echter Griden.

In seinen Worten aber klang Unsicherheit. Er fuhr fort: „Außerdem hatte ich auch Angst, daß du mich kränken könntest."

„Womit könnte ich dich denn kränken, Tur?"

„Wer weiß", antwortete er, „seitdem du Beschließerin geworden bist und in der Fürstenburg lebst, fürchte ich für dich."

Nach allem, was in dieser Nacht geschehen war, fiel es ihr schwer zu verstehen, wovon Tur sprach, worauf er anspielte. Aber die Aufrichtigkeit und Herzenswärme dieses Griden, der schon soviel für sie getan hatte, rührten sie an.

„Höre, Tur! Als wir uns auf der Gora kennengelernt haben, hast du doch selber gesagt, daß den, der unter einem Schild dort einzieht, Ehre und Ruhm erwarten."

„Ja, das habe ich gesagt."

„Wünschst du mir das jetzt nicht mehr?"

„O doch."

„Bete für mich!"

„Ich werde beten!" Er blieb stehen und blickte zu dem mit Sternen besäten Himmel empor. „Perun möge dir hier auf der Gora viel Ehre, Ruhm und Glück zuteil werden lassen."

„Warte noch, Tur!" sagte Maluscha, als er schon weitergehen wollte. „Ich will auch beten... Perun, schenke mir und dem Griden Tur Glück! Wirst du das tun?.. Er wird es tun, Tur, siehst du, wie uns die Sterne

zulächeln? Aber jetzt gehen wir. Hier ist es so dunkel, reich mir die Hand."

Er nahm sie an der Hand und führte sie vorsichtig das abschüssige Ufer hinauf.

„Perun schickt jedem sein Schicksal", sagte Tur leise. „Aber ich habe einfach kein Glück!"

„Sprich nicht so, Tur", entgegnete Maluscha, „Perun wird dir ebenso wie mir ein glückliches Schicksal bescheren."

3

Obwohl Fürstin Olga nicht in Kiew war, lief auf der Gora alles seinen gewohnten Gang. Sitten und Gewohnheiten am Fürstenhof verkörperten ein in Jahrhunderten entstandenes Gesetz. So war es, und so würde es bis in alle Ewigkeit sein.

Swjatoslaw wurde von Schlägen auf dem Wachtbrett geweckt. Er mußte eingeschlafen sein, als er sich angezogen aufs Bett hatte sinken lassen. Jetzt hieß es aufstehen, zum Speisesaal gehen, dann mit den Wojewoden und Bojaren Gericht halten und anschließend mit ihnen an den Dnepr zur Jagd reiten. Swjatoslaw ging in die Waschnische, wo der große Zuber stand, wusch sich mit Quellwasser, kleidete sich an und ging hinaus.

Im Flur, wo das rötliche Licht einiger Öllampen mit den grünlichen Strahlen der Morgendämmerung stritt, erwarteten ihn sein Bruder Ulib, der Wojewode Svenald, der Heerführer Markel, die Bojaren Ratscha und Churs. Als Swjatoslaw die Treppe hinabstieg, begrüßten sie ihn mit einer tiefen Verbeugung, Ulib neigte vor dem Bruder nur ein wenig den Kopf. Dann gingen sie gemeinsam durch den langen Flur zum Speisesaal: Fürst Swjatoslaw voran, neben ihm Ulib, hinter ihnen die Wojewoden und Bojaren.

Im Speisesaal war das Frühstück schon vorbereitet: Auf der mit einem weißen Tischtuch bedeckten Tafel befanden sich Brot und Salz, Krüge mit Kwaß, Schüsseln mit Wildschweinfleisch und verschiedenem Gemüse und andere Speisen.

Swjatoslaw trat ans Feuer. Er warf etwas Brot, Wildschweinfleisch sowie eine Prise Salz hinein und schüttete ein wenig Met nach. Alle beteten für das Glück des Heimatlandes, für das Wohlergehen der Stadt Kiew und für die Fürstin Olga in der Ferne.

Nur Swjatoslaw betete für etwas anderes. Vor seinen Augen tauchten die Feuer der vergangenen Nacht auf, ein Kranz Blumen im Wasser und Maluschas Augen.

Das Feuer verschlang das Opfer.

Also würde alles so geschehen, wie Swjatoslaw es sich wünschte.

Alle setzten sich an den Tisch. Dann trat die Beschließerin Maluscha in den Saal. Sie blieb stehen und verneigte sich tief, wobei sie die Hand aufs Herz legte.

An diesem Morgen dauerte es länger, bis Maluscha den Kopf hob. Oder kam es Swjatoslaw nur so vor?

Endlich hatte sie sich wieder aufgerichtet, sie stand dem jungen Fürsten gegenüber, sah ihn an und hoffte, in seinem Blick Liebe und Zärtlichkeit zu finden. Aber in seinen Augen begegnete ihr die gewohnte Ungerührtheit, und sie vernahm wie immer die leise Weisung: „Trag das Essen auf, Beschließerin!"

Als sie die Gerichte hereinbrachte, hütete sie sich, ihm in die Augen zu sehen. Vielleicht war es besser so. Hätte sie aufmerksamer beobachtet, wäre ihr aufgefallen, daß Swjatoslaw die Wojewoden, die Bojaren und seinen Bruder Ulib mit mißbilligenden Blicken maß, dann hätte sie seine Erregung und innere Unruhe bemerkt.

So ging das Frühstück zu Ende. Vor den Fenstern strahlte schon der Tag, die Gora erwachte zum Leben,

rüstete zu neuen Taten. Der junge Fürst stand mit einem Ruck vom Tisch auf, nach ihm erhoben sich sein Bruder Ulib, die Wojewoden und Bojaren. Swjatoslaw blieb einen Augenblick am Tisch stehen, als müsse er sich auf etwas besinnen. Dann wandte er sich langsam der Tür zu, und alle im Speiseraum Anwesenden folgten ihm.

Mit den Händen an die Tischkante geklammert, stand Maluscha da und sah zu, wie der junge Fürst mit seinem Gefolge den Speisesaal verließ. In der Diele erwarteten ihn bereits andere Männer, sie begrüßten und umringten ihn. Bald war er nicht mehr zu sehen.

Maluschas kalte Hände lösten sich von der Tischkante. Swjatoslaw war aufgestanden und hinausgegangen, ohne sie auch nur anzusehen. Aber was hatte sie erwartet, was durfte sie überhaupt erwarten? Der junge Fürst hatte viel zu tun; jetzt würde er Gericht halten und später, wie sie gehört hatte, mit dem Wojewoden Svenald zur Jagd reiten, danach folgten das Mittagessen, das Abendessen, die Nacht. Ein gleichförmiges Leben führte die Gora — heute so wie gestern, morgen so wie heute.

Aber sie, Maluscha, hatte kein gleichförmiges Leben. Gewiß, so wie heute würde es morgen und an den folgenden Tagen sein — jedoch wie gestern würde es nie wieder werden. Was sollte sie nur tun, wie sollte sie sich verhalten, wie sollte sie leben?

Eine Träne lief über ihre Wange und noch eine, Maluscha wischte sie fort. Nicht weinen, Malka, bloß nicht weinen! Durchs Fenster drangen die rosigen Strahlen der Morgensonne. In diesem Augenblick kam Praxeda in den Speisesaal, um sie etwas zu fragen; sie sah Maluscha mit ihren wunderschönen großen, aber tückischen Augen an.

Nicht weinen, Maluscha! Das Frühstück war beendet, aber Mittag- und Abendessen standen noch bevor, sie

mußte zu den Vorratskammern gehen, alles Nötige zusammenholen, die Mahlzeiten vorbereiten. Außerdem mußte überall aufgeräumt und saubergemacht, die Betten geordnet und Tische gedeckt werden.

Maluscha ging durch das Haus, über den Hof, zu Speichern, Met- und Weinkellern und Vorratskammern. An ihrem Gürtel klimperte das schwere Schlüsselbund. Daran hingen die Schlüssel zu wahren Schätzen, in ihrer Hand lag der Reichtum der Fürstenburg.

Oh, viele Schlüssel hatte sie! Der eine öffnete ihr den Weg zu sämtlichen Kostbarkeiten der Fürstin, mit Hilfe eines anderen konnte sie der ganzen Gora, der Vorstadt samt dem Podol zu neuen Kleidern verhelfen. Ein dritter Schlüssel würde ihr erneut den Blick auf unsagbar viele Schätze auftun.

Maluscha sortierte ihre Schlüssel, konnte aber nicht den finden, den sie jetzt brauchte. Ihr war klargeworden, daß sie Swjatoslaw liebte und daß sie ohne diese Liebe nicht würde leben können. Ach, wenn Schmiede doch Schlüssel zum Herzen eines Menschen schmieden könnten!

Nach dem langen Tag hastete Maluscha aufgeregt zu ihrer kleinen Stube, allerdings brauchte sie nicht zu befürchten, sie könne sich verspäten und Swjatoslaw verfehlen: Der junge Fürst konnte ihre Kammer erst aufsuchen, wenn alle in der Fürstenburg in tiefem Schlaf lagen.

Nachdem er sich davon überzeugt hatte, löschte er die Öllampen in seinem Zimmer und schlich in den Goldenen Saal, wo im Halbdunkel matt die Waffen und Beutestücke der Vorfahren glänzten. Dann stieg er die Treppe zum unteren Flur hinab und öffnete die Tür zu Maluschas Stube.

Kaum hatte Swjatoslaw die Schwelle überschritten und die Tür hinter sich geschlossen, fühlte er sich von

zarten Armen umschlungen. Wie süß war Maluschas Mund, wie kraftvoll und zugleich anschmiegsam ihr Körper!

Draußen wölbte sich dunkel die Nacht. Über der Stadt zogen die Sterne ihre ewige Bahn, auf den Stadtmauern standen die Wachen und schlugen regelmäßig die Zeit. Doch für die beiden gab es keine Zeit, sie schwammen auf den glücklichen Wogen der Liebe.

Geschwind verrannen die Stunden der Nacht, und sie fragten sich, ob die Nacht überhaupt bei ihnen verweilt hatte. Auf der Mauer verkündeten die Wachen den anbrechenden Tag, schon rasselten die Ketten der Brücke, die heruntergelassen wurde, im Hof hallten Schritte, und über dem Dnepr trat ein dünner Streif Morgenrot hervor.

4

Ein jeder fühlte sich in dieser frühen Morgenstunde ungemein wohl und atmete mit Behagen die frische Luft ein. Wundervoll duftete sie nach Wasser, nach Gräsern und Kräutern. Alle labten sich am Anblick des blauen Himmels, der rosigen Wolken, die wie ein Halsband am Horizont hingen, und der Blumen, die in vielerlei Farben inmitten der grünen Unendlichkeit spielten.

Am glücklichsten fühlte sich in dieser Stunde wahrscheinlich Dobrynja. Gestern noch war er wie hundert und tausend andere Männer ein Griden in der Drushina des jungen Fürsten gewesen und hatte angenommen, er werde so lange mit den anderen Gridni zu Felde ziehen, bis ihn irgendwo der Speer eines Petschenegen treffen würde.

Da befahl ihn plötzlich beim Morgengrauen der Wojewode Svenald in die Wachstube und erklärte ihm, er, Dobrynja, werde mit dem jungen Fürsten Swjatoslaw

auf die Jagd reiten und dabei eine Hundertschaft anführen. Dobrynja werde von nun an, dank der Gnade des Fürsten, Führer einer Hundertschaft sein.

Überschäumende Freude erfüllte Dobrynja. Wäre er allein gewesen, er würde seinem Pferd einen Hieb versetzen und mit einem wilden Jauchzer übers Feld sprengen. Hundertschaftsführer! Hört her! Der Ljubetschaner Dobrynja befehligt eine Hundertschaft!

Aber er mußte sein feuriges Roß im Zaum halten. Unmittelbar hinter dem jungen Fürsten ritt er, und die anderen Gridni folgten dichtauf. So würden sie bis zu den Biberjagdgründen jenseits des Dnepr reiten, die Fürstin Olga ihrem Sohn geschenkt hatte.

Alle schwiegen. Zu reden, wenn der junge Fürst schwieg, gehörte sich nicht. Swjatoslaw war in Gedanken versunken. Nur manchmal, wenn das Pferd scheute oder eine frische Brise vom Dnepr herüberwehte, hob er den Kopf und blickte in die Runde. Woran dachte Fürst Swjatoslaw, was machte ihm Sorgen? Warum spiegelten sich in seinen grauen Augen bald Seligkeit, bald Unruhe?

Aber Dobrynja konnte die Gedanken des jungen Fürsten nicht ergründen. Er dachte über sein Schicksal nach und fragte sich, warum ihm wohl so ein Glück zuteil geworden war.

5

Schnell vergeht im Leben des Menschen der Frühling, schnell zieht die Zeit des Sommers vorüber, aber am schnellsten eilen die Tage und Nächte der Liebe dahin.

Swjatoslaw erlebte einen wahren Frühling. Wie früher ritt er zur Jagd, durchstreifte mit seiner Drushina das Land bis Perejaslaw und Rodnja, ritt bis in die Wälder bei Ljubetsch.

Aber wo er auch war, wo er unter freiem Himmel

übernachtete, auf welchem Kurgan er stand — überall sah er Maluschas Gesicht, träumte er davon, sie zu umarmen, von ihren vollen Lippen zu trinken und immer aufs neue im Rausch der Liebe zu entbrennen.

Die Drushinniki erkannten ihren Fürsten nicht wieder. Früher nachdenklich, wortkarg und vorsichtig, wirkte er jetzt wie ausgewechselt. Auf seinem Gesicht spielte die ganze Zeit ein Lächeln, seine Bewegungen wurden sicherer, er traf einen Adler im Flug, griff einen Auerochsen kühn mit dem Speer an und holte das Wildpferd in der Steppe ein.

Besonders hochgestimmt war er, wenn er mit der Drushina nach Kiew zurückkehrte. Das war gewöhnlich gegen Abend, wenn der Dnepr noch des Tages Wärme atmete, wenn die Luft nach reifen Äpfeln, Honig und Blumen duftete und irgendwo in den Wiesen Lieder erklangen.

Von der Sonne trunken, vom Wind gezaust, leicht ermüdet, aber ihrer Kraft bewußt, durchquerten sie schweigend, doch frohgemut zu Pferde den Dnepr und die Potschaina. Dort stiegen sie ab und badeten, ritten dann über den Markt im Podol und die abschüssige Auffahrt zur Vorstadt hinauf. Über die Brücke, die unter den Pferdehufen erdröhnte und erbebte, erreichten sie die Gora.

Und wieder eine Nacht der Liebe, eine wunderbare Nacht, die zu beschreiben es an Worten gebricht, eine Nacht, in der weit und breit alles die Liebe zu besingen schien.

Aber etwas Unerbittliches, etwas Unabwendbares nahte. Die beiden ahnten es nicht.

Es war Juli, die herrliche Zeit, in der in Kiew und weithin im Land die Früchte reifen, die Felder nach Roggen und die Wälder nach Honig duften. Inmitten dieser unbeschreiblichen, ungebärdigen Schönheit blühte ihre Liebe.

Der August reifte heran, Fuhrwerke knarrten auf den Straßen, Staubsäulen erhoben sich, und der Reichtum der Gärten, der Felder und Wälder floß wie ein Strom in die Vorratskammern, Scheunen und Keller der Gora. Maluscha spürte ihre Arme und Beine nicht mehr, so viele Zuber, Körbe, Fässer und Eimer hatte sie tragen müssen. Kam aber die Nacht, war alles vergessen, denn die Jugend kennt keine Müdigkeit, und die Liebe ist für sie ein Ausruhen.

Der September hielt Einzug, Kälte wehte vom Dnepr herüber, das Wasser wurde eisig, die Gräser und Blumen an den Ufern welkten, die Vögel zogen nach Süden, da fühlte Maluscha sich plötzlich nicht wohl.

Sie konnte sich nicht darauf besinnen, wann es angefangen hatte. Nachts konnte sie nicht schlafen, tagsüber nicht essen, sie wurde blaß und magerte ab, nur ihre Augen strahlten unverändert. Manchmal flackerte darin allerdings Unruhe auf.

Eines Nachts wartete sie voller Bangigkeit auf Swjatoslaw. Als er kam, legte sie ihm ein Geständnis ab.

„Mein junger Fürst, mein Lieber", begann sie zaghaft. „Ich weiß nicht, ob ich davon sprechen soll, aber ich habe Kummer."

Über ihre Wangen rollten Tränen.

„Was betrübt dich?" Swjatoslaw versuchte, sie zu beruhigen. „Weine doch nicht!"

„Ich bekomme ein Kind..."

Forschend blickte sie ihn an — sie wollte wissen, was er dachte. Aber sie konnte in seinem Gesicht nichts Bestimmtes lesen. Der junge Fürst hatte ihre Worte gehört. Doch er sah an ihr vorbei durch das kleine Fenster zum Himmel hinauf, wo der silbrige Mond hing.

„Was denkst du, Fürst? Haßt du mich jetzt, oder bin ich dir im Wege?"

„Nein, Maluscha", antwortete er, „so ist es nicht. Ich

überlege, was wir tun können, damit alles ein gutes Ende nimmt."

„Und was können wir tun?"

„Sei nicht ungeduldig, Maluscha, laß uns überlegen!"

In der darauffolgenden Nacht wartete sie voller Unruhe auf die Schritte im Gang, auf das kaum hörbare Klirren des Schlosses, auf das leise Knarren der Tür — auf ihn, den Geliebten, den Einzigen! Ob er wohl kommen wird? Und wenn er kommt — wird er wie früher sein?

Sie hatte ihre kleine Stube aufgeräumt, Blumen gepflückt und sie in einem Tongefäß neben ihrer Lagerstatt aufgestellt. Lange hatte sie überlegt, ob sie noch etwas Nettes vorbereiten könnte, aber mehr war ihr nicht eingefallen.

Maluscha mußte sehr lange warten. In der Gora hatte sich schon alles zur Ruhe begeben, die Wachen hatten schon zum zweitenmal das Wachtbrett ertönen lassen, der Mond stand hinterm Dnepr und lugte verschlagen über die von Zinnen gekrönte Mauer, doch Swjatoslaw kam nicht.

Verzweiflung und Angst erfaßten Maluscha in ihrer brennenden Sehnsucht. Sie glaubte nicht mehr daran, daß der Fürst noch kommen würde, und wußte nicht, was sie tun, wie sie weiterleben sollte.

Als sie alle Hoffnung aufgegeben hatte und meinte, Glück und Liebe seien für sie auf ewig entschwunden, näherten sich plötzlich die vertrauten Schritte.

„Maluscha!"

Die Hand aufs Herz gepreßt, das die Brust zu zerreißen drohte, trat sie ihm entgegen.

„Ulib lauert überall wie ein Dieb! Er steht in der Diele und unterhält sich mit seinen Wojewoden und Bojaren. Da bin ich schließlich zur anderen Tür hinausgegangen, durch den Garten."

Maluscha hörte seine Worte nicht, unverwandt sah sie Swjatoslaw ins mondbeschienene Gesicht, in dem die Augen so vertraut funkelten. Wie am ersten Tag trat er zu ihr... Maluscha, ebenso wird er morgen und übermorgen kommen, er wird dich nie verlassen!

Wenn sie aufmerksam gewesen wären, dann hätten sie draußen unter den Bäumen Schritte gehört. Dort bewegte sich eine weibliche Gestalt; sie verharrte einen Augenblick und verschwand.

Achtes Kapitel

1

Fürstin Olga verbrachte noch viele Tage und viele lange, schlaflose Nächte im Kloster des Heiligen Mahmud. Schon brausten von Norden kühle Winde heran, und das Laub fiel von den Pappeln, die vor den Stadtmauern wuchsen. Schiffe aus der ganzen Welt legten im Goldenen Horn an, löschten ihre Fracht und beeilten sich, die Rückreise anzutreten. Mit jedem Tag wurde das Wasser düsterer und kälter, aber Olga saß immer noch im Kloster des Heiligen Mahmud. Sie wartete auf eine Begegnung mit dem Kaiser.

Die Fürstin mußte sich in Geduld fassen, denn es ging um das Wohlergehen der russischen Menschen und um die Ehre des Kiewer Throns. Hatte der Kaiser von Byzanz, der täglich Fürsten und Gesandte aus der ganzen Welt empfing, sie, die russische Fürstin, etwa vergessen?

Endlich, ein halbes Jahr nach Olgas Abreise aus Kiew und dreiundachtzig Tage nach der Ankunft der russischen Schiffe im Goldenen Horn, kamen, ganz außer Atem, Beauftragte des Kaisers zum Kloster des Heiligen Mahmud und teilten der Fürstin mit, Kaiser Konstantin erwarte sie am Sonntag, dem achtzehnten Oktober.

Am achtzehnten Oktober! Hier, am Marmarameer, gab es noch schöne warme Tage, aber die Stimmung der Fürstin Olga hatte sich merklich abgekühlt. Was würde die abermalige Begegnung mit dem Kaiser bringen?

Erneut mußten sie das ganze Zeremoniell im Großen Palast über sich ergehen lassen, erneut zwang man die Kiewer, auf das Erscheinen des Kaisers zu warten. Im Goldenen Saal sangen die Vögel auf den vergoldeten Bäumen, die goldenen Löwen brüllten und schlugen mit ihrem Schwanz auf den Boden, während der gekrönte Konstantin auf seinem Thron bis zum Christusbild emporschwebte.

Danach wurde zum Essen gebeten. Die Kaufleute und Diplomaten speisten im Goldenen Saal, wo sich auch Kaiser Konstantin niederließ, die Kaiserin mit ihren Töchtern und Theophano im Pentakuwiklia des Heiligen Paulus, wohin auch Fürstin Olga gebeten wurde.

Fürstin Olga saß mit der Kaiserin und Theophano an einem Tisch. Wie schon beim ersten Empfang war sie von der Kälte und der Gefühllosigkeit der Kaiserin Helena und dem herausfordernden, anmaßend stolzen Benehmen der Theophano unangenehm berührt.

Von Zeit zu Zeit erklang eine Orgel, dann mußten alle aufstehen und der Musik lauschen. Mehrmals erschienen während des Essens Harlekine und Gaukler im Saal und belustigten die Gäste mit allerlei Possen. Sie zeigten erstaunliche Verwandlungen, schluckten Feuer, ließen Gegenstände verschwinden und zauberten sie wieder hervor, kletterten an dünnen Stangen bis zur Saaldecke hinauf. Ein schwarzer Riese trat auf, der acht Menschen zugleich hochheben konnte.

Obwohl das alles äußerst unterhaltsam war, konnte sich Fürstin Olga dem Amüsement nicht frei hingeben. Sie überlegte, warum der Kaiser mit den Kaufleuten und Diplomaten aß, sie aber mit der Kaiserin und Theophano, und wartete darauf, daß Konstantin sie rufen ließe.

Da erschien in der Tür der Pentakuwiklia der Erste Minister Basileios, der Obereunuch. Kaiser Konstantin ließ Fürstin Olga zu einem Gespräch bitten.

Es war Spätherbst, aber hier am Ufer des Marmarameeres spürte man seinen kalten Atem kaum. Im Garten, durch den der Kaiser und die Fürstin lustwandelten, blühten noch Blumen, deren Düfte berauschten.

Der Kaiser und Fürstin Olga waren auf dem Felsen oberhalb der Brandung stehengeblieben. Was sich ihren Blicken darbot, konnte man wahrlich ein Märchen nennen. Unmittelbar vor ihnen breitete sich die Unendlichkeit des Marmarameeres. Über dem Meer, der Erde anscheinend ganz nahe, schwamm der silberne Mond. Rings um ihn verblaßten in seinen Strahlen alle Sterne, dort war der Himmel so blau und klar wie das Meer. Nur im Norden, wo ein dunkles Tuch den Himmel einhüllte, glommen rötliche Sterne.

„Ich wollte der russischen Fürstin die Schönheit des Marmarameeres zeigen, hier ist sie", sagte Kaiser Konstantin.

„Ich danke dem Kaiser für diese Aufmerksamkeit", antwortete Olga, „aber diese Schönheit habe ich drei Monate lang vor Augen gehabt. Dort, über Pera, braut sich finsteres Gewölk zusammen, von dort ziehen kalte Winde heran."

„Fürstin Elga ist offenbar gekränkt, weil ich so lange nicht mit ihr habe sprechen können. Aber ich war krank und zwischendurch auf Reisen... Jetzt werde ich der Fürstin sehr aufmerksam zuhören."

„So ist es, Imperator, ich habe lange warten müssen. Ich wollte über den Frieden und die Freundschaft sprechen, die zwischen Byzanz und der Rus herrschen müssen."

„Gibt es zwischen uns etwa keinen Frieden und keine Freundschaft, Fürstin?" Der Kaiser tat aufrichtig verwundert. „Soviel mir bekannt ist, dürfen wir uns ihrer erfreuen."

„Von Frieden und Freundschaft ist in den Urkunden der byzantinischen Kaiser und der Fürsten Oleg und

Igor die Rede, aber in Wirklichkeit gibt es sie nicht, und daran ist nicht die Rus schuld."

„Ich verstehe nicht, wovon die Fürstin spricht."

„Ich spreche davon, daß im Osten unseres Landes, am Fluß Tanais, über den unsere Straße zur Wolga und zum Kaspischen Meer verläuft, Byzanz seine Stadt Sarkel erbaut und damit unsere Straße versperrt hat."

„Sarkel?" Kaiser Konstantin lachte. „Das ist doch nicht unsere Stadt; die hat der Chasarenkhan erbaut, wir haben ihm dafür allerdings Marmor und Steine, Eisen und Glas verkauft und auch, wie ich mich erinnere, unseren Baumeister Perrona zur Verfügung gestellt. Aber, Fürstin, die Stadt haben nicht wir, sondern die Chasaren geschaffen. Ebenso helfen wir auch anderen Völkern, Städte zu bauen, und wenn die Rus es wünscht, helfen wir auch ihr. Selbstverständlich gegen Bezahlung."

„Genug davon!" erklärte Olga. „Über Sarkel werden wir mit dem Chasarenkhan reden, aber die Kaiser der Rhomäer haben nicht nur am Ufer des Tanais und nicht nur für Gold Städte gebaut, sondern auch am Ufer des Russischen Meeres vom Istr bis nach Tmutarakan, das bereits zur Rus gehört."

„Die Fürstin Elga befindet sich im Irrtum", entgegnete Kaiser Konstantin schroff. „Früher, in längst vergangenen Zeiten, haben wir Griechen das Russische Meer Pontos Axeinos, das Ungastliche Meer genannt und sind nicht dorthin gezogen, aber später ist dieses Meer das Pontos Euxinos, das Gastliche Meer, geworden, und damals siedelten viele Griechen an den Ufern des Istr, in Klimati und Tetramarcha, das die Fürstin Tmutarakan nennt."

Fürstin Olga erwiderte: „Ich weiß, daß sich in früheren Zeiten viele Griechen in Klimati ansiedelten, und wir leben seither in Freundschaft mit ihnen. Aber Tmutarakan, das der Kaiser Tetramarcha nennt, und über-

all am Meer ist unser Land. Weshalb schickt das Imperium seine Leute dorthin, und zwar nicht Baumeister, sondern Krieger, die unsere Menschen überfallen und sie nicht mit Klimati Handel treiben lassen?"

„Wir gedenken nicht, unsere alten Städte am Meer zu zerstören", sagte der Kaiser, „aber neues Land werden wir nicht nehmen."

„Also möge man uns nicht hindern, mit Klimati Handel zu treiben."

„Klimati hat eine eigene Verwaltung, einen Heerführer, eine eigene Obrigkeit, mit der muß die Rus verhandeln."

„Das werden wir tun", pflichtete die Fürstin ihm bei, „wenn uns nur das Imperium nicht behindert. Im übrigen läßt auch unser Handel mit Konstantinopel selbst einiges zu wünschen übrig."

„Inwiefern? Der Handel mit der Rus wird so abgewickelt, wie es in den Verträgen festgelegt ist, die von unseren Kaisern und den russischen Fürsten unterschrieben worden sind."

„Diese Urkunden sind schon sehr alt, aber das Leben geht weiter, und alles verändert sich. Unser Land ist reich, Imperator, reicher, als man hier in Konstantinopel denkt."

„Ich weiß das, Fürstin, und das ganze Imperium ebenfalls."

„Desto schlimmer! Wir wollen unsere Waren verkaufen, wir haben etwas anzubieten. Aber läßt man uns in Konstantinopel Handel treiben? Wenn unser Kaufmann hierherkommt, muß er seine Waren dem Eparchen vorführen, und dieser bestimmt den Preis. Wo hat man so etwas schon gesehen, daß nicht der Kaufmann, sondern irgendein anderer den Preis bestimmt? Bei uns in Kiew gibt es dergleichen nicht. Eure Kaufleute bestimmen den Preis, und unsere Sache ist es, zu kaufen oder nicht."

Kaiser Konstantin hörte der Fürstin anscheinend aufmerksam zu. Sie ereiferte sich immer mehr.

„In Konstantinopel können unsere Kaufleute Wein, Salben und Duftwasser in Mengen einkaufen, jedoch Seide und Samt jeder nur für fünfzig Goldstücke. Was soll diese Verfügung, Imperator? Ich will nicht Wein trinken, sondern die Menschen der Rus einkleiden."

„Unsere Kaiser", entgegnete Konstantin starrköpfig, „haben mit den russischen Fürsten einen Vertrag über den Handel abgeschlossen, und ich sehe keine Notwendigkeit, ihn zu ändern."

„Unsere Väter haben geglaubt, ihre Verträge würden erfüllt."

„Ich bemühe mich, Fürstin, sie zu erfüllen", erklärte der Kaiser kalt. „Aber warum hält sich die Rus nicht an Verträge?"

„Wovon spricht der Kaiser?"

„Ich spreche davon, daß noch unter Kaiser Leon dem Weisen der Patriarch Photios in der Rus einen christlichen Metropolitensitz errichtet hat, aber die Rus und ihre Fürsten diesen Metropolitensitz schon seit einhundert Jahren nicht anerkennen wollen."

„Ich bin Christin", sagte Fürstin Olga.

„Das weiß ich, desto mehr wundere ich mich."

„Da gibt es keinen Anlaß zur Verwunderung." Die Fürstin brauste auf. „Nicht nur ich, viele in der Rus sind schon Christen. Wir haben auch Gotteshäuser und Geistliche. Aber die Rus will nicht dem Patriarchen von Konstantinopel unterstehen."

„Warum nicht?"

„Vielleicht deshalb, weil auch die christlichen Bulgaren nicht dem Patriarchen in Konstantinopel unterstehen, sondern ihrem eigenen. Die russischen Menschen dulden niemand über sich, sie wollen keine Sklaven sein."

„Ist der christliche Glaube etwa Knechtschaft?"

„Ich bin Christin und weiß, daß der christliche Glaube keine Knechtschaft ist. Aber dem Patriarchen von Konstantinopel unterstehen ist dasselbe wie dem Imperium unterstehen."

„Fürstin Elga spricht eine sehr offene und scharfe Sprache; es tut mir leid, daß sie mich nicht als Taufvater annehmen möchte."

„Sehr wohl, Imperator, mich hat der Presbyter des bulgarischen Königs Simeon getauft. Aber gibt es sonst keine Wege, um Byzanz und die Rus zu verbinden?"

„Von welchen Wegen spricht die Fürstin?"

„Der Kaiser hat — Gott gebe ihnen Gesundheit — einige Töchter. Ich habe zwei Söhne. Fürst Swjatoslaw ist schon erwachsen, und ich werde ihn bald auf den Kiewer Thron setzen. Wie wäre es, wenn sich der Kiewer Fürst Swjatoslaw mit dem Kaiser von Byzanz verschwägerte?"

„Er ist ein Heide."

„Ja, er ist nicht getauft. Aber zur Verwandtschaft der byzantinischen Kaiser gehören doch auch Chasaren."

Konstantin antwortete: „Jene byzantinischen Kaiser, die sich mit den Chasaren verschwägerten, wurden mit dem Kirchenbann belegt, ich aber will keinen Kirchenbann, sondern ein ewiges Leben."

„Fürst Swjatoslaw wird eines Tages in Konstantinopel weilen, und der Kaiser wird sich davon überzeugen können, wie rechtschaffen und beherzt er ist."

Mit trüben Gedanken verließ Fürstin Olga den Großen Palast. Es war spät geworden, und ihr Gefolge wartete schon voller Sorge auf sie.

In der Zwischenzeit war das Wetter umgeschlagen. Über dem Goldenen Horn und Galata lagerte eine schwarze Gewitterwolke, von Zeit zu Zeit grollte Donner und schossen grelle Blitze zur Erde. Sie beleuchte-

ten den Zug, der durch die Straßen zum Kloster fuhr, die Kutscher, die Pferde, die scheuend die Köpfe hochwarfen, die Fürstin und ihre Begleiter, die sich an die Griffe klammerten, um nicht aus den Wagen zu fallen.

„Nun, wie war es?" erkundigte sich Fürstin Olga bei ihren Verwandten und den Bojarenfrauen.

Die Frauen schwiegen. Ihre Begeisterung über die Wunder und Schönheiten Konstantinopels schien sich verflüchtigt zu haben; in dieser Nacht hatten sie im Großen Palast etwas anderes gesehen.

Während sie durch die Straßen Konstantinopels fuhren, tauchten im Halbdunkel zu beiden Seiten Häuser, Zypressen, Denkmäler und Säulen auf und blieben zurück. Überall war es menschenleer, nur selten begegneten sie Nachtwachen. Hier und dort glommen in den Fenstern wie Glühwürmchen Lichter.

Fürstin Olga sah all das nicht, sie hatte keinen Blick für das trügerische nächtliche Konstantinopel. Bittere Kränkung, Schmerz und Zorn preßten ihr Herz zusammen.

2

Im Großen Palast verfolgte man aufmerksam jeden Schritt der Fürstin Olga und erfuhr bald, daß die Kiewer Gäste weder die monatliche Zuwendung für Kaufleute und Botschafter noch Segel oder Proviant für die Reise in Anspruch nahmen. Statt dessen verkauften sie ihre Schiffe und besorgten sich auf dem Markt in Pera Pferde und Wagen. Kaiser Konstantin beorderte den Eparchen Leon zu sich und erkundigte sich bei ihm, welchen Preis die Kiewer Gäste für ihre Schiffe verlangten, wieviel Pferde und Fuhrwerke sie zu kaufen wünschten.

„Sie fordern einen sehr hohen Preis für ihre Schiffe", antwortete der Eparch, „aber unsere Kaufleute

reißen sie ihnen aus den Händen: In Konstantinopel weiß man, daß diese aus Eiche gebauten Schiffe ewig halten und sehr geräumig sind. Was Pferde und Wagen betrifft, so geizen die Gäste nicht, sie zahlen dafür, was man verlangt, sie wollen nur, daß die Pferde ausdauernd und die Wagen bequem sind."

„Die Kiewer Fürstin ist überaus vorsichtig und schlau", sagte Kaiser Konstantin zum Ersten Minister Basileios, als der Eparch den Palast verlassen hatte. „Begreiflicherweise hat sie beschlossen, nicht übers Meer in ihr Land zurückzukehren."

„Schade", erwiderte der Erste Minister seufzend. „Die Petschenegen wurden von unseren Gesandten mit Geschenken überhäuft und hätten der Fürstin gewiß einen vortrefflichen Empfang bereitet."

„Natürlich ist es bedauerlich, daß sie nicht den Seeweg gewählt hat", stimmte ihm der Kaiser zu. „Ich war auch davon überzeugt, daß sie Kiew nicht wiedersehen würde. Jedoch, Basileios, mich beunruhigt weniger, daß die Fürstin uns überlistet hat, sondern daß ihre Heimreise durch das Land der verfluchten Bulgaren führt."

„Oh, allmächtiger Herrscher", rief der Erste Minister, „solange auch eine Tochter von Kaiser Christophoros auf dem Thron in Preslaw sitzt, brauchen wir uns wegen Bulgarien keine Sorgen zu machen."

„Wenn die Kiewer Fürstin nur mit König Peter zu tun hätte, wäre ich unbesorgt. Versagt er, wird Maria zu uns stehen. Aber in Preslaw lebt nicht nur der König, sondern auch der Bojar Sursuwul, und im Westen Bulgariens sitzen aufsässige örtliche Potentaten."

„Ich denke, wir sollten Boten mit großzügigen Geschenken nach Preslaw entsenden, bevor die Wagen der Kiewer Fürstin dort ankommen."

„Genau das denke auch ich." Der Kaiser nickte. „Wir schicken der erlauchten Maria noch einmal eine Mitgift."

Basileios seufzte tief. „Diese Mitgift erhält sie jedes Jahr von uns, sie kommt uns sehr teuer. Bald schicken wir der erlauchten Maria eine Mitgift, damit sich Bulgarien nicht mit den Ungarn verbrüdert, bald bezahlen wir sie dafür, daß sie sich von den Petschenegen trennen. Unsere Schatzkammer ist ohnehin nicht üppig gefüllt."

„Es ist besser, die letzten Goldmünzen aus der Schatzkammer den Bulgaren in den Rachen zu werfen", erklärte Kaiser Konstantin, „als zu warten, bis sie über uns herfallen und uns verschlingen. Im Augenblick würde ich nicht zögern, den gesamten Staatsschatz herzugeben: Nicht nur mit den Ungarn oder mit den Petschenegen könnten sich die Bulgaren verbünden, sondern — mit den Russen. Und Bulgarien und die Rus vereint, das wäre für Byzanz der Tod. Konstantinopel hat vor seinen Mauern schon das Heer des Königs Simeon und das des Fürsten Igor gesehen. Nur ein Wunder rettete damals unser Imperium." Kaiser Konstantin überlegte und setzte hinzu: „Solange es uns gelingt, Bulgarien und die Rus gegeneinander aufzuwiegeln, kann man in Konstantinopel ruhig schlafen. Wenn sie aber — wovor Gott uns bewahre — zueinander finden und sich verbinden, widerstehen wir nicht einmal hinter den Mauern Justinians, deshalb dürfen wir weder mit Geld noch mit Waffen oder Menschen knausern. Wir müssen sie gegeneinander aufhetzen, sie entzweien und beherrschen."

Das sagte schon nicht mehr jener Kaiser Konstantin, der sich im Großen Palast so gelassen mit Fürstin Olga unterhalten hatte. Aus seinem Gesicht, aus seinen Augen sprach etwas Raubtierhaftes, Grimmiges, seine Finger umklammerten krampfhaft den Gehstock.

„Ich verstehe deine Sorgen, Basileios", schloß er. „Das Geld, das Geld! Ja, für unser Imperium ist es jetzt wirklich schwer, die Steuern, die wir auferlegen, sind sehr hoch. Du sagst, daß überall Aufstände

ausbrechen. Ich weiß, aber was willst du tun? Das Imperium ist groß, das Imperium ist stark, und derjenige, den es mit seiner Fahne schützt, muß auch dafür zahlen. Mit Brot, mit Geld, mit Blut!"

In derselben Nacht fand im Park am Ufer des Marmarameeres, dort, wo sich Kaiser Konstantin und Fürstin Olga unterhalten hatten, noch ein Gespräch statt, nur bedeutend später, als der Große Palast und auch Kaiser Konstantin längst in tiefem Schlaf lagen.

Es war nicht verwunderlich, daß der Erste Minister Basileios zu dieser nächtlichen Stunde nicht schlafen konnte und in dem Park am Meer weilte. Schließlich war er verpflichtet, über den Schlaf der Kaiser zu wachen.

Erstaunlich höchstens war, daß sich zur selben Stunde auch Theophano hier aufhielt. Sie hätte das Recht und die Pflicht gehabt, neben ihrem Mann, dem jungen Mitkaiser Romanos, zu liegen und zu schlafen.

Trotzdem war sie in den Park hinausgegangen. In einer Allee blieb sie stehen. Als sie am anderen Ende eine dunkle Gestalt bemerkte, schmiegte sie sich rasch an den Stamm einer Zypresse und wartete, bis diese Gestalt näher kam, dann trat sie vor und flüsterte: „Hier bin ich, Basileios... Ich warte!"

Sie begaben sich zu einer Bank im Schatten der Bäume, wo niemand sie sehen konnte.

„Oh, Theophano, wenn du wüßtest, wie schwer mir ums Herz ist", sagte Basileios, als sie sich auf der Bank niedergelassen hatten.

„Weshalb?" Sie neigte sich zu ihm.

Über Galata grollte von Zeit zu Zeit Donner, und sein Echo dröhnte dumpf über dem Meer. Im Schein des Wetterleuchtens erblickte Theophano das hagere, bartlose, von Qual verzerrte Gesicht des Aufsehers über das kaiserliche Schlafgemach.

Er flüsterte: „Einen halben Menschen haben sie aus mir gemacht. Kopf und Herz leben, aber mein Körper ist tot."

„Ist dir gar nichts geblieben?"

„Die Rache ist mir geblieben", stieß er hervor. „Wenn sie mir gelingt, dann beruhigt sich vielleicht meine Seele."

„Wenn sie dir gelingt, dann wirst du leben, dann erwachen in dir Wünsche", ermunterte Theophano ihn.

„Sprichst du die Wahrheit?"

„Ja, Basileios. Wünsche werden wach und die Leidenschaft."

„Hast du mitgebracht, was du versprochen hattest?"

„Ja. Das sind Pulver aus Ägypten, sie wirken sehr langsam, führen aber unerbittlich den Tod herbei."

„Gib sie mir! — Nur zwei? Du hattest von dreien gesprochen."

„Das dritte behalte ich für mich zurück. Ich gebe es dir, wenn es sich als notwendig erweisen sollte."

Tatsächlich kamen die Abgesandten Kaiser Konstantins lange Zeit vor Fürstin Olga und ihrem Gefolge in Bulgariens Hauptstadt Preslaw an.

Seltsam war, daß sie zunächst nicht von König Peter empfangen zu werden wünschten, sondern sich sofort zu Peters Gemahlin, der erlauchten Irina, begaben.

Die erlauchte Irina, mit griechischem Namen Maria, war die Tochter des Kaisers Christophoros. Ihrem Einzug in Preslaw waren jahrhundertelang erbitterte Kämpfe zwischen den Bulgaren und Byzanz vorausgegangen. Bulgarien seinerseits hatte nie daran gedacht, Byzanz zu überfallen, geschweige denn zu unterwerfen. Die slawischen Stämme wohnten schon seit Urzeiten auf dem Balkan, bedeutend länger, als es Byzanz dort gab. Dagegen war Byzanz stets darauf

erpicht gewesen, Bulgarien zu unterwerfen und zu vernichten.

Schon Kaiser Konstantin IV., der Bärtige, hatte gegen die Bulgaren Krieg geführt, sie aber nicht besiegen können. Später entfesselte Justinian Krieg mit Khan Terwel, desgleichen Kaiser Konstantin V. Kopronymos. Kaiser Nikephoros I. ertränkte ganz Bulgarien in Blut und legte die alte bulgarische Hauptstadt Pliska in Schutt und Asche.

Aber die Bulgaren ergaben sich nicht. Als Antwort auf das grausame Blutbad mobilisierte Khan Krum ganz Bulgarien. Er umzingelte das Heer des Nikephoros, tötete ihn und ließ aus seinem Schädel einen Weinkrug anfertigen.

Mit besonderem Haß verfolgte der bulgarische König Simeon die Rhomäer; er nahm für all ihre Greueltaten grausame Rache. Seite an Seite mit seinem Schwager, dem Bojaren Georgi Sursuwul, führte er die Bulgaren gegen Byzanz. Dabei fand er in dem Kiewer Fürsten Igor einen Waffenbruder. Bald hängte Simeon, bald Igor seinen Schild an die Tore von Zargrad.

Simeon war ein hochgebildeter Mann, er hatte studiert, beherrschte fremde Sprachen und viele Wissenschaften. Die Säle seines Fürstenhauses füllte er mit Büchern und Kunstwerken und hinterließ sogar eine Reihe von Werken aus eigener Feder; er übersetzte die besten Bücher jener Zeit, darunter auch griechische, ins Bulgarische.

Sein Haß galt jenen Griechen, die das kleine Volk der Bulgaren ausplündern wollten und davon träumten, nach der Eroberung Bulgariens weiter nach Norden und Osten zu ziehen.

Aus zahlreichen Schlachten gingen die Bulgaren als Sieger hervor. Die Kaiser brüsteten sich damit, ihnen helfe Gott, doch dieser konnte nicht viel ausrichten, denn die Bulgaren kämpften um ihr Leben, um ihr

nacktes Dasein, während die Kaiser nur über ein Söldnerheer verfügten.

König Simeon schlug die Rhomäer bei Adrianopel, er unterwarf die byzantinischen Provinzen Solun, Dratsch und Adrianopel. Sein Heer stand unmittelbar vor den Mauern Konstantinopels und stieß bis zum Bosporus vor.

Damals rief sich König Simeon selbst zum Kaiser der Bulgaren und Griechen aus; die bulgarischen Bischöfe erklärten die Kirche Bulgariens für unabhängig von Konstantinopel und wählten ihren eigenen Patriarchen; inzwischen rüstete Simeon zu einem neuen Feldzug, um die Rhomäer endgültig zu schlagen und sie zu lehren, andere Völker zu achten. Just zu dieser Zeit fiel er eines Tages vor seinem Palast tot vom Pferd. Gift? Durchaus möglich. Durch wessen Hand? Das blieb ein Geheimnis Konstantinopels.

Neuer König wurde Peter, der Sohn Simeons. Georgi Sursuwul, der oberste Bojar, Schwager und Freund Simeons, übernahm den Oberbefehl über das Heer und führte es gegen Konstantinopel. Schon sprengten die Pferde durch Thrakien und Makedonien, schon war der Sieg nah...

Plötzlich kam das Heer der Bulgaren zum Stehen. Die Kaiser hatten dem jungen König Peter ein kostbares Geschenk gemacht, und er nahm es an. Einige Zeit später erklärte König Peter, er werde Maria, die Tochter des Kaisers Christophoros, heiraten. Abermals einige Zeit später reiste er nach Konstantinopel. In der Blachernen-Kirche, die einst sein Vater hatte niederbrennen lassen, trat er vor den Altar und ließ sich mit Maria trauen; man gab ihr den Namen Irina, was Frieden heißt. Die Kaiser versprachen, künftig in Frieden und Freundschaft mit den Bulgaren zu leben sowie der erlauchten Irina jährlich einen bestimmten Betrag als Mitgift zu zahlen.

3

Der bulgarische König Peter führte mit seinem obersten Bojaren — oder, wie ihn die erlauchte Irina oft nannte, dem Parakimomen — Georgi Sursuwul ein langes Gespräch.

Sursuwul war alt, sein Haar ergraut, tiefe Falten zogen sich über seine Stirn, und die dichten grauen Augenbrauen hingen über die Augen herab. Nur der lange Schnurrbart hatte seine ursprüngliche Farbe behalten. Auch eine jugendlich straffe Haltung hatte sich Sursuwul bewahrt, ebenso einen scharfen, wachsamen Blick.

„In den Gemächern der erlauchten Irina halten sich wieder einmal Gäste aus Byzanz auf", sagte er verdrossen, nachdem er den König begrüßt hatte.

„Ich weiß", antwortete der König ruhig. „Daran ist nichts auszusetzen. Sie haben der Erlauchten die Mitgift gebracht."

„Was heißt hier Mitgift?" Sursuwul winkte unwillig ab. „Knochen von des Kaisers Tisch! Übrigens haben sie auch die Nachricht gebracht, daß demnächst die Kiewer Fürstin Olga in Preslaw eintreffen wird."

„Auch das ist mir bekannt", murmelte Peter, nun schon gereizt. „Mag sie kommen, unsere Wege stehen von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang allen offen."

„Ich glaube", fuhr Sursuwul fort, „daß Fürstin Olga nicht nur Bulgarien durchqueren, sondern in Preslaw haltmachen wird. Wenn sie das nicht von sich aus tut, sollten wir ihr unsere Gastfreundschaft anbieten und mit ihr sprechen."

König Peter hob die Brauen und sah seinen obersten Bojaren verwundert an.

„Wie komme ich dazu, Fürstin Olga um einen Aufenthalt in Preslaw oder gar um eine Unterredung zu bitten?" fragte er.

Der Bojare Sursuwul ließ sich Zeit mit seiner Antwort; er dachte nach, rief sich mancherlei ins Gedächtnis, und Schatten von Zweifeln glitten über sein Gesicht.

„König Peter", sagte er schließlich, „ich werde heute ebenso offen und ehrlich mit dir sprechen, wie wir nach dem Tode deines Vaters miteinander gesprochen haben, als wir gegen die Rhomäer zu Felde gezogen sind und beraten haben, ob du die Tochter des Kaisers Christophoros zur Frau nehmen sollst."

„Aber hör mal, Georgi!" Der König wunderte sich. „Du bist nicht nur mein oberster Bojar, sondern auch mein leiblicher Onkel, wir haben doch nie etwas voreinander verheimlicht."

„Du sagst die Wahrheit. Wir haben nichts voreinander verborgen, denn wir haben nie unter vier Augen gesprochen. Deshalb höre mich an, König! Vor dreißig Jahren hat Bulgarien mit Byzanz Frieden geschlossen, und all diese dreißig Jahre..."

„All diese dreißig Jahre", unterbrach ihn Peter, „hat Bulgarien keinen einzigen Krieg geführt."

Sursuwul wiegte bedauernd den Kopf. „Ja, König, in diesen dreißig Jahren hat Bulgarien wirklich keinen Krieg geführt. Aber in dieser Zeit hat es so viel wie in keinem einzigen Krieg verloren, es blutet aus tausend Wunden."

„Wie kannst du es wagen, so zu sprechen!" stieß König Peter hervor. „Damals, gleich nach dem plötzlichen Tod meines Vaters, warst du selbst der Ansicht, man müsse mit Byzanz Frieden schließen, und zwar unverzüglich."

„Ja", gab Sursuwul zu, „damals war ich der Ansicht. Konnte ich dir denn einen anderen Rat geben? Nach Simeons Tod trat dein Bruder Michael gegen dich auf und wollte den Thron für sich gewinnen. Damals bedrohten uns die Serben, die Kroaten, die Petschenegen

und die Ungarn. Byzanz hatte sie alle auf uns gehetzt. Ich erkannte seinerzeit, daß unserem Volk das Verderben drohte; ich riet dir, mit Byzanz Frieden zu schließen — für eine gewisse Zeit, bis wir Ordnung in unserem Staat geschaffen, Frieden mit den Serben und Kroaten, unseren Brüdern, geschlossen und Hilfe von den Russen erhalten hätten. Aber dann kam die erlauchte Irina hierher, und unser Frieden mit den Serben und Kroaten zerschellte. Irina verfeindet uns mit den Russen, Bulgarien geht durch die Schuld von Byzanz seit dreißig Jahren seinem Untergang entgegen."

Peter lachte auf: „Bulgarien geht zugrunde! Du bist blind, Georgi! Mach die Augen auf und sieh dir an, was in Bulgarien geschieht! Wir residieren nicht mehr in irgendeinem Pliska, sondern haben unser berühmtes Preslaw erbaut. Alles hier erinnert an Konstantinopel, wir haben viele Gotteshäuser, Kathedralen und Klöster errichtet, Wissenschaft und Kunst blühen."

„Feindschaft und Streit blühen", entgegnete Sursuwul. „Noch nie war Bulgarien so arm, so zersplittert, so ruhmlos wie jetzt. Höre mich an, König! In all den Jahren, seitdem wir Frieden geschlosen haben, ist Byzanz erstarkt, es hat seine Besitzungen vergrößert, Reichtümer aufgehäuft, ein starkes Heer und eine starke Flotte ausgerüstet. Bulgarien hingegen ist in all diesen Jahren verarmt; in unseren Dörfern herrscht Hunger, die Bevölkerung stöhnt unter der Last der Abgaben, die Leute verfluchen den christlichen Glauben und beten unter freiem Himmel zu ihrem Gott. Sowohl unsere Statthalter als auch die Fürsten mißtrauen uns, und obendrein befehden sie einander."

„Das ist gelogen!" rief Peter aufbrausend. „Unser Gesandter in Konstantinopel nimmt einen ehrenvolleren Platz ein als der Gesandte des Kaisers Otto, unsere Kaufleute treiben mit allen Ländern Handel... Die Leu-

te, die unter freiem Himmel beten, sind Ketzer, die nichts vom wahren Glauben wissen... Sowohl ich als auch meine Statthalter und die Fürsten haben starke Drushinas. Falls es notwendig war, kam Byzanz mir immer zu Hilfe."

Der Bojar ließ den Kopf immer tiefer sinken.

„Was für einen Nutzen haben wir davon, daß unser Gesandter in Konstantinopel am Tisch an erster Stelle sitzt? Wer ist er denn, unser Gesandter? Nicht einmal ein Bulgare, sondern der Bruder der erlauchten Irina. Was den Handel anbetrifft, so nehmen die Rhomäer von uns nur das, was sie brauchen, dafür verkaufen sie uns, woran sie keinen Bedarf haben und was uns zur Last wird... Du sagst, die Bogomilen sind Ketzer, weil sie sich nicht zum wahren Glauben bekennen. In Wirklichkeit waren unsere Bogomilen Christen, aber sie haben erkannt, worauf es der Kaiser von Konstantinopel und die Patriarchen abgesehen haben. Auch unser Patriarch Damian ist gegen Byzanz, er will nicht in Preslaw leben und hat Dorostolon zu seinem Sitz gewählt. Ja, Byzanz ist uns mit seinem Heer zu Hilfe gekommen, aber nur, um uns von den Serben, Kroaten und anderen Stämmen zu trennen und um Bulgarien zu zersplittern. Auch jetzt steht das rhomäische Heer in den Städten an der Donau. Warum haben wir sie in unser Haus eingelassen?"

„Willst du mir Angst machen?" rief der König. „Das ist alles Lug und Trug! Ich will und kann dir nicht glauben, Sursuwul. Ich glaube an Christus, ich will keinen Krieg, ich liebe die Stille und den Frieden und werde am Ende meiner Tage die Kutte nehmen und in ein Kloster gehen."

„Sohn des Königs Simeon, der die Rhomäer das Zittern gelehrt und der vor den Mauern Konstantinopels gestanden hat, höre mich an!" sagte Sursuwul. „Hast du etwa das Vermächtnis deines Vaters vergessen,

siehst du nicht, welcher Zukunft Bulgarien entgegengeht und wie es jetzt schon mit ihm steht?"

„Heißt das, du willst Krieg?" König Peter sah ihn argwöhnisch an. „Also rede schon! Willst du, daß ich gegen Byzanz Krieg führe? Nun sag schon!"

Sursuwul seufzte tief und sah König Peter verächtlich an.

„Nein!" antwortete er. „Wie könnte Bulgarien, wie könntest du, König, gegen Byzanz zu Felde ziehen? Die Kaiser der Rhomäer würden mit Freuden einen Krieg gegen die Bulgaren anfangen und uns vernichten. Gegenwärtig wagen sie das nicht, denn hinter uns stehen die Ungarn, und auch die Petschenegen würden uns zu Hilfe kommen. Ich glaube, die Kaiser wissen auch, daß Bulgarien in der Not auf die Rus zählen kann. Nur deswegen lebt Bulgarien noch. Solange wir mit den Ungarn und Russen Frieden haben, können wir uns noch halten. Das wollte ich dir nur sagen, König!"

„Du bist gewiß noch nicht am Ende mit deinen Empfehlungen", stieß König Peter spöttisch hervor. „Ich soll mich wohl mit der russischen Fürstin verbrüdern und ein Bündnis gegen Byzanz aushecken...?"

„Ich bin überzeugt, das liegt nicht in den Absichten der russischen Fürstin. Zwischen uns und der Rus herrscht seit langem Frieden; König Simeon und der Kiewer Fürst Igor hatten keinen Vertrag miteinander, einer vertraute dem anderen, und sie standen sich bei. König, ich glaube, es ist notwendig, daß auch Fürstin Olga davon etwas zu spüren bekommt. Vielleicht bietet sich jetzt eine Gelegenheit, unseren Frieden zu festigen. Ich weiß, die russischen Menschen sind überaus hochherzig, sie halten Wort."

4

Bis nach Preslaw brauchte Olgas Wagenzug mehr als zehn Tage. Die Fuhrwerke rollten durch Thrakien und Makedonien, alles verlief gut. Auf den Kutschböcken saßen Ruderer, erfahrene Krieger des Meeres, die weit herumgekommen waren. Sie warteten die Pferde, und wenn ein Wagen steckenblieb, schoben sie ihn aus dem Schlamm, ohne sich zu schonen.

Mit der Zeit wurden die Straßen immer unwegsamer. In der Ferne zeichnete sich die Planina ab, ein östlicher Gebirgszug des Balkan. Flüsse und Gebirgsströme kreuzten die Straße; auf den steilen Pässen mußten die Krieger und das ganze Gefolge aussteigen und die Wagen schieben. Manchmal wand sich die Straße über den Wolken oder an Abgründen entlang, daß einem schwindelte.

Aber weder Fürstin Olga noch ihre Begleiter bedauerten es, diesen Weg gewählt zu haben. Es war ein schönes Land. In den Tälern und auf den Bergwiesen begegneten sie Menschen, deren Sprache sie verstanden und die sich kleideten, wie man es am Dnepr tat. Ihre Lieder klangen ebenso wehmütig wie die Lieder daheim. Wären die Berge und Pässe nicht gewesen, hätte man glauben können, sie führen durch das Land der Poljanen, der Sewerjanen, durch heimatliches Land.

An einem frühen Morgen, als sie noch den wohl schwierigsten Gebirgspaß bezwingen mußten, kam Preslaw in Sicht. Sie machten halt, stiegen aus den Wagen und ergötzten sich am Anblick der Stadt, die vor dem Hintergrund der schneebedeckten Berge wie auf der flachen Hand vor ihnen lag — auf steilen Felsen erhoben sich von hohen Mauern umgebene Fürstenpaläste und Kirchen mit Türmen, auf denen im Winde Fahnen flatterten.

Es schien gar nicht mehr weit zu sein bis nach Pre-

slaw, aber die Wagen brauchten noch einen vollen Tag, um auf den Serpentinenstraßen die Stadt zu erreichen. Erst als die Sonne die Gipfel der fernen Berge berührte und im Tal die Nebel zu steigen begannen, langten sie vor der hohen Stadtmauer an, die am Morgen schon so nahe schien.

Im Goldenen Saal des Palastes in Preslaw blinkte und blitzte es nur so. Der Saal erinnerte tatsächlich an den Magnaura, den Goldenen Saal der byzantinischen Kaiser. In seinem östlichen Teil stand ebenso wie dort ein vergoldeter Thron, darüber hing in einer Nische ein Bild Christi, vor dem Thron standen Sessel für die Mitglieder der königlichen Familie, links davon befand sich das breite silberne Tor, durch das der König eintrat, rechts Vorhänge, hinter denen während des Zeremoniells der Chor stand, im Hintergrund ein Vorhang und die Tür, durch die man eintrat, wenn der König es gestattete.

Aber nicht nur der Saal erinnerte an Byzanz. In Preslaw wurde alles wie in Byzanz gemacht; der König wollte dem byzantinischen Kaiser in nichts nachstehen, ihn umgaben Bojaren, Statthalter und Fürsten, an die er großzügig Ackerland, Wälder und Sklaven verteilte.

Der Goldene Saal wimmelte von Bojaren und Statthaltern. Sie standen wie Säulen an der Wand und blickten Fürstin Olga von oben herab an. König Peter von Bulgarien thronte in seinem goldbeschlagenen Sessel, er trug einen Purpurmantel mit einem breiten roten Gürtel und purpurne Stiefel. Neben ihm saß in einem weißen, mit Gold verzierten Kleid, einen roten Umhang um die Schultern, die erlauchte Irina.

Fürstin Olga trat, wie es sich nach russischer Sitte geziemte, stolz und unerschrocken in Begleitung einiger Frauen und Gesandten ein. Sie verneigte sich tief vor dem Königspaar, und die Frauen und die Gesand-

ten legten Geschenke vor den Thron: Pelze, Fischbein, silberne Waffen für Peter, Kiewer Emaillearbeiten für die erlauchte Irina. Zur selben Zeit begann hinter dem Vorhang der Chor aus der Preslawer Kathedrale der Jungfrau Maria mit seinen Liedern den König nebst der Erlauchten zu rühmen.

Danach erkundigte sich der König bei Fürstin Olga, wie die Reise von Konstantinopel nach Preslaw verlaufen, wie ihr gesundheitliches Befinden sei und wohin sie sich alsdann zu begeben gedenke.

Fürstin Olga beantwortete seine Fragen und wünschte ihm, der Erlauchten und den Kindern Gesundheit.

Daraufhin dankte der König der Fürstin für ihre Wünsche und lud sie ein, gemeinsam mit ihm und seiner Familie das Essen einzunehmen. Alles war so wie in Konstantinopel, abgesehen davon, daß Peter die Fürstin nicht unnötig warten ließ, sondern im Gegenteil darauf bedacht war, sie recht bald wieder zu verabschieden.

Selbst das Mahl bei König Peter glich dem in Konstantinopel. Dort hatten freilich mehrere hundert Menschen an den Tafeln gesessen, und hier waren es im ganzen zwanzig, dreißig. Während des Essens musterte Fürstin Olga den bulgarischen Monarchen genau. Sein Äußeres, das lange Haar, der Bart, die leise Stimme und die behutsamen Bewegungen erinnerten an einen Priester oder einen Mönch. In jedem Satz ließ er den Namen Christi einfließen und schlug in einem fort das Kreuz.

Seine Frau, die erlauchte Irina, schien das ganze Gegenteil von ihm zu sein. In kostbare Gewänder gehüllt, an Hals und Brust mit Ketten behängt, mit funkelnden Ringen und Armbändern geschmückt, wirkte sie wie ein Schatz, den man hervorgeholt hatte, um ihn vorzuführen. Alle diese Kostbarkeiten lagen wie

eine schwere Last auf ihr, behinderten und beengten sie; Irina saß schwer atmend, aschfahl in ihrem Sessel, als sei sie krank oder zumindest erschöpft.

Dennoch verfolgte sie alles, was am Tisch vor sich ging, mit großem Interesse und ließ sich kein Wort entgehen. Besonders aufmerksam beobachtete sie Fürstin Olga. Sie mischte sich selten in die Unterhaltung ein, warf dem König nur gelegentlich ein, zwei griechische Worte zu.

Das Gespräch bei Tisch schleppte sich träge dahin. Etwas anderes konnte man auch nicht erwarten; hier saßen das Herrscherpaar, der oberste Bojar Sursuwul, drei Töchter des Königs und seine zwei Söhne, einige Verwandte Irinas und des Königs sowie mehrere Bojaren und Statthalter, die sich in Schweigen hüllten. Olga hatte zwei Fürstinnen mitgebracht, drei Kaufleute, drei Gesandte und den Geistlichen Grigori.

Das Essen wurde schweigend beendet. Alle dankten dem König und der Erlauchten und erhoben sich. Im Korridor des Palastes stimmte der Chor ein Gebet an.

Aber Fürstin Olga hätte ihre Reise durch Bulgarien für sinnlos gehalten, wenn ihr kein Gespräch unter vier Augen mit dem König vergönnt gewesen wäre. Als sie sich vom Tisch erhob, trug sie dem König dieses Anliegen vor.

„Wir haben doch, scheint mir, über alles gesprochen", entgegnete Peter unsicher, wobei er sich verstohlen nach Irina umsah.

Aber die Erlauchte war nicht mehr in dem Saal, sie war sogleich hinausgegangen, kaum daß die Tafel aufgehoben war, und ihre Kinder und Verwandten waren ihr eiligst gefolgt. Auch die Bojaren und Statthalter hatten es eilig, den Raum zu verlassen. So kam es, daß nur der König mit dem Bojaren Sursuwul und die Fürstin Olga mit ihren Verwandten, Kaufleuten und Gesandten zurückblieben.

„Nein, König", antwortete Fürstin Olga entschieden, „ich bin nach Preslaw gekommen, um mit dir zu reden, habe aber bis jetzt noch kein Wort von dem gesagt, was mir am Herzen liegt."

„Also sprich!" sagte König Peter widerstrebend und ließ sich in einen Sessel sinken.

„Ihr geht!" befahl die Fürstin ihrem Gefolge.

Jetzt saßen sie sich unter vier Augen gegenüber, der König und die Fürstin; in einiger Entfernung stand nur noch der Bojar Sursuwul.

„König", begann Fürstin Olga. „Ich bin mit großen Hoffnungen hierhergekommen, ebenso wie einstmals die Fürsten Oleg und Igor."

Der Chor verstummte, draußen zog die blaue Dämmerung herauf und stahl sich in das Gemach, in dem der König und die Fürstin saßen, und warf Schatten auf ihre Gesichter.

Als die Fürstin keine Antwort vernahm, fuhr sie fort: „Ich meine, unsere Menschen sind in längst vergangenen Zeiten innig miteinander verbunden gewesen, unsere Vorfahren haben einander geachtet und geliebt, und deshalb haben uns keine Feinde schrecken können..."

„Sie fürchten Bulgarien auch jetzt noch", erklärte Peter stolz, „niemand überfällt Bulgarien, und wir hüten ebenfalls Frieden und Eintracht."

Lächelnd erwiderte Fürstin Olga: „Auch die Rus überfällt niemanden, und auch wir hüten Frieden und Eintracht. Aber die Welt ist heute nicht mehr so wie früher, und sie wird morgen nicht mehr sein wie heute. Ich bin durch viele Länder gereist und sah, daß überall Feindseligkeit herrscht, daß die Rus und Bulgarien keinen guten Frieden mit Byzanz haben."

„Byzanz lebt seit dreißig Jahren mit uns in Frieden, und wir erhalten Tribut von ihm."

Fürstin Olga seufzte. „Ich wollte, daß Bulgarien nicht erst dreißig, sondern dreihundert Jahre mit Byzanz in Frieden lebe, daß aber auch zwischen uns ein dauerhafter Frieden bestünde. Sowohl Bulgarien als auch die Rus wollen Frieden. Und was wird geschehen, wenn jemand Bulgarien oder die Rus überfällt?"

„Ich will keinen Krieg, dreißig Jahre habe ich...", wiederholte der König.

„Wenn nun aber jemand Bulgarien oder die Rus überfällt?" Fürstin Olga stellte ihre Frage erneut.

Der König schwieg, da sagte Fürstin Olga: „Eingedenk der Freundschaft zwischen unseren Vätern bin ich hergekommen, um sie zu bekräftigen und einen Vertrag anzubieten: Wenn Bulgarien überfallen wird, steht ihm die Rus bei, wenn die Rus Opfer eines feindlichen Angriffs wird, rechnen wir mit der Hilfe Bulgariens, unseres Verbündeten und Freundes."

„Bulgarien hat mit niemandem Verträge... Ich will keinen Krieg... Dreißig Jahre lang habe ich nicht gekämpft... Nein, Fürstin, nein..."

„Aber vielleicht kommt König Peter auch einmal zu uns in die Rus!"

„Nein!" rief König Peter, vom Sessel hochfahrend. „Ich bin kein Heerführer, ich bin krank, ich widme mich dem Gebet und reise nirgendwohin."

„Dann leb wohl, König Peter!" Fürstin Olga erhob sich. „Ich gehe. Meine Glieder und mein Herz schmerzen."

Sie verneigte sich vor dem bulgarischen Monarchen und ging mit leisen Schritten in den Flur hinaus, wo ihr Gefolge sie erwartete. Stehend blickte Peter ihr nach. In dem Gemach war es dunkel geworden.

Sursuwul trat aus der Ecke hervor und sagte: „Bulgarien wird es ewig bereuen, daß sein König so mit der Kiewer Fürstin gesprochen hat!"

„Was hast du gesagt?"

„Ich meine: Wenn ein Stein in den Abgrund geworfen worden ist, kann ihn nichts mehr aufhalten. Wehe Bulgarien, König Peter!"

Fürstin Olga lag in ihrem Gemach und konnte nicht einschlafen. Soeben erst hatte der Priester Grigori sie verlassen. Grigori... Sie hatte ihn in der Hoffnung rufen lassen, er werde ihr einiges über Bulgarien mitteilen können, was sie nicht begreifen konnte. Schließlich war er doch seinerzeit aus Bulgarien nach Kiew gekommen und mußte hier noch Bekannte und Freunde haben.

Der Priester hatte lange bei der Fürstin gesessen und ihr gestanden, er erkenne Bulgarien selber nicht wieder. „Hier ist alles anders geworden", sagte er. „Bulgarien ist früher christlich gewesen, jetzt ist es byzantinisch. Sogar der Patriarch Damian hat Preslaw den Rücken gekehrt. Laß uns schleunigst nach Kiew zurückkehren, Fürstin!"

Vor den Fenstern rauschte ein Fluß, aus weiter Ferne war getragener Gesang zu hören, der an die Lieder erinnerte, die man am Dnepr singt. Auf den Mauern der Festung erschollen von Zeit zu Zeit die Rufe der Nachtwachen.

Aber nicht nur diese Geräusche störten Fürstin Olga beim Einschlafen — dumpfe Kränkung bedrückte ihr Herz. Sie dachte: Warum bin ich hierhergefahren, was habe ich gesucht?

Das schwermütige Lied, das kein Ende nehmen wollte, schien auf diese Frage Antwort zu geben: Die Menschen an Donau und Dnepr singen dieselben Lieder, sie verstehen einander ohne Dolmetscher, leben seit Menschengedenken wie Brüder und haben sich in schweren Stunden ihres Lebens beigestanden.

Fürstin Olga erinnerte sich an ihren Mann Igor, der beim Abschied oft gesagt hatte: „Ich gehe Bruder Si-

meon helfen." Er ging, ohne zu wissen, ob er heimkehren würde. Vielleicht war er einmal auch durch Preslaw gekommen, vielleicht hatte er einst in diesem Gemach ausgeruht und dem Gesang aus den Bergen gelauscht...

Das schwermütige Lied verhallte in der Ferne.

Fürstin Olga rief sich Peters Gesicht ins Gedächtnis zurück und fragte sich: Wem ähnelt er nur, an wen erinnert er mich?

Da tauchte vor ihr das Gesicht Kaiser Konstantins auf — das gleiche Lächeln, der gleiche Ausdruck und das gleiche tückische Funkeln in den Augen.

Kein Zweifel, wem der König von Bulgarien ähnlich geworden ist, dachte Olga. Nein, ich bin vergebens hergekommen. Preslaw gleicht in allem Konstantinopel, nur ist es kleiner, viel kleiner.

5

Je weiter sie nach Norden kamen, desto kälter wurde es. Es schneite, der Frost wurde grimmiger, die Straße war verweht. Es war nicht daran zu denken, die Fahrt in den Wagen fortzusetzen. Fürstin Olga befahl, sie gegen Schlitten zu tauschen. Bald stellte sich jedoch heraus, daß auch in Schlitten die verschneiten Weiten nicht zu überwinden waren.

Fürstin Olga und ihr Gefolge stiegen auf Pferde um. Priester Grigori setzte sich in den Sattel, nachdem er sich gen Osten bekreuzigt hatte. Geschickt sprangen die Dienerinnen der Fürstin auf die Rücken der Pferde, für Poljanenmädchen war das nichts Ungewöhnliches. Als letzte schwangen sich die mit Bogen und Lanzen bewaffneten früheren Schiffsbesatzungen aufs Pferd; sie mußten gemeinsam mit der Drushina die Kolonne beschützen.

Der Zug hatte eine beträchtliche Länge: voran die Drushinniki, hinter ihnen die Fürstin mit ihrem Gefolge und zuletzt die Krieger von den Schiffen.

Vor ihnen lag nun noch der schwierigste Teil des Weges durch die weite Ebene, die von der flinken Theiß durchquert wurde, über die Karpaten, durch Wälder, Dickichte und die tscherwenischen Städte. Ein langer Weg durch unwegsame Steppe, Tage und Nächte unter freiem Himmel im Schnee, im Dickicht der Wälder, auf gefrorenem Boden stand ihnen bevor.

Aber die Fürstin fürchtete diesen Weg nicht, an der Theiß und in den Karpaten lebten ihr verbundene Menschen. Der ungarische Herrscher Fürst Takson hatte seinen Bruder Mitlas und seine Tochter zu Olga entsandt und beide mit vielen nützlichen Dingen, einer großen Drushina und zahlreichen Pferden ausgestattet. Mit solch einem Gefolge fürchtete die Fürstin weder den Winter noch feindselige Menschen.

So ging die weite Reise der Fürstin Olga nach Byzanz ihrem Ende entgegen.

Neuntes Kapitel

1

Die Tage wurden immer kürzer, die Fröste immer grimmiger, weithin dehnte sich die weißglitzernde Ebene.

Endlich nahte der Korotschun, der kürzeste Wintertag, an dem der Sonnengott mit den Göttern der Finsternis zusammentraf, sie bekämpfte und besiegte.

Von ganzem Herzen bemühten sich die Menschen, dem guten Gott bei der Rettung der Sonne zu helfen, weil deren Untergang auch ihr Untergang wäre. Also zogen sie in der längsten Winternacht mit Tierfellen bekleidet und mit Waffen ausgerüstet ins verschneite Land hinaus, drohten den bösen Göttern und zündeten Feuer an, um die Herren der Finsternis zu verjagen.

So war es auch auf der Gora. Kaum brach die Nacht herein, da fanden sich vor dem Bild Peruns Männer, Frauen und Kinder ein. Übrigens war es schwierig festzustellen, wer hier ein Mann und wer eine Frau war — in dieser Nacht sollten die Götter der Finsternis nicht wissen, wer ihnen entgegentrat. Deshalb hatten Männer Frauenkleider angezogen, und Frauen trugen Männerkleidung. Es galt, alle bösen, raubgierigen Götter zu erschrecken. Viele hatten die Gesichter mit Masken verhüllt und trugen Pfeifen, Schellen und Tuten bei sich.

Swjatoslaw beteiligte sich nicht daran, Korotschun zu verjagen und den Koljada zu preisen. Als Hausherr mußte er in der Fürstenburg bleiben und die Verehrer Koljadas erwarten. Wenn sie zu singen anfingen, mußte

er auf die Vortreppe hinaustreten, sich die Masken ansehen und Geschenke verteilen.

Es war ein wundervoller Abend. Schon im Lauf des Tages hatte die Beschließerin Maluscha mit den Mägden im Speisesaal alles für ein festliches Abendessen vorbereitet. In einer Ecke des Raumes standen auf Heu Weizenbrei und Honigwasser für die Verstorbenen bereit, die man an diesem festlichen Abend empfing, um gemeinsam mit ihnen zu Abend zu essen.

In der Fürstenburg war es still. Vor den Fenstern klirrte der Frost. Die kleinen bleigefaßten Glasscheiben waren mit silbernem Rauhreif bedeckt. In den Fluren, in den Gemächern, im Speisesaal brannten Kerzen und Öllampen. Wärme verbreitete sich, es duftete nach frischem Heu und würzigen Speisen.

Von draußen wehten die Klänge von Schellen, Hirtenflöten, Tuten und Gesang herein. Swjatoslaw, Svenald, Ulib, Maluscha, die Edelleute und die Gridni traten auf die Vortreppe hinaus, um sich die Tänze um Perun anzusehen.

Hoch am Himmel funkelten die Sterne in kaltem Licht, überall türmten sich Schneewehen, aber niemandem war kalt, alle betrachteten begeistert die Menge, die sich um das Feuer drehte, lauschten ihren Rufen und Liedern. Eine Kiefer ging für Perun in Flammen auf, ein Feuerrad raste durch die Dunkelheit, um Korotschun umzustoßen.

Jetzt kamen die Leute mit Fackeln in den Händen auf die Vortreppe zu und sangen:

Guten Abend dir, ruhmreicher Fürst!
Guten Abend, schönen Abend,
guten Menschen all zum Wohl...

„Bringt die Geschenke!" befahl Swjatoslaw.

Aber was hatte das zu bedeuten? Plötzlich blieben alle stehen, und der Gesang brach ab.

Vom Stadttor, vom Podol her näherten sich eine lange Reiterkolonne, mehrere große Schlitten sowie eine berittene Abteilung. An der Vortreppe machte die Kolonne halt, die Reiter sprangen von den Pferden, und aus den Schlitten stiegen Reisende.

„Fürstin Olga!" Svenald, Ulib und die Edelleute eilten die Treppe hinunter.

Ja, sie war es, Fürstin Olga, gerade zu dem Festabend kehrte sie von der weiten Reise nach Kiew zurück.

Swjatoslaw trat vor und umarmte seine Mutter. Ihr Gesicht war kalt und frostklamm.

„Ich gratuliere zum Heiligabend!" rief die Fürstin, an alle gewandt.

„Ein langes Leben, dir, Fürstin!" Alle verneigten sich tief. Einige drängten sich vor und zeigten ihre unheimlichen Masken; trunken von der Bewirtung durch die Bojaren, tanzten, schrien und sangen sie, während sie von der Vortreppe mit freundlichen Gaben, mit Piroggen, Nüssen und süßen Fladen überschüttet wurden.

2

So trat ein, wovor sich Maluscha gefürchtet hatte.

Nachdem Olga die Fürstenburg betreten hatte, befahl sie, die Reisenden zu beköstigen. Zum Glück brauchte Maluscha über das Abendessen nicht lange nachzudenken, sie hatte für den festlichen Abend alles reichlich vorbereitet.

Fürstin Olga kam übrigens nicht allein, in ihrer Begleitung befanden sich Fremdlinge, darunter auch ein junges Mädchen.

Die fürstliche Familie sowie Svenald, einige Wojewoden und Bojaren traten in den Speisesaal. An der Schwelle wurden sie von Maluscha und dem Gesinde

begrüßt. Für diesen Abend war ihnen gestattet, hier zu stehen.

Jetzt sah Maluscha, wie bleich, müde und erschöpft die Fürstin war. Rechts von ihr ging Swjatoslaw; er schien so wie immer und doch ein wenig verändert zu sein. Maluscha sah in seinen Augen Unruhe flackern. Links von der Fürstin ging Ulib, er strahlte geradezu. Ihnen folgten Igors Neffen, die Bojaren und der Priester Grigori.

Obwohl alle im Speisesaal versammelt waren, setzten sie sich nicht an den Tisch, sondern blieben schweigend stehen, als warteten sie auf jemand.

Plötzlich hallten im Flur Schritte und Stimmen, und im Speisesaal erschienen noch einige Bojaren, die mit der Fürstin übers Meer gereist waren, samt ihren festlich gekleideten Frauen. Ihnen folgten mehrere fremde Männer und jenes Mädchen, das schwarzhaarig, sehr blaß und außergewöhnlich schön war und ein dunkles Gewand sowie im Haar ein goldenes Diadem trug.

Fürstin Olga lächelte das Mädchen liebevoll an, nahm es bei der Hand, führte es zu Swjatoslaw, Ulib und Svenald. Dann bat sie alle zu Tisch und gab Maluscha ein Zeichen, daß das Abendessen aufgetragen werden sollte.

Maluscha fiel es nicht leicht, die vielen Gäste zu bewirten. Speisesaal, Küche, Feuer, die großen Krüge und die Becher flimmerten vor ihren Augen, ihre Arme starben ab, und die Beine versagten den Dienst. Sie arbeitete so eifrig sie konnte, damit bloß alles ausreichend aufgetischt, alles heiß und schmackhaft war.

Zwischendurch sah sie immer wieder zu Fürstin Olga hinüber, neben der Swjatoslaw und das dunkeläugige Mädchen mit dem goldenen Diadem im Haar saßen. Maluscha entging nicht, wie dieses Mädchen Swjatoslaw ansah und wie lebhaft sich alle miteinander unterhielten. Bei ihnen stand ständig ein fremder Mann,

der bald einige russische Worte mit der Fürstin, bald einige fremde mit dem Mädchen wechselte.

Als Maluscha die Gerichte auftrug, versuchte sie vergeblich, etwas zu verstehen — vorm Fenster sangen immer noch die maskierten Koljada-Verehrer, im Speisesaal brodelten die Stimmen, wurden Becher und Pokale zum Klingen gebracht. Sie schnappte lediglich auf, daß dieses Mädchen eine Fürstentochter war und Ildiko hieß, daß Kiew ihr gut gefiel und sie an ihr Vaterland erinnerte.

„Beschließerin! Der Wein geht zur Neige. Bring uns griechischen! ... Aus Chersones! ... Met ... Kwaß!" wurde am Tisch gerufen.

Sie lief in die Küche, holte schmalhalsige Krüge mit Wein aus Chersones, füllte Met und Kwaß in die Becher.

Nebenbei lauschte sie wieder und hörte, wie der Dolmetscher sagte: „Man hat der Fürstentochter Ildiko viel vom Russenland erzählt. Ihr gefällt es hier. Sie hat schon einen Teil dieses Landes zu sehen bekommen..."

Da rief Ulib Maluscha zu: „Beschließerin, Wein!"

„Welchen?"

„Den besten! Welchen magst du denn am liebsten?"

Maluscha sah ihn an, er war betrunken oder machte sich über sie lustig. Sie schenkte ihm griechischen Wein ein.

Die drei unterhielten sich weiter: „Fürstin Olga hat der Fürstentochter Ildiko viel vom jungen Fürsten Swjatoslaw erzählt. Die Fürstentochter weiß, daß Swjatoslaw schon so manchen Bären erlegt hat. Er sieht so aus, wie sie ihn sich vorgestellt hatte."

In diesem Augenblick begann Maluschas Hand zu zittern, so daß der griechische Wein wie Blut auf das weiße Tischtuch tropfte.

„Oh, ihr Götter!" stieß Maluscha hervor; sie meinte, der Fußboden unter ihr käme ins Schwanken.

3

Nachdem das Abendessen beendet war und alle angeregt und redselig den Speisesaal verließen, rief Fürstin Olga die Beschließerin zu sich und sagte: „Prinzessin Predslawa, wie wir sie nennen, hat sehr gefroren und ist von der Reise erschöpft. Geh zu ihr und sei ihr behilflich!"

In der Fürstenburg wurde es still, alle hatten sich zurückgezogen. Fürstin Olga hatte der jungen Fürstin das Zimmer neben dem ihren zugewiesen. Als Maluscha, einen Eimer mit warmem Wasser und einen hölzernen Waschtrog in den Händen, die Treppe hinaufstieg, sah sie Praxeda aus dem Schlafgemach der Fürstin schlüpfen. Als sie Maluscha erblickte, zögerte sie einen Augenblick, dann ging sie an der Beschließerin vorüber und die Treppe hinunter.

Die junge Fürstin war allein in ihrem Gemach, sie saß in einem Sessel und blickte zum Fenster hinaus auf den mit großen Sternen besäten Himmel. Als die Tür knarrte, drehte sich die schöne Fremde um und lächelte Maluscha freundlich an.

Die junge Fürstin begriff, warum dieses Mädchen zu ihr kam, sie äußerte ihre Wünsche in einer Maluschas Ohren unverständlichen, aber wohlklingenden Sprache.

Maluscha bereitete die Lagerstatt für Predslawa, zog ihr die Schuhe aus, goß Wasser in den Waschtrog und gab durch Zeichen zu verstehen, daß sie ihr die Füße waschen wolle. Gehorsam stellte der Gast die Füße in den Trog; sie waren sehr klein und sichtlich keinen großen Belastungen ausgesetzt.

Überhaupt hatte Predslawa eine zierliche Figur, schmale Hüften, eine weiße Haut und an den Beinen Muttermale.

Damit haben die Götter sie gekennzeichnet, dachte

Maluscha, sie wird glücklich sein. Ich habe kein einziges Muttermal.

Emsig war sie der schönen Fremden behilflich, wusch ihr die Füße, nahm sich jeden Zeh einzeln vor und überlegte, was die ungarische Fürstin nach Kiew geführt haben mochte und was Fürstin Olga mit ihr vorhatte.

Dabei fiel ihr auch ein, daß Swjatoslaw vielleicht gerade durch den Flur in ihre Kammer schlich, die Klinke drückte, die Tür aber nicht öffnen konnte, weil Maluscha sie abgeschlossen hatte, als sie am Morgen zur Küche geeilt war.

Aber nein, beruhigte sie sich, die Fürstin ist noch nicht zur Ruhe gegangen, die Gäste, Ulib und alle Adeligen ebenfalls nicht. Heute nacht wird Swjatoslaw nicht zu mir kommen. Dabei fühlte sie sich plötzlich so unglücklich, daß ihr Tränen aus den Augen schossen und in den Trog tropften.

Predslawa freute sich sehr, daß sie in dieser Stadt so gastfreundlich aufgenommen worden war; die Sitte der Russen, Gästen die Füße zu waschen, tat ihr wohl, und das Mädchen, das vor ihr kniete, gefiel ihr auch.

Um ihre Gefühle zum Ausdruck zu bringen, beugte sie sich vor und legte Maluscha die Hand auf den Kopf.

Maluscha verstand diese Geste nicht gleich. War das Wasser zu kalt? Hat die Fremde einen anderen Wunsch?

Aber nein. Als Maluscha dem Blick Predslawas begegnete, wurde ihr klar, daß dies eine Geste des Glücks gewesen war.

Wo aber blieb das Glück der Maluscha?

Swjatoslaw begriff, daß seine Mutter nicht ohne Absicht die ungarischen Abgesandten in die Gora mitgebracht hatte. Er spürte ein Gewitter aufziehen und ahnte, daß sich eine Aussprache mit der Fürstin nicht vermeiden lassen würde. Er hatte nur nicht gewußt, daß sie unmittelbar bevorstand.

Während Maluscha der jungen Ungarin die Füße wusch, rief Fürstin Olga ihn in ihr Gemach. Sie schloß hinter ihm die Tür ab, dann trat sie in eine Ecke zurück und musterte ihren Sohn von Kopf bis Fuß.

„Wie hast du hier gelebt, was hast du unternommen, mein Sohn?" fragte sie.

Swjatoslaw beruhigte es, daß die Aussprache in einem so freundlichen Ton begann, und er antwortete ebenso freundlich: „Ich habe deinen Auftrag erfüllt, habe Recht gesprochen und Gericht gehalten. Dabei haben mir Svenald, die Wojewoden und die Bojaren zur Seite gestanden. Sie sind sehr gescheit, Mutter, kennen das Gesetz und die alten Sitten. Im übrigen war der Sommer gut, ich bin mit meiner Drushina am anderen Dneprufer weit ins Land geritten, habe in den Wäldern gejagt und auch Rodnja aufgesucht."

Sein gebräuntes Gesicht mit dem sonnengebleichten Haar, die muskulösen Arme, die kräftigen Beine, sein ganzes Äußeres zeugte davon, daß er wirklich viel unter freiem Himmel gewesen war. Die Fürstin betrachtete ihn mit Wohlgefallen und dachte daran, wie sich wohl sein Vater Igor freuen würde, könnte er Swjatoslaw jetzt sehen.

„Ich habe davon gehört", sagte die Fürstin, „wie du in meiner Abwesenheit Recht gesprochen und Gericht gehalten hast, und ich weiß, daß du im Sattel weit im Land herumgekommen bist. Wie ein Stich ist mir die Nachricht durchs Herz gefahren, daß du verwundet

warst. Doch wie ich sehe, bist du wieder gesund und kräftig. Das hat auch sein Gutes, mein Sohn. Jetzt weißt du, wie scharf ein Petschenegenschwert ist. Auch von Asmus habe ich gehört. In ihm haben wir einen guten Menschen verloren, wir wollen ihm ewiges Gedenken bewahren." Nach einer Pause fuhr sie fort: „Und womit hast du dich in diesem Sommer außerdem beschäftigt?"

Swjatoslaw sah seine Mutter an. Er erkannte, daß diese Frage wie ein Pfeil abgeschossen war, und versuchte, sie abzuweisen.

„Außerdem habe ich mir große Sorgen um dich gemacht, Mutter. Wie war deine Reise? Erzähl!"

Olga sah ein, daß der Sohn ihren ersten Versuch abgewehrt hatte, und antwortete: „Ich bin in ein fernes Land gereist und habe so viel gesehen, daß man wahrscheinlich gar nicht alles erzählen kann. Wie du weißt, bin ich mit großen Erwartungen aufgebrochen, aber diese Erwartungen haben sich nicht erfüllt. Heuchlerisch und raffgierig sind die Rhomäer, sie treiben ein doppeltes Spiel mit uns, den Chasaren, Bulgaren und allen Völkern..."

„Also muß man gegen sie zu Felde ziehen", warf Swjatoslaw ein.

„Und wer wird das Heer in die Schlacht führen?" fragte die Fürstin.

„Ich werde es führen!" stieß er hitzig hervor.

Sie umfing ihn mit einem warmherzigen, mütterlichen Blick.

„Mag sein, daß du eines Tages die Rus gegen Byzanz führen wirst. Aber einstweilen sitze ich noch auf dem Thron; ich weiß, was für ein schweres Leben die Menschen bei uns haben. Ich bin zu den Rhomäern aufgebrochen, um sie an unseren Frieden zu erinnern und um ihnen zu sagen, daß wir auch weiterhin in Eintracht miteinander leben wollen. Muß man sich denn

gleich herumschlagen, wenn jemand raubgierig, rachsüchtig und von Haß beseelt ist? Warum kann man mit ihm nicht in Güte reden? Der Khan der Chasaren hat sich mit den Rhomäern ausgesöhnt und eine Kaisertochter zur Frau genommen."

„Meinetwegen mag der Chasarenkhan seine Kaisertochter küssen", entgegnete Swjatoslaw aufbrausend, „aber für Kiewer Fürsten taugt so eine als Gemahlin nicht."

Bekümmert schüttelte Fürstin Olga den Kopf. „Das ist unüberlegt, Swjatoslaw. Eine Verbindung mit dem Kaiser der Rhomäer, der fünf Töchter hat, würde für den Kiewer Thron sehr vorteilhaft sein, und ich gestehe dir, ich habe mit dem Kaiser Konstantin darüber gesprochen."

Swjatoslaw sah sie mit weitaufgerissenen Augen an.

„Er trägt jedoch Dünkel im Herzen", setzte sie rasch hinzu, „sie halten uns für Heiden und Wilde. Deshalb hat Konstantin geantwortet, der christliche Glaube verbiete es, sich mit uns zu verbinden."

Da entrang sich Swjatoslaws Brust so etwas wie ein Jauchzer. „Den Göttern sei Dank", rief er, „daß ich bislang kein Christ bin!"

Die Mutter fuhr fort: „Ich habe ein Mädchen gefunden, das nicht weniger schön ist als Kaiser Konstantins Töchter... Du hast sie gesehen — die ungarische Fürstentochter."

„Und was weiter?"

„Zwischen uns und den Ungarn besteht seit langem Frieden. Wenn wir ihn durch eine Eheschließung festigen, stärken wir damit unsere Kräfte..."

„Das heißt", würgte Swjatoslaw heiser hervor, „du hast mir meine Ehefrau mitgebracht?"

„Ja, Ildiko-Predslawa soll deine Frau werden."

„Nein", er faßte sich an den Kopf, „das wird nie geschehen, das kann nicht sein, Mutter."

Sie trat dicht vor ihn hin und legte ihm die Hand aufs Haar.

„Swjatoslaw, du hast vergessen, daß ich deine Mutter bin", sagte sie, „und als deine Mutter muß ich mich jetzt um deine Zukunft kümmern."

„Ich weiß", erwiderte er, „du bist die Fürstin und willst mir eine gute, würdige Frau aussuchen. Aber ich kann die ungarische Fürstentochter nicht zum Weibe nehmen, weil ich eine andere liebe, die weder königlichen noch fürstlichen Geblütes ist."

„Ich weiß", sagte Fürstin Olga.

„Was weißt du?"

„Alles weiß ich", antwortete die Fürstin leise. „Von dir und Maluscha und daß sie ein Kind erwartet."

„Woher weißt du das? Wer hat dir das gesagt, Mutter?"

„Ist das nicht gleichgültig? Außerdem habe ich selber Augen im Kopf."

Swjatoslaw blickte seine Mutter unverwandt an und wartete, was sie noch sagen würde. Aber sie schwieg.

„Warum hast du das getan, mein Sohn?" fragte sie schließlich.

Gar nicht mehr trotzig, sondern mit einem Gefühl, das vom Grunde seines Herzens kam, erwiderte Swjatoslaw: „Weil mir Maluscha ebenso lieb und teuer ist wie Sonne und Erde, wie du, Mutter... Weil ich sie liebe."

Die Fürstin fühlte, daß der Sohn ihr die Wahrheit sagte, daß er Maluscha liebte, wie man nur einmal im Leben liebt. Aber sie mußte entgegnen: „Glaubst du etwa, ich hätte kein Herz? Glaubst du etwa, ich liebte dich nicht? Nichtsdestoweniger muß ich dir sagen, daß ich müde bin, ich werde alt und schon bald das Zeitliche segnen. Wer wird dann den Kiewer Thron besteigen?"

„Mutter, sprich nicht davon!"

„Nein", entgegnete sie, „ich habe die Pflicht, darüber zu reden, ich muß... Wir leben in einer Zeit voller Gefahren, mein Sohn. Unsagbar schwer war es für die russischen Menschen, gegen die Feinde zu kämpfen, die mehr als einmal über uns hergefallen sind, uns zu vernichten und auszurotten trachteten. Wieviel Blut mußte in den Dnepr und in das Russische Meer fließen, wieviel Menschen mußten sterben, damit wir leben. Aber so eine Zeit wie jetzt haben wir noch nie gehabt. Ich war in Byzanz, bei den Bulgaren und bei den Ungarn und weiß nun, daß Rußland große Gefahr droht. Gen Sonnenaufgang lauern die Chasaren, am Russischen Meer die Rhomäer; auf das bulgarische Land dürfen wir kaum noch rechnen, König Peter hat es den Rhomäern verkauft, und Byzanz wird früher oder später gegen uns zu Felde ziehen. Wer wird dann die Rus führen? Warum schweigst du, mein Sohn? Soeben hast du noch erklärt, du wärest dazu imstande..."

„Ja, das habe ich. Aber um die Rus gegen Byzanz zu führen, muß man der Fürst sein." Swjatoslaw verfiel in Schweigen.

„Denkst du etwa, du wirst Fürst, wenn du Maluscha nimmst? Weißt du, was die Gora dazu sagen wird?"

„Was hat sich die Gora um mich und Maluscha zu kümmern?" rief Swjatoslaw.

Fürstin Olga schüttelte den Kopf.

„Ach, mein Sohn", sagte sie seufzend. „Du kennst die Gora noch nicht, hast noch nicht begriffen, wo du lebst. Über die russischen Lande herrscht der Kiewer Fürst, aber seine Stützen sind die Bojaren und Wojewoden der Gora und alle Fürsten der einzelnen Länder. Ich habe es nicht leicht mit meinem Volk, aber noch schwerer habe ich es mit der Gora. Sie heucheln, sind gerissen und unersättlich, mein Sohn, ich weiß schon nicht mehr, wie ich sie zufriedenstellen soll", fügte die Fürstin voller Bitterkeit hinzu.

Sie verstummte für einen Augenblick, weil ihr das Sprechen merklich schwerfiel, dann fuhr sie fort: „Was denkst du, warum dein Vater den Tod gefunden hat? Fürst Igor hatte von den Drewljanen den fälligen Tribut erhalten, aber die Gora und die Drushina haben ihn gezwungen, wegen einer zweiten Abgabe dorthin zu ziehen; er hat sich gefügt und dafür mit dem Leben bezahlt. Ich habe mich an den Drewljanen gerächt, denn Blut muß man mit Blut bezahlen. Jedoch dann habe ich eingesehen, wenn ich weiterhin Tribut nehme, werden sich die einzelnen Lande gegen uns erheben. Da habe ich also den Tribut verboten und die Steuern eingeführt. Das bedeutete für die Menschen eine Erleichterung. Aber was meinst du, was sich hier in der Gora abspielte! Ein einziges empörtes Gejammer! In Anbetracht dessen habe ich den Bojaren, Wojewoden und Fürsten Ländereien zugesprochen."

„Wem dienen die Kiewer Fürsten also letztlich? Ihrem Volk oder den Wojewoden und Bojaren?" entfuhr es Swjatoslaw.

Fürstin Olga sah ihren Sohn an, der ungewöhnlich erregt, mit rotflammenden Wangen vor ihr stand. Ja, Swjatoslaw war erwachsen geworden, ein Mann, und deshalb mußte sie ihm die volle Wahrheit sagen, wie bitter sie auch sein mochte.

„Du hast recht", antwortete die Fürstin, „das russische Land wird vom Fürsten regiert, aber von den Bojaren, den Wojewoden und der Drushina beherrscht. Und sie alle würden darüber befinden, daß Maluscha nicht die Gemahlin des Großfürsten werden kann..."

„Ich werde sie nicht nach ihrer Meinung fragen..."

„Sie werden dich zur Rede stellen, und es wird von großem Übel sein, wenn du ihnen nichts zu antworten weißt. Sie würden damit einverstanden sein, wenn du eine Tochter des Kaisers nähmest, sie würden schweigen, wenn es die Tochter des Chasarenkhans wäre, und

sie werden Predslawa gutheißen, weil sie eine ungarische Fürstentochter ist. Aber Maluscha werden sie nicht billigen." Nach kurzem Schweigen schloß sie: „Ich werde handeln, wie sie es wünschen."

„Das wirst du nicht tun, Mutter!" rief er.

Schweigend trat sie vor ihn hin, legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte: „Hör zu, Swjatoslaw! Hör gut zu und merke es dir! Nicht jedem ist es beschieden, Großfürst zu sein. Es ist nicht leicht, die Krone zu tragen, mein Sohn; damit du es weißt, sie ist mitunter eine Last. Was soll also geschehen? Die Fürstin oder die Magd? Sprich!"

„Mutter!" antwortete er. „Ich will das Beste für mein Volk, ich liebe mein Heimatland, ich lebe nur für sie. Soll also mit der Fürstin wie auch mit der Magd geschehen, was zu geschehen hat."

„Gut, daß du dieses Wort gesprochen hast. Ich danke dir, Swjatoslaw. Mach dir keine Sorgen, ich werde alles tun, damit es Maluscha gut hat. Über die Fürstin reden wir später. Geh, mein Sohn!"

Er stand im Zimmer, blickte lange seine Mutter an und wußte zum erstenmal im Leben nicht, ob sie gut oder schlecht handelte, recht oder unrecht tat.

„Geh, mein Sohn", sagte die Fürstin noch einmal, „ich bin müde von der Reise."

Er verließ das Gemach.

Auf dem Flur erblickte er seinen Bruder Ulib, der dort an die Wand gepreßt stand. Swjatoslaw blieb vor ihm stehen und fragte aufgebracht: „Warum stehst du hier?"

„Warum sollte ich nicht hier stehen?" entgegnete Ulib dreist.

„Du kannst stehen, wo du willst", sagte Swjatoslaw, „aber laß dir ja nicht einfallen zu horchen, hörst du, Ulib?"

„Ich habe nicht gehorcht."

„Du lügst", widersprach ihm Swjatoslaw, „und wer lügt, ist mein Feind. Wärest du nicht mein Bruder, würde ich dich töten."

Fürst Swjatoslaw wandte sich ab und ging zu seinem Gemach.

Ohne sich von der Stelle zu rühren, blickte Ulib ihm nach, dann lachte er und verschwand hinter der Tür.

5

Maluscha betrat das Gemach der Fürstin so leise sie nur konnte. An der Schwelle blieb sie stehen, trat noch einen Schritt vor und warf sich auf die Knie.

Einen Augenblick lang erinnerte sich die Fürstin, wie sie dieses Mädchen einst im Speisesaal erblickt hatte, das zu scheu war, ihr in die Augen zu sehen; sie erinnerte sich, wie Maluscha anfangs der alten Jaryna und dann ihr, Olga, zur Hand gegangen war und wie sie schließlich in die Fürstenburg als Beschließerin eingezogen war.

Nun lag das Mädchen vor ihr auf den Knien, und ihre Schultern zuckten von heftigem Schluchzen.

„Steh auf!" gebot die Fürstin streng.

Das Mädchen hob den Kopf, und die Fürstin sah, wie erschöpft und hilfsbedürftig sie war und wie erstaunlich schön. Ihre straffen Brüste hoben und senkten sich, ihr Gesicht war gerötet, die Tränen in ihren Wimpern glitzerten wie Edelsteine.

„Steh schon auf, Maluscha!" wiederholte die Fürstin.

Maluscha erhob sich. In ihren Augen glomm ein winziger Hoffnungsschimmer.

„Was hast du angerichtet?" fragte die Fürstin in scharfem Ton. „Ich habe dich aufgenommen, habe dir Vertrauen geschenkt und dich zu meiner Beschließerin

gemacht. Und du dankst es mir, indem du meinen Sohn verführst!"

Voller Verzweiflung preßte Maluscha beide Hände an den Kopf, sie zitterte vor Schluchzen am ganzen Leibe, aber sie sah der Fürstin gerade in die Augen und erwiderte: „Nein, Fürstin, nein! Nie und nimmer habe ich deinen Sohn Swjatoslaw verführt, mich trifft keine Schuld, Mütterchen Fürstin. Ich bin gemeinsam mit den anderen zum Kupalofest an den Dnepr gegangen, Kupalo hat mich von den Feuern weg ans dunkle Ufer geführt, und dort traf ich Fürst Swjatoslaw. Der Fürst ist unschuldig, Kupalo hat auch ihn verführt. Ich liebe den Fürsten, obwohl ich weiß, daß es nicht sein darf. Was soll ich tun?"

„Ich liebe...", wiederholte Olga leise seufzend. „Aber schwanger bist du auch noch..."

„Ich weiß nicht, was mit mir ist, Mütterchen Fürstin, mir ist so beklommen zumute, ich finde einfach keine Ruhe. Die Götter haben mich gestraft, ich habe keine Kraft, ich kann nicht mehr."

Maluscha verstummte, da sie bemerkte, daß die Fürstin den Blick abwandte und durch das Fenster in die nächtliche Dunkelheit schaute.

„Du hast eine große Sünde begangen, Maluscha", fuhr die Fürstin fort, „und eine große Strafe verdient. Du bist eine Magd, Swjatoslaw ist der Sohn eines Fürsten, morgen wird er selber ein Fürst sein, das Oberhaupt unseres ganzen Landes, der Beschützer der Menschen. Die ganze Welt blickt auf ihn, du aber hast gewagt, dich neben ihn zu stellen. Begreifst du, was du angerichtet hast?"

Maluscha antwortete: „Ich begreife es, Fürstin. Ich habe mich niemals erdreistet, neben dem Fürsten zu stehen, ich ahnte ja nicht, wie alles wird. An allem hat Kupalo schuld. Jetzt ist mir nur eins geblieben — zum Dnepr, ins Wasser..."

„Nein", erklärte Fürstin Olga. „Wenn du zum Dnepr gehst, wird die Sünde noch größer, denn du tötest nicht nur dich, sondern auch das Fürstenkind."

„Dann kehre ich zum Vater nach Ljubetsch zurück, Fürstin."

„Nein", widersprach Olga, „du kannst unmöglich nach Ljubetsch gehen. Womöglich jagt dich der eigene Vater wegen Unzucht aus der Hütte."

Maluscha schwieg.

„Damals", sagte die Fürstin, „habe ich dich an den Hof genommen, Maluscha, und zu meiner Beschließerin gemacht. Du hast gut gearbeitet, du standest in meiner Gunst."

Ein Hoffnungsschimmer leuchtete in Maluschas Augen auf.

„Daß du ehrlich und gut gearbeitet hast, vergesse ich dir nicht, dafür will ich dich belohnen."

Maluscha kannte diese Worte, auf der Gora wurde ständig von fürstlichen Belohnungen gesprochen. Ihr Herz schmerzte, und sie wollte jetzt keine Belohnung, sondern das Mitgefühl der Fürstin.

„Ich gebe dir das Dorf Budutin an der Ros. Du wirst dort Herrin sein. Hier ist die besiegelte Urkunde." Die Fürstin nahm die Schenkungsurkunde vom Tisch, die der Schreiber Perenog ausgefertigt hatte.

Da begriff Maluscha alles: Fürstin Olga verzieh ihr nicht, sondern wollte sie sowohl für den Dienst in der Fürstenburg als auch für die Liebe zu Swjatoslaw und für das Kind, das sie gebären sollte, bezahlen.

Bitterer Schmerz preßte Maluschas Brust zusammen; am liebsten hätte sie aufgeschrien. Es war nicht nur der Schmerz, es war die Beleidigung des Heiligsten, das sie in ihrem Herzen trug. Verstand die Fürstin denn nicht, daß man Maluscha alles, Gesundheit, Kraft, selbst das Leben nehmen konnte, aber nicht ihre Würde?

Schließlich sagte Maluscha: „Ein Dorf für mich? Ich habe nicht um Belohnung gebeten, ich nehme Budutin nicht, ich nehme es nicht..."

Ihre Tränen waren versiegt. An ihren blitzenden Augen, an den geballten Händen erkannte Fürstin Olga, daß in diesem gedemütigten Mädchen etwas erwacht war.

„So eine bist du also!" brauste sie auf. „Andere bitten mich auf Knien um Belohnungen, und du lehnst sie ab. Aber gut, soll es werden, wie du willst. Du wirst in Budutin leben, aber du bleibst nach wie vor eine Magd, eine Dienerin, hörst du?"

„Ich höre", antwortete Maluscha ruhig.

Immer noch aufgebracht fuhr die Fürstin fort: „Du mußt daran denken, daß du eine Magd bist, aber unter dem Herzen trägst du ein Fürstenkind. Ich werde dich von einem Griden begleiten lassen, er wird nicht dich behüten, sondern das Kind. Wenn es geboren ist, wird er es mich wissen lassen. Du gebäre und stille. Hörst du?"

„Ich höre."

Fürstin Olga trat einen Schritt vor und wollte anscheinend noch etwas sagen, aber sie winkte nur ab: „Geh!"

Maluscha streifte mit der Hand die Schlüssel, die an ihrem Gürtel hingen, und sie fragte hilflos: „Aber wer wird morgen für das Essen sorgen, Fürstin?"

Die Fürstin zuckte zusammen, ihr schien das eine unverschämte Herausforderung der stolzen Maluscha zu sein: Sollte es dem Mädchen in dieser schrecklichen Stunde denn nicht ganz gleichgültig sein, wer ihre Nachfolgerin war? Sie hätte Maluscha sagen können, daß sie schon eine neue Beschließerin gefunden hatte, Praxeda, die ihr auch von der Nacht Kupalos und allen übrigen Nächten erzählt hatte, in denen Swja-

toslaw bei Maluscha weilte. Aber die Fürstin gebot lediglich: „Leg die Schlüssel auf die Bank!"

Maluscha verneigte sich und ging hinaus. Die Fürstin blickte noch lange auf die Tür, die sich hinter der Beschließerin geschlossen hatte.

6

Es war noch stockdunkle Nacht, als ein Diener aus der Fürstenburg Dobrynja weckte und ihm befahl, zur Fürstin zu kommen. Dobrynja erschrak. Vielleicht waren irgendwelche schlechten Nachrichten eingetroffen, und man mußte mitten in der Nacht ausrücken? Er kleidete sich an, nahm den Kittel, befestigte das Schwert am Gürtel, stülpte den Helm auf.

Fürstin Olga erwartete Dobrynja in der Diele der Fürstenburg. Neben ihr stand der Wojewode Svenald und sprach leise mit ihr. Aber kaum erschien Dobrynja, verstummte Svenald und ging hinaus.

„Folge mir, Dobrynja!" sagte die Fürstin.

Dobrynja war bemüht, so leise wie möglich zu gehen. Plötzlich befand er sich in einem der Gemächer der Fürstenburg. In einer Ecke brannte, von Steinen eingefaßt, ein Feuer. Mitten im Raum standen ein mit rotem Samt bedeckter Tisch, zwei geschnitzte Lehnstühle und an den Wänden Bänke.

Die Fürstin nahm auf einem Stuhl Platz und wandte ihr bleiches Gesicht mit den dunklen Augen Dobrynja zu.

„Ich habe heute nicht irgend jemanden gerufen, sondern dich, Dobrynja", begann die Fürstin mit spannungsgeladener Stimme. „Über alles, was du hörst, mußt du schweigen, und was ich dir befehle, mußt du ausführen! Das ist mein fürstlicher Wille. Schwöre bei Perun..."

„Ich schwöre bei Perun und Dashd-Bog, bei Wolos und Chors..."

„Genug." Die Fürstin lächelte kaum sichtbar. „Also höre! Weißt du, was mit Maluscha, deiner Schwester und meiner Beschließerin, geschehen ist?"

„Nein, Fürstin. Hat sie sich etwas zuschulden kommen lassen?"

„Weißt du es wirklich nicht?" Fürstin Olga lachte spöttisch auf. „Du weißt nicht, daß Maluscha schwanger ist?"

Dobrynja zuckte zusammen, als ob sich ihm ein Schwert in die Brust bohrte. Deshalb war ihm Maluscha immer ausgewichen! Sie tat ihm unsagbar leid. Er liebte sie, hatte sich gefreut, daß nicht nur er der Fürstin diente, sondern auch sie als Beschließerin in der Fürstenburg gebraucht wurde.

„Maluscha ist schwanger? Mütterchen Fürstin! Seit wann denn? Von wem? Ich habe sie doch immer gesehen... Ich werde sie selbst... Bestrafen werde ich sie..."

„Überstürze nichts, Dobrynja", ermahnte ihn Fürstin Olga. „Ich habe Maluscha, meine Magd, deine Schwester, an meinen Hof genommen, habe sie bevorzugt, aber sie hat es gewagt... Sie ist vom Fürsten Swjatoslaw schwanger..."

„Mütterchen Fürstin!"

„Schrei nicht so", herrschte ihn die Fürstin an. „Es ist spät, und alle schlafen."

Dobrynja stand an der Schwelle des fürstlichen Gemaches, die Gedanken schwirrten nur so durch seinen Kopf. Deshalb also wollte Fürst Swjatoslaw nie mehr im Freien übernachten, sondern in die Stadt zurückkehren. Wie auf Flügeln ritt er dahin. Und was beabsichtigte Fürstin Olga zu tun? Warum hatte sie Dobrynja mitten in der Nacht gerufen? Dachte sie etwa daran, Maluscha zu bestrafen? Die Hand ans Herz gedrückt,

stand Dobrynja vor der Fürstin und wartete auf ihre Worte.

„Die Magd Maluscha verdient eigentlich eine strenge Strafe", erklärte Fürstin Olga, als habe sie seine Gedanken erraten. „Aber mir liegt nichts daran, sie zu bestrafen — ein Vergehen, was ist denn dabei? Ich könnte sie aus der Stadt jagen — soll sie gehen, wohin sie will. Aber sie wird ein Kind vom Fürsten haben. Was würden sie hier auf der Gora sagen, wenn sie von der Liebe meines Sohnes erführen und von dem Kind? Sie würden sie doch zugrunde richten!" Die Fürstin redete mit Dobrynja wie mit einem Verbündeten. „Maluscha kann unmöglich auf der Gora bleiben. Ich habe mit ihr vereinbart, daß sie in mein Dorf Budutin fährt und dort leben wird. Dort soll sie auch das Kind zur Welt bringen. Das ist die beste Lösung."

„Danke, Fürstin, danke", flüsterte Dobrynja, der fühlte, daß eine schreckliche Gefahr von Maluscha ferngehalten wurde.

„Aber auch dort kann sie nicht allein sein", fuhr die Fürstin fort. „Man könnte sie ausfindig machen, und sie und das Kind wären wieder in Gefahr. Man muß sie beschützen. Bist du bereit, Dobrynja, Maluscha nach Budutin zu begleiten? Dort braucht man meine Gridni, und für eine Magd findet sich überall Platz. Aber sobald das Kind geboren ist, kommst du nach Kiew und berichtest mir!"

„Gut", antwortete Dobrynja. „Ich tue alles, was du anordnest."

„Dann geh und mach dich fertig", befahl die Fürstin. „Dem Wojewoden Svenald habe ich gesagt, daß du in meinem Auftrag fährst. Der Schlitten steht bereit. Geh, Dobrynja."

Dobrynja verneigte sich schweigend vor der Fürstin und verließ leise das Gemach. Als er auf der Schwelle stand, sah er, wie die Flamme im Herd aufloderte, wie

ihr rötlicher Schein das bleiche Gesicht der Fürstin, die Augen, den Arm auf der Sessellehne beleuchtete. Aber er sah das alles wie durch einen Schleier.

Erst auf dem Hof kam er wieder zu sich. Aus unbestimmten Gründen empfand Dobrynja in diesem Moment besonders deutlich und schmerzhaft, daß er schon nicht mehr als Hundertschaftsführer, sondern als einfacher Griden, als Höriger, auf dem Fürstenhof stand.

Hatte nicht eben erst die Fürstin gesagt: „Ich habe meine Magd, deine Schwester, an meinen Hof genommen, habe sie bevorzugt, aber sie hat es gewagt..." Dobrynja empfand die ganze Bitterkeit dieser Worte, die tiefe Beleidigung. So sind sie, die Fürsten, Wojewoden, Bojaren, ihnen ist alles erlaubt, er und Maluscha aber sind nur Knechte, sie dürfen nichts. Dobrynja duckte sich sogar, als erwarte er von irgendwoher einen Schlag.

Aber sogleich ging ihm auch etwas anderes durch den Kopf. Gut, sollen sie Hörige sein, dennoch ist irgend etwas in ihnen, gegen das sogar ein Fürst machtlos ist. Dobrynja lächelte. Fürst Swjatoslaw, du fliegst wie ein Adler über das Feld, und du weißt genau, wen unter den Poljanenfrauen du wählen mußt!

Dobrynja blickte auf die Fürstenburg, die Gora, die Mauern... Nicht nur für Maluscha, auch für ihn war hier jetzt kein Platz mehr. Leb wohl, Kiew, lebt wohl, Hoffnungen, Ehre und Ruhm!

7

Die Straße nach Budutin und den anderen Dörfern und Siedlungen an der Ros war vielbefahren. Am Wegrand standen Fürsten- und Bojarenhäuser, hin und wieder auch mal eine Herberge, denn hier reisten die Gäste aus den tscherwenischen Städten nach Kiew.

Unterwegs begegneten Dobrynja und Maluscha, obwohl sie noch vor Morgengrauen losgefahren waren, einer Vielzahl von Menschen — Kriegern, Bauern, hoch zu Roß, auf ihren Fuhrwerken, oder Leuten, die, auf einen Stab gestützt und einen Sack auf dem Rücken, von irgendwoher kamen und irgendwohin gingen.

Die beiden hatten kein Verlangen danach, zu erfahren, wohin und weshalb all diese Menschen unterwegs waren. Jeder von ihnen hatte seine Sorgen, seinen Kummer, denn Freude jagt keinen in die kalte Nacht hinaus. Eingewickelt in einen Mantel, saß Maluscha im Schlitten, sie hatte die Augen geschlossen und dachte unaufhörlich an die vergangene furchtbare Nacht. Dobrynja neben ihr blickte auf den grauen Schleier des Feldes, auf den dunklen Weg und schwieg ebenfalls. Was konnte er Maluscha sagen, was auf seine eigenen Fragen antworten? Auch der Fuhrmann schwieg. Er schaute nach vorn, um nicht vom Weg abzukommen. Er schwieg auch deshalb, weil er glaubte, Dobrynja und Maluscha schliefen.

Langsam färbte sich der Himmel rosig, und über die Felder ringsum dehnten sich in goldenen Fäden die Strahlen der Sonne.

Die Nacht kämpfte mit der Morgendämmerung. Je mehr Licht sich ringsumher ergoß, desto finsterer wurde der Horizont. Die Sterne am Himmel schillerten in allen Farben und sandten ihre Strahlen aus. Endlich flammte im Osten ein goldenes Feuer auf: Die Morgenröte wurde geboren, der Tag begann.

Auch die drei im Schlitten erwachten zu neuem Leben. Maluscha öffnete die Augen und lächelte matt: Vorne auf dem Schlitten erkannte sie den Griden Tur.

Aber das Lächeln verschwand sogleich wieder von ihrem Gesicht. Mit so bleichem, gequältem Gesichtsausdruck hockte Tur auf dem Schlitten, mit so traurigen Augen sah er sie an, daß Maluscha den Blick schnell

abwandte. So gelassen wie möglich fragte sie: „Du bist hier, Tur?"

Er antwortete: „Ich bin hier, Malka!" Und obwohl die Pferde im Trab liefen, wandte er sich ihnen zu und schrie: „He, he, Pferde, he!" Dann sagte er, schon etwas ruhiger: „Hinter dir liegt ein Fell, Malka, wickle es dir um die Füße, es ist grimmiger Frost."

„Mir ist nicht kalt, Tur", antwortete sie, „meine Füße sind warm."

Da griff Tur selbst nach dem Fell und warf es Maluscha auf die Füße.

„Wir müssen etwas essen", fuhr er fort. „Du hast wahrscheinlich nichts mitgenommen, was, Dobrynja? Ich ahnte es und habe ein Stück Wildschweinfleisch eingepackt, Brot und Salz sind auch da."

„Ich will nicht essen!" schrie Maluscha.

„Schrei nicht so", unterbrach sie Tur mit besorgter Stimme, „das hilft auch nicht."

„Ich weiß", gab sie zu, „gut, ich werde nicht mehr schreien."

„Nun, Tur, wie ist es denn", griff Dobrynja in das Gespräch ein, „wer unter einem Schild auf der Gora einzieht, den erwarten Ehre und Glück?"

„Erinnere nicht daran", sagte Tur schmerzerfüllt. Aber er besann sich sogleich und fügte munter hinzu: „Schließlich gibt es nicht nur auf der Gora Ehre und Glück. Ich widerrufe meine Worte nicht. Glaube mir, Maluscha, du bist unter einem Schild eingezogen, dich erwarten Ehre und Ruhm. Nun, wenn nicht in Kiew, so an einem anderen Ort."

Aber weder Dobrynja noch Tur wagten das auszusprechen, was sie dachten. Über jenes Unerbittliche, das Träume zerbrach, ein Leben zerstörte, schwiegen sie.

Auf einmal sahen sie weit hinter sich unter dem klaren Himmel eine Wolke aus Schnee aufstieben. Bald be-

merkten sie, daß ihnen ein Reiter nachjagte, und nach einer Weile erkannten sie in ihm den jungen Fürsten Swjatoslaw.

Tur zügelte die Pferde und sprang vom Schlitten.

„Sei gegrüßt, Fürst Swjatoslaw!“ rief er.

Dobrynja und Maluscha stiegen ebenfalls vom Schlitten, um den Fürsten zu begrüßen.

Swjatoslaw sprang vom Pferd und wies seinen Hundertschaftsführer an: „Dobrynja, du und der Griden Tur, ihr fahrt weiter. Du aber, Beschließerin, bleibst hier.“

Die beiden Männer begriffen, daß der junge Fürst mit Maluscha sprechen wollte, und entfernten sich.

Als sie allein waren, fragte Maluscha: „Fürst, warum jagst du mir nach?“

Swjatoslaw zuckte zusammen. Wie konnte Maluscha ihn das fragen? Was sollte er tun, wenn er sie liebte, nicht ohne sie sein konnte? Er war sogar bereit, das Wort, das er der Mutter in der Nacht gegeben hatte, zu brechen, er hatte es ja schon gebrochen, indem er Maluscha nachgeritten war. Vielleicht genügten jetzt ein, zwei Worte, und alles würde anders werden, als es Fürstin Olga vorsah. Er hatte sich nicht verändert, sein Gefühl war nicht erloschen.

Aber in Maluscha war in dieser kurzen Zeit eine Veränderung vorgegangen. Äußerlich war ihr nichts anzusehen: Schlank, wie immer etwas blaß, mit vom Frost geröteten Wangen, in einem dunklen Gewand und mit einer Pelzmütze stand sie vor dem Fürsten, so, wie er sie kannte und liebte. Aber trotzdem war da irgend etwas Neues an ihr, und Swjatoslaw spürte es sofort, als sie die Frage wiederholte: „Warum jagst du mir nach, Fürst?“

„Ich weiß, daß die Fürstin in der Nacht mit dir gesprochen hat“, sagte er, nach Atem ringend. „Sie sprach auch mit mir. Es war schrecklich, Maluscha. Sie sprach

nicht nur in ihrem Namen, hinter ihr stehen die Wojewoden, Bojaren, die ganze Gora. Da schwankte ich für einen Augenblick und pflichtete ihr bei: Ich bin kein gewöhnlicher Mensch, ich bin ein Fürst. Aber ich habe bald begriffen, daß das alles nicht wahr ist. Als ich hörte, daß sie dich fortbrachten, litt ich Qualen, und dann... dann jagte ich hinter dir her, und da stehe ich jetzt... Kehr um, Maluscha, wir werden zusammen zurückgehen!"

Maluscha lächelte mühsam.

„Spät hast du dich besonnen, Fürst! Ich habe die ganze Nacht auf dich gewartet. Oh, das war eine lange und qualvolle Nacht! Aber jetzt liegt Kiew weit hinter mir, die Nacht ist vergangen... Warum bist du mir nachgejagt, Fürst?"

Irgend etwas erstaunlich Einfaches, aber gleichzeitig Bitteres war in ihren Worten. Als Antwort rief er: „Meinem Schicksal bin ich nachgejagt, dem Glück... Ich liebe dich doch, ich liebe dich..."

Maluscha wandte sich um und sah, daß Dobrynja und Tur in einiger Entfernung von ihnen neben dem Schlitten standen.

Sie sagte: „Erinnere dich, junger Fürst, in der Nacht des Kupalo sagte ich, daß unsere Liebe kein Glück bringt, weil du ein Fürstensohn bist und ich eine Magd. Die Wahrheit ist, daß Kupalo uns verführt hat. Du bist geblieben, was du warst, ein Fürstensohn, ich aber bin nur eine Magd, und das werde ich auch bleiben."

„Vor solch einer Magd bin ich bereit, auf die Knie zu sinken!" rief Swjatoslaw.

Erschreckt antwortete sie: „Fürst Swjatoslaw, wenn du jetzt vor mir niederkniest, ist das eine Schande, du hörst auf, ein Fürst zu sein. Nein, tu das nicht, Dobrynja und Tur blicken zu uns. Nicht du vor mir, ich werde vor dir niederknien."

Maluscha fiel mitten im Schnee auf die Knie und

sagte: „Ich liebte dich, ich verneige mich vor dem Fürsten."

„Maluscha!" rief Swjatoslaw verwirrt. „Was tust du?"

„Ich tue, was ich tun muß", antwortete Maluscha, „und du reite zurück in die Stadt, junger Fürst. Erlaube mir aufzustehen!"

„Steh auf, Maluscha!" sagte Swjatoslaw. „Ich gehe dorthin, wo du sein wirst!"

„Nein", entgegnete sie, „das wirst du nicht tun, weil die ganze Gora davon erfahren würde. Tu das nicht, Fürst, ich bitte dich."

„Wenn es ein Sohn wird? Werde ich ihn etwa nicht sehen?"

„Du bist sein Vater, der Fürst, du brauchst nur zu rufen, dann wird er kommen. Wie soll unser Sohn heißen?"

Swjatoslaw antwortete: „Die Gora bezwingt uns — möge unser Sohn in Frieden herrschen.— Er soll Wladimir heißen."

Maluscha wiederholte: „Wladimir."

„Du bist grausam, Maluscha", stieß er hervor.

„Ich — grausam?" erwiderte sie leise. „Nein, Fürst, ich bin nicht grausam, die Menschen sind es. Wisse, wenn es schwer wird, daß ich an dich denke und dich liebe. Jetzt aber genug, junger Fürst. Wir haben noch einen weiten Weg."

Zu ihrem Bruder gewandt, rief sie: „Dobrynja! Der Fürst ruft dich!"

Jener kam heran, den Helm auf dem Kopf, das Schwert am Gürtel. „Erlaubst du uns, den Weg fortzusetzen?"

„Fahrt", antwortete Swjatoslaw, „und möge... möge eure Fahrt glücklich verlaufen."

„Bleib gesund, Fürstensohn", rief Dobrynja.

Tur setzte sich in den Schlitten und schlug mit aller Kraft auf die Pferde ein.

Swjatoslaw stand da und sah zu, wie Maluscha und Dobrynja in den Schlitten stiegen, wie der Griden Tur die Pferde antrieb und wie unter den Pferdehufen Schnee aufstiebte.

Der Schlitten jagte dahin, tauchte in eine Schlucht ein und kroch langsam einen verschneiten Hügel hinan. Es war, als ob er einen Augenblick lang vor dem Hintergrund des klaren Himmels hängenblieb, dann verschwand er endgültig.

Der junge Fürst Swjatoslaw blieb allein zurück. Über ihm der kalte Himmel, ringsherum grauer kalter Schnee, Kälte auch in seinem Herzen.

Zehntes Kapitel

1

Hinter der Erdhütte rauschte Tag und Nacht die Ros, besonders laut aber in den Nächten, wenn ringsum alles schwieg und der Wind sich gelegt hatte. Dann verließ Maluscha die Hütte, ging ans Ufer, setzte sich auf einen Stein und hing ihren Gedanken nach.

Der Fluß, der an Budutin vorbeifloß und in den Dnepr mündete, bildete die Grenze des Poljanenlandes, am jenseitigen Ufer begann das weite Feld, und deshalb nannte man ihn den russischen Fluß, die Ros.

An der Ros lagen außer Budutin noch andere Fürstendörfer: Meshiritsch, Guta, Chmilna, und dort, wo die Ros in den Dnepr mündete, ragte auf einem Berg eine Stadt mit Mauern, Gräben und Wällen empor. Rodnja.

Das Leben in dieser Stadt und in den Dörfern, die am Rande des Poljanenlandes lagen, war unruhig. Gleich hinter der Ros lebten die Schwarzen Klobuken, ein Stamm, der einst seine Heimat hinter der Wolga verlassen und sich hier angesiedelt hatte. Die Angehörigen dieses Stammes zeichneten sich durch stark hervorstehende Backenknochen, leicht geschlitzte Augen, platte Nasen aus, sie sprachen ganz anders als die Poljanen und trugen hohe schwarze Kappen auf dem Kopf. Aber sie waren gutmütig, lebten in Frieden mit den Poljanen, und wenn irgendeine Horde einbrach, kämpften sie Seite an Seite mit ihnen.

Vom jenseitigen Ufer der Ros tauchten immer wieder, wie Wellen im Meer, alle möglichen Horden auf. Wie

Heuschrecken fielen sie über die Poljanen her, zerstörten und plünderten ihre Siedlungen und trieben die Menschen in die Sklaverei.

Deshalb gab es in Budutin fürstliche Krieger, die das Land gegen die Horden verteidigten. In der übrigen Zeit, wenn es im Feld still war, hoben sie Gräben aus und schütteten am Ufer der Ros Dämme auf, in den Schmieden fertigten sie Schwerter und Rüstungen, stellten Speere und Pfeile her. Mitunter konnte auch ein Reisender, der von Kiew an die Ros fuhr, einen Ackersmann auf dem Feld hinter dem Hakenpflug hergehen und am Rain Schwert und Schild liegen sehen.

Rund um Budutin war viel Land gepflügt, die Leute bauten Hütten, höhlten Baumstämme aus und fuhren in diesen Kähnen zum Fischfang, sie gingen auf Jagd, webten und stellten aus Ton Geschirr her. Die Schmiede dieser Gegend waren in ganz Rußland bekannt, sie beherrschten die Kunst der Emaille- und Nielloarbeiten und schufen schöne Dinge aus Gold und Silber.

Angeführt wurde die Drushina in Budutin vom Wojewoden Radko. Fürstlicher Statthalter war Tedj, er trieb in Budutin und den umliegenden Dörfern für den Fürsten den Tribut ein, verhandelte mit den Schwarzen Klobuken, stellte das fürstliche Wappen in den Feldern und Wäldern auf und hielt im Namen des Fürsten Gericht.

An diese beiden Männer wandte sich Dobrynja, als er mit Tur und Maluscha in Budutin angekommen war. Das fürstliche Zeichen, einen Goldbarren, hatte er bei sich und konnte damit dem Wojewoden und dem Statthalter beweisen, daß er im Auftrag der Fürstin kam.

Radko und Tedj fürchteten die Wojewoden und Bojaren, die mit dem Goldbarren nach Budutin kamen. Im Namen der Fürstin nahmen sie Getreide und Vieh, verlangten, daß man sie beköstigte, ihnen bei der Ankunft und der Abfahrt Wegegeld gab.

Dobrynja forderte nichts von ihnen, sondern bat nur, ihm und seiner Schwester Maluscha irgendeine Hütte zu überlassen.

„Was bist du? Ein Wojewode?" fragte Radko.

„Nein, kein Wojewode", antwortete Dobrynja, „ich bin ein fürstlicher Griden. Wir beide müssen hier bleiben, bis uns die Fürstin ruft."

Radko und Tedj berieten miteinander und führten Dobrynja und Maluscha zu einer Erdhütte am Ufer der Ros, die dem Hirten Pron gehört hatte. Vor kurzem hatte man ihn auf den Wiesen tödlich verwundet aufgefunden. In der Erdhütte lebte noch seine Witwe Shelan, aber sie war alt und schwach und willigte mit Freuden ein, Dobrynja und Maluscha bei sich aufzunehmen.

Beim Abschied sagte Tur: „Seht ihr, wir sind gut angekommen, ihr habt einen Herd, Ehre und Ruhm werden sich einstellen. Lebt wohl!"

In dieser Nacht träumte Maluscha, daß Swjatoslaw in ihre Erdhütte kam. Das Herdfeuer beleuchtete ihn, er streckte die Arme aus und kam auf sie zu. Eine Hand legte er auf ihren Kopf, mit der anderen umarmte er sie, seine Augen und Lippen näherten sich den ihren.

Da erwachte Maluscha. Es dauerte eine Weile, ehe sie begriff, was geschehen war. Ringsum Leere, Kälte, graue Wände, und Maluscha weinte in der Erdhütte des Hirten Pron.

Einige Tage später legte Dobrynja Helm und Schwert zur Seite, nahm von Shelan die Schaffellmütze des verstorbenen Pron und bat sie auch um eine Axt.

Er ging in den Wald und fällte eine trockene Tanne, schlug ihre Äste ab, hackte sie in Stücke, schleppte sie zur Erdhütte und begann einen Kahn zu bauen, den er im Frühjahr den Schwarzen Klobuken verkaufen wollte.

Überhaupt gab es in der kleinen Wirtschaft viel zu tun: Er mußte einen Vorrat an Brennholz anlegen, Fische fangen, Hasen schießen. Drei Menschen lebten jetzt in der Hütte, und Dobrynja mußte für alle sorgen.

2

Viele Menschen kamen an diesem Tag im Goldenen Saal zusammen, die Fürsten der Länder und Städte, Bojaren und Wojewoden, Heerführer, Landedelleute, fürstliche Amtleute.

Am Ende des Saales stand der Sessel der Fürstin Olga, daneben die von Swjatoslaw und Ulib.

Bald kam die Fürstin mit ihren Söhnen, einigen Bojaren und Wojewoden durch die Tür. Fürstin Olga schritt voraus, aber sie setzte sich nicht, wie das üblich war, in ihren Sessel, sondern blieb neben ihm stehen.

Alle Anwesenden wußten, weshalb man sie gerufen hatte.

Fürstin Olga begann: „Meine Drushina, Bojaren, Wojewoden, Menschen der Rus! Von nah und fern habe ich euch heute in einer wichtigen Angelegenheit hierhergerufen. Euch ist bekannt, meine Drushina, daß schon viele Jahre vergangen sind, seit Fürst Igor nicht mehr ist und ich auf euren Rat den Kiewer Thron bestieg. In diesen Jahren habe ich getan, was ich konnte. Manches schaffte ich nicht — verwünscht mich nicht, sondern bringt es selber zuwege, denn jetzt ist eine schwere Zeit für die Rus. Deshalb rief ich euch zusammen, meine Drushina! Ich werde alt und schwach, ich spüre mein Ende nahen, Männer. Beratet, wer jetzt den Kiewer Thron einnehmen soll, wen ihr zu eurem Fürsten bestimmt."

Eine Weile herrschte Stille im Saal.

„Wir wollen dich, Fürstin... Wir stehen dir zur Seite!“ hörte man einige rufen.

„Nein, meine Drushina“, antwortete die Fürstin darauf, „ich sagte nicht ohne Grund, wir müssen einen Fürsten benennen.“

„Swjatoslaw!“ ertönten da gleichzeitig viele Stimmen. „Wir bitten Swjatoslaw!“

Schon riefen alle im Saal: „Swjatoslaw! Swjatoslaw soll Fürst sein! Wir bitten Swjatoslaw!“

Als sich der Lärm gelegt hatte, sagte Fürstin Olga: „Swjatoslaw wird euch ein guter Fürst sein. Geh, mein Sohn, setz dich auf den Thron!“

Swjatoslaw setzte sich in den Sessel, auf dem einst Oleg und Igor und gestern noch seine Mutter gesessen hatten. Sogleich ertönte es im Saal: „Gepriesen sei Fürst Swjatoslaw! Gepriesen!“

Zwei Bojaren und zwei Wojewoden nahmen ein vorbereitetes Stück Rasen und legten es auf den Kopf des Fürsten.

Er fühlte, wie die kalte Erde seinen Kopf berührte, wie sich Erdkrumen lösten und über Hals und Rücken rollten.

„Wo bist du, Fürst?“ fragten sie Swjatoslaw. Das war der Augenblick des unverbrüchlichen Schwurs, den die Fürsten der Rus am Tag der Thronbesteigung leisten mußten.

Swjatoslaw wußte, was er zu sagen hatte: „Ich bin unter der Heimaterde und unter meinen Menschen.“

„Wirst du deinen Menschen getreulich dienen?“

„Ich schwöre es.“

„Aber wenn du zurückweichst?“

„So mag die Erde mich verschlingen.“

Jetzt hoben die vier Männer das Rasenstück hoch und zerbrachen es über dem Fürsten. Erde und Wurzeln fielen über Kopf, Brust und Arme. So würde man über ihn herfallen, wenn er sein Volk vergäße.

Dann kamen einige Gridni zu ihm und rasierten ihm mit einem scharfen Messer die Haare vom Kopf. Nur eine Strähne ließen sie stehen, die jeden daran erinnern sollte, daß Swjatoslaw von nun an Großfürst war. Fürstin Olga brachte ihm einen aus Kupfer gefertigten, vergoldeten Helm, der mit vielen Edelsteinen verziert war, sowie ein Schwert, das sie an seinem Gürtel befestigte. Einer der ältesten Bojaren reichte ihm Bogen und Köcher.

„Gepriesen sei unser Fürst!" dröhnten die Stimmen.

Danach verließ Fürst Swjatoslaw den Goldenen Saal, ihm folgten die Wojewoden und Bojaren. Überall, an der Treppe, auf den Stadtmauern, den Dächern der Häuser, sogar auf den Bäumen, wohin man auch sah, wimmelte es von Menschen. Den Weg, der zu Perun führte, säumten Drushinniki in ihren Kampfrüstungen, die Führer der Hundertschaften und der Züge. Über ihnen glitzerten die Speere, flatterten im Wind die Fahnen von Tschernigow, Perejaslaw, des Drewljanenlandes, von Nowgorod und noch vielen anderen Ländern, die ihre Gesandten hierhergeschickt hatten. Hinter den Drushinniki standen die Kaufleute, Handwerker, Frauen und Kinder der ganzen Gora.

Kaum war Fürst Swjatoslaw auf der Treppe erschienen, läuteten Schellen, ertönten Trompeten und Hirtenflöten, die Drushinniki schlugen auf ihre Schilde, die Menschen jubelten. Wolken von Tauben flatterten zum Himmel empor und kreisten über der Gora.

Fürst Swjatoslaw ging neben seiner Mutter die Treppe hinab. Lächelnd und winkend begaben sie sich unter den Rufen der Menge durch die Reihe der Drushinniki zur südlichen Mauer der Gora, zum Opferaltar Peruns.

Dort brannte schon ein Feuer, einige Priester hatten das Zeremoniell vorbereitet. Perun war geschmückt: in seinen goldenen Augen und dem silbernen Schnurrbart, die in der vergangenen Nacht geputzt worden wa-

ren, spielte der Widerschein der Flammen, der Rumpf war mit Grün umwunden, zu seinen Füßen lagen Teppiche, darauf standen Krüge mit Wein, lag ein riesiges Weißbrot mit dem Fürstenwappen, überall waren Blumen gestreut.

Als sich der Fürst Perun näherte, verstummten die Rufe.

Er trat vor den Opferaltar und legte Schild, Schwert und Helm auf die Erde. Ein Priester reichte ihm auf einer silbernen Schüssel Fleischbrocken, die er ins Feuer warf, sowie einen Krug, aus dem er Wein ins Feuer goß.

Über der Feuerstelle stieg Rauch auf, für einen Augenblick erloschen die Flammenzungen.

Swjatoslaw rief: „Götter! Richtet eure Blicke auf uns, eure Kinder. Wir sind heute mit einem Opfer zu euch gekommen und bitten euch, gebt uns Wärme vom Himmel, Ernte von den Feldern, Frieden unseren Städten, Sieg über die Feinde. Darum bitten wir euch, Götter!"

Er blickte mit glänzenden Augen in das Feuer und streckte die Hände nach dem hölzernen Standbild Peruns aus. Sein ganzes Gebaren, die Augen, die Bewegungen zeugten davon, daß Swjatoslaw glaubte, was er sagte. Er glaubte, daß Perun der Rus Wärme, Ernte, Frieden und Sieg geben könne.

Neben dem Fürsten stand seine Mutter, die als Fürstin anwesend sein mußte. Ihre leidvollen Augen, das bleiche Gesicht, die über der Brust gekreuzten Arme sprachen davon, daß sie das ganze Geschehen hier nicht billigte.

„Perun hat das Opfer angenommen!" rief der Priester.

Das Feuer vor dem Opferaltar loderte auf, in den Augen und auf dem Schnurrbart des Gottes spielte ein roter Widerschein und verlieh ihm einen frohlockenden

Ausdruck. Fürst Swjatoslaw nahm sein Schwert und den Schild und setzte den Helm auf. Fürstin Olga seufzte tief, aber das hörte keiner.

Die Schwerter wie bei einem echten Kampf schwingend, umkreisten jetzt die Drushinniki das Feuer, wobei sie den heiligen Tanz ihrer Vorfahren nachahmten. Immer heftiger läuteten die Schellen, immer lauter tönten die Trompeten und die Hirtenflöten.

„Alle sollen fröhlich sein!" rief Fürst Swjatoslaw.

Da wurden aus den fürstlichen Kellern Tonnen mit Met herausgerollt und auf einer Leinwand Brot, Fleisch und Früchte ausgebreitet. Auf der Gora, in der Vorstadt, auf dem Markt begann ein Fest. Swjatoslaw, der Sohn des Igor, hatte den Kiewer Thron bestiegen.

3

Der Frühling brach an, Gänse und Kraniche flogen herbei, auf ihren Flügeln brachten sie die Sonne mit. Das Eis auf der Ros barst und schwamm mit den Wellen davon, die Gräser streckten ihre Spitzen aus der Erde. Die Zeit der heißen Tage und der warmen Nächte begann.

In einer solchen Nacht wurde Maluscha von einem fast unerträglichen Schmerz gepeinigt. Er wurde unterhalb des Herzens geboren und drang bis in die Beine; der ganze Körper erzitterte, er wollte sich vom Schmerz befreien, wollte das gebären, was zum Leben strebte.

Maluscha lag in der Erdhütte auf Gras. Shelan hatte kein Licht angezündet, doch draußen, hoch über der Ros, hing der Mond, alles rundum war von seinen klaren, grünlichen Strahlen überflutet, die sich durch das Luftloch auch in die Erdhütte stahlen und das Lager aus Gras beleuchteten.

„Schrei nur, stöhne!... Beweg dich, beweg dich stärker, Malka!“ riet Shelan.

Maluschas Gesicht war vom Schmerz entstellt. Sie stöhnte und starrte mit großen Augen auf den Mond.

Dobrynja stand indessen nicht weit von der Hütte entfernt auf einem steilen Abhang und blickte auf die Ros. Schwarze Schatten senkten sich von den Felsen, tiefschwarz war das Wasser zwischen den Ufern, nur die Mitte des Flusses glitzerte wie die Schuppen eines silbernen Fisches.

Er sah zum Himmel und dachte, daß jeder Stern dort seinen Kreis zog, auch der neue Stern, der in dieser Nacht das Licht der Welt erblickte. Aber welches Schicksal erwartete das Kind, das im Augenblick in der Erdhütte an der Ros geboren wurde?

Dobrynja war das nicht gleichgültig. Schließlich war die Frau, die dort stöhnte und schrie, seine Schwester, in ihr floß dasselbe Blut wie in ihren Vorfahren Ant, Ulib und Wojik. Und es wird auch in dem neugeborenen Kind fließen, das Blut des Poljanengeschlechts. Es mischte sich mit fremdem Blut, und wenn Dobrynja daran dachte, liefen Kälteschauer über seinen Körper. Da ertönte in der Erdhütte der Schrei des Neugeborenen. Dobrynja zuckte zusammen, andachtsvoll nahm er den Helm vom Kopf und legte die Hand an den Griff des Schwertes.

Die Tür knarrte, aus der Hütte trat Shelan.

„Bist du es, Dobrynja?“

„Ja, Shelan.“

Sie sagte nur: „Ein Sohn.“

Einen Eimer in der Hand, stieg sie eilig zum Fluß hinab.

Dobrynja ging in die Erdhütte. Ein Strahl des Mondes beleuchtete Maluschas Kopf und Brust. Sie blickte ihn aus eingefallenen Augen erschöpft an. Auf ihrer Brust lag ihr Sohn, der sich soeben auf der Erde

eingestellt hatte, und machte mit lautem Schreien auf sich aufmerksam.

Dobrynja legte seinen Helm neben dem Lager auf die Erde, nahm das Schwert vom Gürtel und legte es neben den Helm.

„Ich verneige mich vor dir, Fürstensohn!" sprach er.

„Er heißt Wladimir", sagte Maluscha, „so hat es sein Vater gewollt."

„Sei gegrüßt, Wladimir!" Dobrynja verneigte sich noch einmal. „Du hast einen guten Namen. Mögen die Götter dir helfen, in Frieden über das russische Land zu herrschen!"

Maluscha schloß die Augen. Dobrynja verließ die Erdhütte.

Als in dieser Nacht der Mond einen rötlichen Schimmer bekam und sich dem Wald auf der anderen Seite des Horizonts zuzuneigen begann, als der Schatten der Felsen die Ros, die Steilhänge und dann auch die Erdhütte verhüllte, verließ ein Reiter Budutin. Er kannte den Weg und trieb mit aller Kraft das Pferd an. Das Echo der Hufschläge wurde, wie das vor Tagesanbruch zu sein pflegt, weit in die Runde getragen.

Dobrynja ritt nach Kiew, er wollte dem Fürstenthron möglichst schnell die Nachricht bringen, daß in Budutin an der Ros die Magd Maluscha einem Sohn, Wladimir, das Leben geschenkt hatte.

4

Noch einmal lächelte Maluscha das Glück. Schon in der ersten Nacht, als das Kind an ihrer Brust lag und trank, verspürte Maluscha eine unsagbare Freude, sie war wirklich glücklich.

Alles Vergangene, so schwer und furchtbar es auch

war, wich von ihr wie ein Unwetter auf dem Dnepr. Der warme, kleine Körper lag auf ihrem Leib, und als sie mit der Hand über das Köpfchen, den Rücken und die Füßchen fuhr, fühlte sie sich getröstet.

Maluscha lag auf ihrem Graslager in einer Ecke der Erdhütte, unter ihr gewöhnliches Leinen, ein hartes Kopfkissen. Ringsum war es dunkel, nur durch das Luftloch gruben sich grünliche Strahlen des Mondes, Maluscha kam es vor, als habe sie das beste Lager der Welt und überhaupt alles, was ein Mensch sich nur wünschen kann.

So war es nicht nur in dieser Nacht. Der Morgen erschien ihr noch schöner als die Nacht, weil sie da zum ersten Mal in die Augen ihres Sohnes sehen konnte. Der Tag verging wie im Fluge. Wie es der Brauch befahl, kamen die einfachen Bewohner von Budutin mit Geschenken zu ihr.

Am Abend schlief sie erschöpft ein, im Arm ihren Sohn.

5

Eines Abends hielten einige Reiter vor der Erdhütte. Maluscha wunderte sich nicht, fürstliche Drushinniki ritten des öfteren vorbei, ehe sie über den Fluß setzten. Wenn sie von weitem Pferdegetrappel hörte, ging sie gewöhnlich auf den Hof, um den Reitern zu trinken zu geben, einige Worte mit ihnen zu wechseln und sie nach Kiew, nach der Fürstin Olga und nach Swjatoslaw auszufragen.

Diesmal konnte sie den Kriegern nicht entgegengehen, weil sie gerade an der Ros Wäsche wusch. Als sie sich ihnen dann näherte, sprangen die fürstlichen Drushinniki, es waren ihrer vier, schon aus dem Sattel.

Maluscha verlangsamte den Schritt; unter den vier Drushinniki erkannte sie Dobrynja.

„Wie schön, daß du mich besuchst", sagte sie zu ihrem Bruder. „Wir haben uns so lange nicht gesehen."

„Ich mußte mit dem Großfürsten ins Feld reiten..."

„Was sagst du — mit dem Großfürsten? Ist er etwa...?"

„So ist es, Maluscha, Swjatoslaw sitzt jetzt auf dem Kiewer Thron."

„Wie geht es ihm? Hast du ihn gesehen, mit ihm gesprochen?"

„Das habe ich, Malka. Fürst Swjatoslaw ist gesund, er hat mich ausführlich nach dir befragt und befohlen, dir zu sagen, daß er an dich denkt und dich nicht vergessen wird."

„Gelobt sei Perun!" sagte Maluscha froh. „Ich habe nicht vergeblich gebetet, er hat mich erhört. Gepriesen sei Fürst Swjatoslaw. Ich danke dir, Bruder."

Dobrynja und Maluscha saßen neben der Erdhütte und unterhielten sich. Die Sonne neigte sich über der Ros, die Schatten an den Felsen wurden dunkel, vom Wasser wehte ein kühler Wind. Aus irgendeinem Grund vertieften sich die Falten auf Dobrynjas Gesicht.

Als sie in die Hütte gingen, sagte er: „Höre, Maluscha, ich bin im fürstlichen Auftrag zu dir gekommen."

„Was ist geschehen?" Unwillkürlich preßte sich ihr das Herz zusammen.

„Fürstin Olga und der Großfürst Swjatoslaw haben mich geschickt, um sich nach der Gesundheit Wladimirs zu erkundigen."

Maluscha seufzte erleichtert auf. Sie hatten ihren Sohn nicht vergessen.

„Sag ihnen, daß er gesund ist", antwortete sie. „Weshalb auch nicht? Hier bei uns an der Ros gibt es alles, was er braucht, in Hülle und Fülle."

„Aber, Maluscha", fuhr Dobrynja fort, „Wladimir ist

ein Fürstensohn, die Zeit wird kommen, da er Fürst ist."

Sie erwiderte: „Ich weiß, Dobrynja, und ich will es ja auch so. Aber noch sorge ich für ihn. Niemand ist mir teurer auf der Welt als er."

Sie neigte sich über das Köpfchen ihres Sohnes und küßte es. Dobrynja schwieg.

„Ich weiß, Maluscha", sagte er, „nur ist hier für einen Fürstensohn nicht der richtige Platz."

„Was habt ihr vor?" schrie sie. „Rede, Dobrynja!"

Er seufzte schwer. „Ich muß den Fürstensohn Wladimir mitnehmen. Deshalb bin ich gekommen."

„Mitnehmen?" fragte sie voller Entsetzen. „Ihn mir entreißen? Nein, Dobrynja, das darf nicht sein..."

„Es ist nicht dein Wladimir", sagte Dobrynja eindringlich, „es ist ein Fürstensohn des Kiewer Landes."

Sie schloß die Augen, preßte die Lippen zusammen und ließ den Kopf sinken.

„Das ist wahr, Dobrynja. Aber was bleibt mir dann? Wenn du ihn mir nimmst, habe ich nichts, gar nichts mehr. Höre, Dobrynja, mir ist schrecklich zumute! Du nimmst mir die Seele!" Maluscha drückte das Kind an sich. Hätte sie in diesem Augenblick den Bruder angeschaut, würde sie bemerkt haben, wie sich auch seine Augen mit Tränen füllten. Er fühlte wieder einmal, daß Maluscha und er nur fürstliche Sklaven waren.

Aber Maluscha blickte nicht zu Dobrynja; sie konnte den Blick nicht von ihrem Sohn lösen; sie verabschiedete sich für lange, vielleicht für immer von ihm.

Alles Weitere geschah wie im Traum. Als es dunkel wurde, sattelten Dobrynja und die Drushinniki die Pferde, quer an Dobrynjas Sattel banden sie einen Korb fest.

Maluscha trug das Kind aus der Erdhütte, sie übergab es Dobrynja, und er legte es in den Korb. Das Kind erwachte nicht einmal dabei.

„Lebe wohl, Schwester", sagte er, „und verzeih mir, ich bin nur die rechte Hand des Fürsten..."

Die Drushinniki schwangen sich auf ihre Pferde, vier schwarze Reiter flogen gen Westen, wo noch ein purpurroter Feuerschein glühte.

Maluscha ging in die Erdhütte. Das Bettchen ihres Kindes war noch warm, an der Stelle, wo es gelegen hatte, war eine Kuhle zurückgeblieben.

Sie stürzte aus der Hütte, als ob sie die Reiter zurückhalten könnte. Draußen war es finster und still, die vier Männer waren nicht mehr zu sehen.

Fürst Swjatoslaw stattete seiner Mutter einen unerwarteten Besuch ab. Als er die Tür zu ihrem Gemach öffnete, erblickte er Olga, die auf einer Bank saß, vor ihr stand der Geistliche Grigori und redete auf sie ein. In einer Ecke machte sich die Beschließerin Praxeda zu schaffen.

Daran war nichts Ungewöhnliches. Die Fürstin rief den Geistlichen abends immer zu sich, auch Praxeda erschien jeden Abend, um sich mit ihr wegen des nächsten Tages zu beraten.

In dem Gemach war alles wie immer: in den Ecken brannten Kerzen, auf dem Tisch lag Brot, daneben stand ein Krug mit Wasser, das Bett der Fürstin war zurechtgemacht, überall war es sauber und ordentlich.

Aber irgend etwas Neues war doch in dem Raum: In einer dunklen Ecke bemerkte Swjatoslaw eine Wiege und darin ein Kind.

Er wollte vorstürzen und sein Kind betrachten, es auf den Arm nehmen. Aber durfte er vor Grigori und Praxeda seine Gefühle preisgeben?

Seine Mutter kam ihm zu Hilfe und schickte die beiden fort.

Beim Schein der Kerze blickte Swjatoslaw auf seinen Sohn, der in weißes Leinen gewickelt dalag. Wla-

dimir schlief, er atmete ruhig, ein feines Rot spielte auf seinen Wangen.

Es war etwas in diesem Gesichtchen, das Swjatoslaws Herz erbeben ließ. Die hohe Stirn, die dunklen Brauen, das gerade Näschen, der kleine Mund erinnerten ihn an ein anderes, liebgewonnenes Gesicht.

Swjatoslaw beugte sich vor und küßte seinen Sohn auf die Stirn. In diesem Augenblick verspürte er nicht nur Freude, sondern auch Schmerz, er küßte nicht allein den Sohn, sondern seine verlorene Jugend und die ferne Maluscha.

Dann hob er den Kopf und blickte die Mutter an, die mit einer Kerze in der Hand hinter ihm stand. In ihren Augen waren Güte und Zärtlichkeit. Aber sogleich tauchten vor ihm die Ereignisse einer längst vergangenen Nacht auf, und er las in den Augen der Mutter dasselbe, was auch damals in ihnen gestanden hatte. Er sah in ihr die weise, geschickte, herrschsüchtige Fürstin.

„Was hast du vor, Mutter?" fragte er und zeigte auf den Tisch, wo das Evangelium, ein Kreuz und ein Weihwasserwedel lagen, und auf die Bank, wo ein Taufbecken mit Wasser stand.

„Swjatoslaw, ich will für dich und meinen Enkel nur Gutes", sagte sie.

„Und worin liegt das Gute?" rief er.

Sie blickte Swjatoslaw schweigend an, ließ den Blick über das Kind gleiten und fuhr fort: „Du weißt, mein Sohn, welche Qualen ich erdulden mußte, als ich aus Konstantinopel zurückkehrte. Das war ein großer Kummer, ein Unglück. Damals mußte ich so handeln, um dich, den Fürsten, zu retten."

„Gut", erwiderte Swjatoslaw, „du hast so gehandelt, wie die Gora es wollte, du hast meine Fürstenehre gerettet, du hast mich zum Fürsten gemacht, du gabst mir eine Fürstentochter, die ich nicht liebe. Dafür willst

du jetzt, wo ich Fürst geworden bin, mein Kind taufen?"

„So wie ich damals dein Bestes wollte", antwortete Olga, „so will ich es heute für deinen Sohn, meinen Enkel. Sieh ihn dir an: Wer ist er? Das Kind einer Magd, ein Heide, nicht einmal einen Namen hat er. Ich will — und das wird ein großer Gewinn für dich sein —, daß er der Sohn des Fürsten Swjatoslaw wird, daß er einen fürstlichen Namen trägt."

„Und das will wieder die Gora?"

„So ist es, mein Sohn, deshalb wollte ich ihn auch taufen", beendete Fürstin Olga das Gespräch.

Danach trat im Gemach der Fürstin Stille ein. Mutter und Sohn standen schweigend an der Wiege und sahen auf das schlafende Kind.

Fürst Swjatoslaw hob den Kopf, er begegnete den scharfen, durchdringenden Augen der Mutter und sagte: „Ich bin nicht gekommen, Mutter, um mit dir zu streiten, nicht deshalb stehe ich hier, um meinen Willen durchzusetzen. Nein, Mutter, an der Wiege meines Sohnes stehen jetzt nicht nur wir beide, das ganze russische Land steht heute an der Wiege Wladimirs."

Mit großen dunklen Augen blickte Fürstin Olga auf ihren Sohn und erkannte ihn fast nicht wieder. Nein, jetzt war er ganz wie sein Vater Igor.

Der Sohn fuhr fort: „Höre, Mutter, du warst eine weise und kluge Fürstin auf dem Kiewer Thron. Aber als du Ordnung ins Land brachtest, hast du vergessen, daß es hier eine Vielzahl von Stämmen, Ländern, Menschen gibt. Du hast vergessen, daß es viele Feinde hat. Du hast dich auf die Gora gestützt und angefangen, die Leute außerhalb als Feinde zu betrachten. Du hast die Gora mit hohen Mauern und dich mit Bojaren, Wojewoden, Amtleuten umgeben, du hast den Menschen Land und Wälder, Seen und Flüsse weggenommen und sie der Gora zukommen lassen. Als du sahst, was du

angerichtet hattest, erschrakst du und hast Christus angerufen."

„Schmähe Christus nicht!" rief Fürstin Olga. „Sprich seinen Namen nicht ohne Anlaß aus. Er bestraft dich."

„Nein!" antwortete Swjatoslaw kühn. „Meine Götter würden nicht billigen, was Christus gutheißt. Mein Glaube ist der Glaube der Väter, dein Christus ist deine und der Bojaren Macht."

„Warum stellst du dich gegen diese Macht? Wohin gehst du, Swjatoslaw?"

Er blickte durch das Fenster in die Nacht, die sich über der Gora, den Stadtmauern und dem Dnepr ausbreitete.

„Oh, Mutter", sagte er, „ich kenne diese Macht. Sie hat mich einmal überwunden, aber ein zweites Mal wird ihr das nicht gelingen. Sie bezwingt auch die Rus nicht. Mag sein, daß Christus später einmal nach Rußland kommt."

„Ich freue mich." Die Fürstin legte die Arme über der Brust zusammen. „Ich sehe, das Licht des wahren Glaubens kommt über dich."

„Nein!" rief Swjatoslaw. „Dreimal nein! Ich bin kein Christ, ich bin ein Heide. Aber was hast du vor? Willst du, daß mein Sohn ein Christ ist, daß ich, ein Heide, für die Rus einstehe, er aber für Byzanz?"

„Das will ich nicht, mein Sohn", versuchte die Fürstin zu widersprechen. „Ich sage doch, ich will, daß dein Sohn nicht der Sohn einer Magd, sondern der eines Fürsten ist."

Fürst Swjatoslaws Miene war finster, seine Worte zornig. Er sagte: „Ich habe dir gehorcht, Mutter, als du Maluscha fortjagtest. Ich habe deinem Willen gemäß die Fürstentochter geheiratet. Ich wurde Fürst, auch darum hast du mich gebeten. Aber jetzt, da ich Fürst bin, befehle ich." Er betrachtete den Sohn in der Wiege. „Du hast die Magd nicht besiegt", fuhr Swja-

toslaw fort, „sie hat dich besiegt, die Fürstin. Denn sie hat einen Sohn geboren, von dem ich träumte und den die russischen Menschen erwarten. Und der Sohn der Magd wird ein großer Fürst sein. Du sagtest, daß er keinen Namen hat. Er hat einen Namen. Seine Mutter, die Magd, und ich nannten ihn Wladimir, denn wir wollten, daß er in Frieden über das russische Land herrscht. Er wird in Frieden herrschen, in schwerer Stunde wird er die Rus retten."

Fürst Swjatoslaw ging zur Tür und rief Dobrynja herbei.

„Höre, Dobrynja", sagte Swjatoslaw, „du hast meinen Sohn Wladimir behütet, ihn aus Budutin nach Kiew gebracht, du wirst Wojewode und sein Oheim sein. Ziehe ihn auf."

Dobrynja verneigte sich tief vor dem Fürsten und der Fürstin.

„Nimm ihn auf den Arm, Dobrynja, und folge mir. Komm, Wladimir!"

Zweites Buch

Am Russischen Meer

Erstes Kapitel

1

Die Sonne stand noch hoch über der Stadt, als am Unterlauf des Dnepr einige Schiffe auftauchten, spitznasige, mit hohen Masten und vielen Rahen — echte Seeungeheuer, die die ihnen entgegenrollenden Wellen durchschnitten.

Kaufleute, Handwerker und Kinder strömten vom Podol und aus der Vorstadt zur Potschaina. Mit solchen Schiffen kamen gewöhnlich auf Gewinn erpichte Handelsmänner aus Konstantinopel angereist. Ehe jedoch die Schiffe die Mündung der Potschaina erreicht und die Anker ausgeworfen hatten, hüllte die Dunkelheit Fluß und Ufer ein. Es gelang den Kiewern nicht, mit den Ankömmlingen zu sprechen, denn kaum hatten die Schiffe angelegt, kamen fürstliche Amtleute mit einer kleinen Drushina von der Gora herab. Sie schrien die Leute vom Podol an und befahlen ihnen, sich schleunigst fortzuscheren. Sie selbst stiegen, wie es üblich war, auf die Schiffe, begrüßten die Gäste, fragten, wer sie seien und was sie nach Kiew führte.

Die Gäste kamen aus Konstantinopel, sie brachten Seidenstoffe, kostbaren Schmuck, Wein. Die Männer des Fürsten teilten ihnen mit, daß am nächsten Morgen Amtleute bei ihnen erscheinen, die festgesetzten Abgaben erheben und sie auf den Markt führen würden. Dort sei es den Gästen erlaubt, frei einzukaufen und ihre Waren anzubieten.

Auf einem der Schiffe befand sich ein bedeutender Gast aus Zargrad mitsamt einer gut ausgerüsteten

Wache und einigen Sklaven — ein Gesandter des rhomäischen Kaisers. Als er von der Wache hörte, daß Männer des Kiewer Fürsten aufgetaucht waren, arbeitete sich der Gesandte, der einen überaus leidenden Eindruck machte, unter dem Schutzdach hervor, wo er bis dahin gelegen hatte. Sich zu seiner ganzen Größe aufrichtend, ließ er den Dolmetscher übermitteln, daß er mit einem Schreiben des Kaisers der Rhomäer, Nikephoros, zum Kiewer Fürsten gekommen sei, daß seine Angelegenheit sehr wichtig wäre und er persönlich mit dem Kiewer Fürsten sprechen müsse.

Die fürstlichen Amtleute antworteten, daß es spät sei und der Kiewer Fürst gewiß schon schlafe. Jedoch versprachen sie, den Fürsten Swjatoslaw am folgenden Tag über alles zu unterrichten.

Der Gesandte setzte hinzu, daß er auf einen baldigen Empfang durch den Fürsten hoffe, und fragte zögernd an, ob die Männer nicht befehlen könnten, am Schiff eine Wache aufzustellen. Diese versprachen es und beruhigten den Gesandten: Kiew sei eine gute Stadt, hier freue man sich über jeden Gast und beleidige niemanden. Nachdem sie eine Wache neben dem Schiff aufgestellt hatten, entfernten sie sich.

Der Dnepr überzog sich mit Nebel, der Wind heulte, wie es dem Gesandten schien, geheimnisvoll und drohend, aus den Sträuchern am Ufer der Potschaina drang ein Flüstern an sein Ohr, und die von Mauern und Türmen umgebene düstere Burg, in der der Kiewer Fürst lebte, ragte stolz in den purpurroten Himmel empor. Der Gesandte stand zitternd vor Kälte an Deck und zog sich dann in ein stilles Eckchen zurück. Da er die Gepflogenheit des byzantinischen Hofes kannte, den Empfang eines Gesandten in jedem Fall hinauszuzögern, fragte er sich, wie lange er wohl auf diesem kalten Fluß zubringen müsse.

Aber der Kiewer Fürst zwang den Gesandten aus

Byzanz nicht, tatenlos an der Potschaina zu warten. Kaum dämmerte der Morgen über dem Dnepr, kamen die Amtleute, schnell erledigten sie die Angelegenheit mit den Kaufleuten, zogen die Steuern ein und führten sie auf den Markt. In Begleitung der Amtleute erschienen auch jene Männer, die schon am Vorabend auf dem Schiff gewesen waren, und erklärten, daß Fürst Swjatoslaw von dem Gesandten des Kaisers erfahren habe, daß er schon heute morgen bereit sei, ihn zu empfangen, und baten ihn, mitzukommen.

In aller Eile zog sich der Gesandte sein bestes Gewand an — ein langes schwarzes aus Samt —, stieg in die Stiefel aus grünem Leder und setzte eine Kappe auf. Dann befahl er den Sklaven, die Geschenke zu nehmen. In den rosigen Strahlen der über dem Dnepr aufgehenden Sonne folgte er den Männern auf dem Weg nach der Gora und in den Goldenen Saal der Fürstenburg.

Unterwegs blieb er oft stehen, um zu verschnaufen, alles ringsum mit scharfem Blick zu mustern und im Gedächtnis zu vermerken. Hier in Kiew waren die Stadtmauern nicht so hoch wie in Konstantinopel, es gab keine steinernen Gebäude und auch nicht so viele Straßen und Plätze, die mit Säulen und Statuen geschmückt waren. Die steile Boritschew-Auffahrt, der einzige Zugang vom Dnepr nach der Gora, die alten, aber kräftigen Holzmauern auf den Steilhängen, die Wälle mit den spitzen Pfählen, die Zugbrücke über dem tiefen Graben, die Stadt auf der Gora mit der Fürstenburg, den Vorratskammern, den Häusern der Gridni, der Opferaltar mit Perun, der mit goldenen Augen auf den Dnepr blickte — all das verwunderte den Gesandten und ließ ihn erbeben: Hoch oben saßen die Kiewer Fürsten, es war nicht leicht, zu ihnen zu gelangen!

Im Goldenen Saal, wohin man den Gesandten führte, schien alles ebenso streng und geheimnisvoll zu sein. Das Licht vieler Öllampen spielte auf den vergoldeten und silbernen Waffen, auf den Bänken entlang der Wände saßen würdige bärtige Männer in dunklen Gewändern, und am Ende des Saales erblickte der Gesandte auf einem Podest den Fürsten Swjatoslaw.

Der Byzantiner trat vor, verneigte sich tief vor dem Fürsten und ließ durch den Dolmetscher sagen: „Nikephoros, Kaiser des Oströmischen Imperiums durch Gottes Gnade, schickt mich, den Edlen Kalokir, mit Geschenken und einem Schreiben zu dir, Fürst der Rus, um für alle Zeiten die Freundschaft mit den russischen Menschen zu besiegeln."

Die Sklaven, die dem Gesandten gefolgt waren, traten in den Saal und legten die Geschenke vor dem Kiewer Fürsten nieder: kostbare Seide, Schmuck, einen vergoldeten Schild und ein Schwert.

„Das Schreiben nehme ich entgegen", erklärte Fürst Swjatoslaw, der die herrlichen Waffen mit Wohlgefallen betrachtete, „und für die Geschenke danke ich. Gesandter Kalokir, übermittle dem Kaiser der Rhomäer, die russischen Fürsten, Bojaren und alle russischen Menschen werden die zwischen uns bestehende Freundschaft behüten, sie endet nicht, solange die Sonne scheint."

Danach erkundigte sich der Fürst, wie es üblich war, bei dem Gesandten, ob er eine gute Reise gehabt habe und wie er sich fühle; er bot ihm an, so lange in der Stadt Kiew als Gast zu weilen, wie es ihm gefiel, und seinen Amtleuten befahl er, von nun an den Gesandten, seine Wache und die Sklaven in volle Verpflegung zu nehmen.

Sich tief verneigend, dankte Kalokir dem Kiewer Fürsten für die guten Worte und wünschte ihm, seiner Familie, allen im Goldenen Saal anwesenden Bojaren und

dem ganzen russischen Land Wohlergehen und Glück für viele Jahre.

Natürlich war das nicht alles, was er zu sagen hatte. Der Gesandte äußerte, als er sich verabschiedete, die Hoffnung, daß Fürst Swjatoslaw für ihn eine günstige Zeit finden und sich noch einmal mit ihm unterhalten werde.

Der Fürst verstand den Gast aus Byzanz. All diese Gesandten waren hofierende, listige Menschen. Nun denn, er würde sich noch einmal mit ihm treffen. Vielleicht beliebe es Kalokir, heute mit den Fürsten zu Mittag zu speisen?

Jedoch auch beim Mittagessen sprach Kalokir nicht darüber, warum er nach Kiew gekommen war. Vielleicht störten ihn die vielen Menschen am Tisch; außer Fürst Swjatoslaw saßen dort noch sein Bruder Ulib, seine Mutter Olga, seine Söhne Wladimir, Jaropolk und Oleg, viele Wojewoden, Bojaren und andere Männer. Jeder von ihnen hatte Fragen an den Gesandten, jedem mußte er antworten, und so verging die Zeit.

Der Gesandte Kalokir konnte vielleicht auch deshalb nicht sprechen, weil er interessiert beobachtete, wie und was man hier am Tisch des russischen Fürsten aß. Teilte man doch in Konstantinopel, in den Sälen des Großen Palastes, alles nach Rang und Titel zu — dem einen die Kerne der Walnuß, dem anderen die Schale.

Noch etwas beobachtete Kalokir am Tisch der Kiewer Fürsten: Eine junge, hübsche Frau, die sie Praxeda riefen, trug die Gerichte auf, einige Mädchen von auffallender Schönheit halfen ihr dabei. Sie brachten das Essen ohne Verzögerung aus der Küche in den Speisesaal.

Es war nicht wenig, was es zu tragen gab: Als die Gäste den Speisesaal betraten, standen auf den Tischen schon kaltes Wildschwein- und Bärenfleisch, gesalzene

und geräucherte Störe, Forellen und Zander, verschiedene Sorten Gemüse und Früchte bereit. Während des Essens wurden gekochtes und gebratenes Hammel- und Rindfleisch, Linsen- und Fischsuppe, Met und Kwaß aufgetischt.

Nach dem Essen fühlten sich alle, auch der Gesandte Kalokir, satt bis obenhin, zudem waren Met und Kwaß aus den fürstlichen Kellern ziemlich stark. Fürst Swjatoslaw schlug seinem Gast vor, mit ihm eine Bootsfahrt zu unternehmen und vom Dnepr aus die Stadt Kiew mit ihren Gebäuden, Wällen und Mauern zu betrachten.

Am späten Nachmittag sahen der Dnepr und die Stadt Kiew wunderschön aus. Der Frühling stand in voller Blüte; von der Oberen Landenge wälzte der Dnepr seine Wassermassen heran, und hier bei Tschortorij, wo sich sein Flußlauf aufwärts bis zur Desna und nach Wyschgorod, der Stadt der Fürstin Olga, und flußabwärts bis Wititschew und dem Lisaja-Berg auftat, schien es für ihn keine Grenzen zu geben.

In dem Boot fanden außer Fürst Swjatoslaw, Ulib, Kalokir, den Bojaren und Dolmetschern zwanzig Ruderer Platz, auf jeder Seite zehn. Ihre gleichmäßigen Schläge trugen das Boot schnell voran, auf dem funkelnden Spiegel des Wassers eine leinwandweiße brodelnde Spur hinterlassend. Kiew und die Berge blieben immer weiter zurück. Auf dem Rückweg dann tat sich vor ihnen erneut in ihrer ganzen Größe die alte Stadt über dem Dnepr auf, deren Mauern noch Fürst Ki errichtet hatte. Viel Wasser war seit jener Zeit hinabgeflossen, die Mauern waren gewachsen, wie alles um Kiew wuchs und erstarkte.

In der Ferne ragten drei Berge empor: der Kiewer Berg mit der Gora; der Berg Stschekawiza, auf dem Kis Bruder Stschek die ersten Mauern errichtete; der Berg Chorewiza, der Stammsitz Choriws, des dritten Bruders.

Einst standen hier auf den Bergen über dem Dnepr drei Burgen. Jetzt breitete sich auf allen drei Bergen die Stadt Kiew aus, mit hohen Mauern, Türmen und vergoldeten Dächern, die in den Strahlen der untergehenden Sonne funkelten, mit ihren Hängen, die steil zum Dnepr abfielen, den dichten Wäldern, die die Stadt umgaben, und den tiefen Schluchten, in denen sich die blauen Schatten der Nacht versteckten. Ein richtiges Adlernest, von dem man viele Werst weit blicken und dem sich kein Feind unbemerkt nähern konnte.

Auf den Hügeln, am Fuß der Mauern wuchs eine neue Stadt empor, hier lebten die Fürstin Olga und viele Bojaren. An der Boritschew-Auffahrt, an den Schluchten und oft auch in ihnen brannten Feuer, dort lebte und arbeitete die Vorstadt, dahinter, an der Potschaina, dehnte sich der Podol aus, dem sich die Obolon anschloß, das Ackerland der Fürsten, Wojewoden und Bojaren.

„Boristhenes und deine Stadt sind wundervoll, Fürst Swjatoslaw!" rief der Gesandte Kalokir aus, der sich an den Bergen und dem Dnepr ergötzte.

„Vielleicht legen wir am Ufer an und blicken von dort auf Kiew?" schlug Swjatoslaw vor.

„Mit dem größten Vergnügen!" rief Kalokir begeistert aus.

Kaum hatte sich der Bug des Bootes in den Sand gegraben und die Männer waren ans Ufer gestiegen, beschleunigte Kalokir seinen Schritt, holte den Fürsten ein und flüsterte auf russisch: „Fürst, können wir beide allein weitergehen?"

Fürst Swjatoslaw blieb stehen und sah den Gesandten des Kaisers erstaunt an.

„Ich möchte mit dir unter vier Augen sprechen", wiederholte dieser.

„Gut!" antwortete der Fürst so leise, daß ihn niemand hören konnte. Er wandte sich an seinen Bruder,

die Bojaren und Dolmetscher und rief: „Ich gehe mit dem Gesandten Kalokir weiter, ich will ihm das Ufer zeigen. Wartet hier auf mich."

Die Landzungen bei Tschortorij schnitten wie gelbe Pfeile tief in den Dnepr ein, das Wasser schimmerte wie Perlmutt, die Wellen plätscherten. Fürst Swjatoslaw und der Gesandte Kalokir schritten lange durch festen, feuchten Sand, der unter den Füßen knirschte. Die aufgeschreckten Enten und Schlammläufer schrien klagend und schlugen mit den Flügeln. Schweigend gingen die beiden weiter, jeder in seine Gedanken vertieft. Swjatoslaw blieb schließlich stehen und blickte den Gesandten aus Byzanz an.

„Woher kennst du unsere Sprache?"

Kalokirs dunkles, sonnenverbranntes Gesicht mit den scharf hervortretenden Backenknochen und der Hakennase wurde von den roten Strahlen der Sonne beleuchtet. Die Augen zusammenkneifend, stand er da, blickte auf Kiew und den Dnepr. Er dachte eine Weile nach, dann lächelte er den Fürsten an und antwortete: „Ja, Fürst Swjatoslaw... Ich kenne deine Sprache und auch die russischen Menschen gut."

„Wer bist du?"

Vom rechten Ufer des Dnepr, von der Obolon wehte der Abendwind herüber, und das dunkle, mit einer Schnur umgürtete Gewand schmiegte sich an die knochige Gestalt des Gesandten.

„Kaiser Nikephoros", sagte Kalokir, „hat mich als seinen Gesandten hierhergeschickt, aber ich lebe in Klimati, in Chersones, mein Vater ist Protewon, das Oberhaupt der örtlichen Selbstverwaltung. Die Chersoneser aber, wie dir bekannt ist, Fürst, kennen die Menschen der Rus gut und beherrschen auch ihre Sprache."

„Dem Kaiser der Rhomäer alle Ehre", bemerkte Fürst Swjatoslaw, „daß er Gesandte zu uns sendet, die die Rus kennen. Doch wenn er solch einen angesehenen

Mann zu mir schickt, so sicherlich nicht nur, um seinen Gruß zu übermitteln."

„Natürlich nicht", antwortete Kalokir lächelnd. „Kaiser Nikephoros befahl, dir für die Freundschaft zu danken, die zwischen dem Imperium und der Rus besteht, und dafür, daß ihm russische Fürsten schon oft mit ihren Kriegern in der Schlacht beistanden. Er bittet dich, Fürst Swjatoslaw, ihm auch jetzt noch einmal zu helfen."

„Gegen wen gedenkt der Kaiser denn jetzt in die Schlacht zu ziehen?"

„Das Imperium kann gegenwärtig keinen Krieg führen", antwortete Kalokir, „denn in Asien und Ägypten sind Unruhen ausgebrochen. Nikephoros geriet mit den Bulgaren in Streit und will die Aufsässigen strafen, deshalb bittet er dich, Fürst Swjatoslaw, mit deinen Kriegern gegen Bulgarien zu ziehen und es zu unterwerfen." Nach einer Pause fügte Kalokir hinzu: „Der Kaiser wird dem Fürsten Swjatoslaw und seinen Kriegern dafür großzügig danken. Auf meinen Schiffen liegen für dich ungefähr einhunderttausend Goldstücke bereit."

Fürst Swjatoslaw zögerte nicht mit seiner Antwort, doch sie fiel nicht so aus, wie Kalokir es erwartet hatte.

„Es wundert mich, das zu hören", sagte der Fürst offen. „Du hast die Wahrheit gesagt, was den Vertrag betrifft, den meine Vorgänger mit Byzanz schlossen: Die Rus hat ihm mehr als einmal militärischen Beistand geleistet."

„Oh, die russischen Krieger sind gute Krieger. Das ist der ganzen Welt bekannt", rief Kalokir und fuhr mit der Zunge über die trockenen Lippen.

Ohne darauf einzugehen, fuhr Fürst Swjatoslaw fort: „Aber wie kam Kaiser Nikephoros darauf, mich zu bitten, ihm gegen die Bulgaren zu helfen? Soviel ich weiß,

herrscht zwischen Byzanz und Bulgarien Frieden. Schließlich ist der König von Bulgarien mit der Tochter eines Kaisers verheiratet."

„Was für ein Frieden ist das?" rief der Gesandte laut lachend aus. „Alle bulgarischen Herrscher und besonders der stolze König Simeon führten mit den Rhomäern Krieg und brachten ihnen große Verluste bei. Unter Peter, dem Sohn Simeons, herrschte zwischen Byzanz und Bulgarien scheinbar Frieden. König Peter, das ist wahr, nahm Irina, eine Tochter des Kaisers Christophoros, zur Frau. Die Bulgaren jedoch tragen in ihren Herzen einen grimmigen Haß gegen die Rhomäer, schon lange hat sich das Volk Bulgariens von Peter und Preslaw losgesagt und sinnt auf Verrat. Jetzt, nach dem Tode von Irina, hat sich Kaiser Nikephoros geweigert, den Bulgaren weiter Tribut zu zahlen, und befohlen, ihre Gesandten, die wegen des Tributs in Konstantinopel eintrafen, aus der Stadt zu jagen."

Spöttisch die Worte in die Länge ziehend, erklärte Fürst Swjatoslaw: „Grausam bestraft der Kaiser seinen Verwandten, den König Peter, der ihm so lange und ergeben gedient hat. Und so gedient hat, daß Bulgarien dem Verfall entgegengeht! Läuft es darauf hinaus, daß der Kaiser nach dem langen Frieden mit Peter Bulgarien nun endgültig zerschlagen will?"

„So ist es, Fürst", antwortete Kalokir. „Der Kaiser Nikephoros handelt wie immer in aller Entschlossenheit. Er würde natürlich selbst gegen Peter ziehen, aber in Syrien und Antiochia sind neue Unruhen ausgebrochen, der Kaiser muß sich dorthin begeben, und dir schickt er Gold. Er hofft, daß du einwilligst, gegen die Bulgaren vorzurücken, und während du mit deinen Kriegern an die Donau ziehst und König Peter unterwirfst, kehrt er aus Asien zurück und marschiert in Makedonien ein. So wird Bulgarien mit Gottes Hilfe bestraft werden."

Fürst Swjatoslaw schwieg lange, dann sagte er: „Der Kaiser hat sich eine schreckliche Strafe für die Bulgaren ausgedacht. Wenn ich tatsächlich mit meinen Kriegern an die Donau vorrücken und er mir aus Makedonien entgegenkommen würde, wäre es mit Bulgarien für immer zu Ende! Nur, Gesandter Kalokir, gehe ich nicht nach Bulgarien. Nein, nein!"

„Weshalb nicht, Fürst Swjatoslaw?" fragte Kalokir lauernd. „Denkst du etwa, daß ich zuwenig Gold mitgebracht habe? Das ist doch nicht alles! Wenn der Krieg beendet ist, erhältst du noch viel mehr Tribut."

„Nein", wiederholte Swjatoslaw, „für Gold tu ich das nicht."

„Was willst du dann?"

Fürst Swjatoslaw antwortete: „Wenn die Kaiser der Rhomäer uns, die Kiewer Fürsten, baten, ihnen Hilfe zu leisten, haben wir ihnen, eingedenk der Verträge unserer Väter, diese Hilfe erwiesen. Aber jetzt schickt Nikephoros Gold, um die Bulgaren zu unterwerfen. Dem Kaiser ist doch bekannt, daß wir mit den Bulgaren für alle Zeiten Frieden haben, daß wir Völker mit einer verwandten Sprache sind. Die Bulgaren sind unsere Nachbarn, und wir wissen nur Gutes von ihnen. Nein, Gesandter Kalokir, die russischen Menschen sind keine Petschenegen oder Chasaren, sie kämpfen nicht für Gold. Selbst wenn Kaiser Nikephoros mir fünfzehn Schiffe mit Gold schickte, würde ich nicht einwilligen."

Sichtlich zufrieden sagte Kalokir: „Nun, es ist mir eine Freude, das zu hören. Ich wußte, daß du, Fürst, die Bitte des Kaisers abschlägst."

Fürst Swjatoslaw blickte den Gesandten verwundert an.

„Ich sehe, daß du mich nicht verstehst, Fürst", fuhr Kalokir fort, der seine Gedanken erraten zu haben schien. „Erlaubst du mir, dir noch etwas mitzuteilen,

womit mich Kaiser Nikephoros jedoch nicht beauftragt hat?"

„Du bist ein erstaunlicher Gesandter, Kalokir", sagte Fürst Swjatoslaw. „Nun sprich, ich höre."

„Ich sage dir alles, Fürst, aber vorher gib mir dein fürstliches Ehrenwort, daß es unter uns bleibt."

„Ich gebe dir mein Wort."

„Kaiser Nikephoros", begann Kalokir, „handelt wie ein Narr, wenn er den Frieden bricht und mit den Bulgaren Krieg anfangen will."

Swjatoslaw schmunzelte, aber das Schmunzeln erlosch sogleich auf seinem Gesicht.

„Warte, Kalokir", sagte er rauh. „Du hast mich als Gesandter des Kaisers gebeten, gegen die Bulgaren zu ziehen. Jetzt aber sagst du, daß Nikephoros wie ein Narr handelt. Kann ich meinen Ohren trauen?"

„Fürst, ich sage nur das, was ich denke", entgegnete Kalokir nachdrücklich. „Kaiser Nikephoros ist schon lange wahnsinnig und führt das Imperium in Hunger und Elend. Dieser Wahnsinnige schürte durch Argwohn, Feindschaft und grausame Willkür den Haß von Tausenden angesehenen Menschen in Konstantinopel und in den Provinzen. Er hat den letzten Funken Verstand verloren und begeht einen nicht wiedergutzumachenden Fehler, wenn er den Frieden mit den Bulgaren bricht."

„Gesandter des Kaisers!" rief Fürst Swjatoslaw. „Warum sagst du mir, dem Kiewer Fürsten, das alles?"

„Du wirst mich sogleich verstehen, Fürst", fuhr Kalokir fort. „Mein Vater war ein einfacher armenischer Mönch, aber als das Imperium Armenien unterjochte, floh er nach Konstantinopel, da ihn zu Hause der Tod erwartete. In jener Zeit flohen viele aus Armenien, da sie hofften, sich im reichen Konstantinopel irgendwie durchschlagen zu können. Mein Vater war ein kluger Mann. Er erhielt Zutritt bei Hofe, die Kaiser Romanos

und Konstantin hörten von ihm, sie schickten ihn als Gesandten zu den Petschenegen, ein anderes Mal zu den Ungarn. Als König Simeon gestorben war und Byzanz mit den Bulgaren Frieden schließen wollte, schickten sie meinen Vater als Gesandten zu König Peter, und als er diesem die Geschenke überreichte, gab er Peter den Rat, nach Konstantinopel zu reisen und eine Tochter des Kaisers zur Frau zu nehmen."

„Bedeutet das, dein Vater war ein Freund der Bulgaren und verhalf Byzanz und Bulgarien zum Frieden?"

„Du hast mich verstanden. Mein Vater war ein Freund der Bulgaren. Doch nach Romanos und Konstantin wurde Nikephoros Phokas Kaiser. Er haßt die Bulgaren und all jene, die Frieden mit ihnen halten wollen. Deshalb erwartete auch meinen Vater eine grausame Strafe. Aber der war, wie ich schon sagte, ein vorausschauender Mann, und er floh rechtzeitig durch das Land der Tiwerzen und Ulitschen nach Chersones."

Die lange Rede hatte den Gesandten Kalokir offensichtlich ermüdet, er verstummte und schaute zum Himmel über Kiew auf, der sich bedrohlich dunkelrot färbte.

„Dort in Chersones und in ganz Klimati", fuhr er fort, „gibt es, wie dir bekannt sein dürfte, viele Menschen, die das Imperium hassen."

„Aber der Kaiser Nikephoros weiß doch, wer dein Vater ist und wer du selbst bist? Wieso hat er dich zu mir geschickt?" fragte Fürst Swjatoslaw.

Der Gesandte Kalokir rieb sich ausgiebig die Hände, vielleicht fror er, denn vom Dnepr wehte ein leichter Wind.

„Kaiser Nikephoros weiß genau, wer mein Vater ist und wer ich bin, aber ihm ist auch bekannt, daß wir eine Sache, der wir uns annehmen, zu Ende führen. Außerdem hat er viel für mich getan, als er mich mit dem hohen Rang eines Patriziers ehrte. Dieser Rang", bekannte Kalokir freimütig, „war mir sehr nützlich. Ich

habe in Konstantinopel viele Freunde und Anhänger, und wenn man Nikephoros nicht in Syrien den Kopf abschlägt, so wird er nicht darauf warten müssen, ihn im Großen Palast zu verlieren, und dann..."

Kalokir unterbrach für einen Augenblick den Schwall seiner Worte und warf einen gierigen Blick auf den Dnepr und den Himmel.

„...dann", flüsterte er „bricht für das Imperium eine neue Zeit an. Warum soll es mit Bulgarien und der Rus streiten, warum seine Hand nach dem fernen Armenien ausstrecken, wozu braucht es Klimati und Chersones?"

„Du bist ein guter und großzügiger Mann", sagte daraufhin Swjatoslaw. „Es ist auch lobenswert, daß du als Sohn eines Protewon begreifst, daß Klimati nicht rhomäisches, sondern russisches Land ist. Offen gesagt, denke auch ich, daß Kaiser Nikephoros einen Fehler begeht, wenn er mit Bulgarien einen Krieg beginnt. Für uns, die Fürsten der Rus, ist es verwerflich, gegen die Bulgaren zu ziehen, wir werden ihm nicht helfen."

„Fürst Swjatoslaw", rief Kalokir da, „das würde ich mir an deiner Stelle überlegen..."

„Heißt das, Kalokir", unterbrach ihn der Fürst, „wir sollten es deiner Meinung nach doch tun?"

„Ja, Fürst, ja!"

„Und zu welchem Zweck? Wofür?" fragte Swjatoslaw gereizt.

„Damit Byzanz nicht gemeinsam mit Bulgarien die Rus überfällt."

„Bulgarien erhebt sich nicht gegen die Rus", erklärte Fürst Swjatoslaw voller Überzeugung.

Das Gesicht des Gesandten Kalokir verdüsterte sich, finster klangen seine Worte: „Bulgarien nicht, aber König Peter und Kaiser Nikephoros führen ihre Heere gegen die Rus. Höre, Fürst Swjatoslaw, Nikephoros hat zwar Bulgariens Gesandte hinausgeworfen, aber

mit König Peter kann er sich jederzeit versöhnen. Wenn Nikephoros diese einhunderttausend Goldstücke nicht dir, sondern Peter geschickt hätte, würde jener nicht zögern, sie anzunehmen: Er hat nichts zu verlieren, er hat schon alles verloren. Dann kommen Nikephoros und Peter an die Donau. Das Russische Meer ist bereits voll von griechischen Schiffen, viele Legionen stehen in Klimati bereit, sie fahren den Tanais stromaufwärts bis Sarkel, der Kaiser ruft die Chasaren zusammen und schickt Gesandte in die Nomadenlager der Petschenegen. Fürst, erkennst du jetzt, daß die Rus von allen Seiten umzingelt ist und daß es überall nach Blut riecht? Wenn du gegen die Bulgaren ziehst, so zerstörst du alle diese Intrigen, und wenn du erst die Donau überquert und Peter geschlagen hast, ist es nicht mehr weit bis zu den Mauern Konstantinopels."

Von Westen segelte eine dunkle Wolke heran, der Wind verstärkte sich, die Wellen zu Füßen Swjatoslaws und des Gesandten schlugen immer heftiger ans Ufer.

Das Rauschen des Windes und der Wellen übertönend, sagte Fürst Swjatoslaw laut: „Ich verstehe... So also sehen die Pläne des Kaisers der Rhomäer aus."

„Das Gold von ihm liegt auf den Schiffen bereit", erklärte der Gesandte, seine Stimme ebenfalls erhebend, „nimm es, Fürst, und ziehe gegen Peter. Ich habe dir die reine Wahrheit gesagt, brich auf mit deinem Heer und siege. Du hilfst mir, wenn ich wieder in Konstantinopel sein werde."

Das sprach schon nicht mehr jener Gesandte Kalokir, der sich gerade erst vor dem Fürsten Swjatoslaw, seinen Bojaren und der ganzen Rus im Goldenen Saal verneigt hatte, sondern der gierige, unersättliche Sohn des Protewon, den es nach Gold und Ruhm im Imperium dürstete.

„Ich habe dich angehört", äußerte Fürst Swjatoslaw, der das ganze Sinnen und Trachten Kalokirs begriff.

„Aber im Moment kann ich dir noch nicht sagen, wie wir uns verhalten werden. Nicht ich allein entscheide, sondern die ganze Rus. Es ist schon spät. Ein Sturm zieht auf. Gehen wir zum Boot. Ich werde dir bald eine Antwort geben."

Gegen den kalten Wind ankämpfend, kehrten sie zum Boot zurück, der Dunkelheit entgegen, die von Osten heranrückte.

2

Der Sturm beruhigte sich erst in der Nacht, und danach trat, wie immer nach dem Gepolter, Brüllen und Pfeifen auf dem Dnepr und an seinen Ufern, eine große, feierliche Stille ein. Am Himmel leuchteten unzählige Sterne auf. Frühlingshaft herb und würzig duftete die Erde, die Nachtigallen schlugen, eine wundervolle Nacht ergoß sich über das weite Land. Alles ringsum schien auszuruhen.

Nur Fürst Swjatoslaw fand keine Ruhe. Es war schon dunkel, als er vom Dnepr zurückkehrte. Der Gesandte Kalokir hatte ihn noch gebeten, beim Schiff, auf dem das Gold aufbewahrt wurde, die Wachen zu verstärken.

Swjatoslaw verließ sein Schlafgemach und ging in den Garten hinaus, wo es nach Blumen duftete und der Tau von den Blättern fiel.

Er setzte sich auf eine Bank und blickte lange vor sich hin. Vor ihm lagen die Abhänge der Gora, die über dem Dnepr steil abfielen. Überall tiefe Dunkelheit, nur an der Potschaina brannte ein Feuer für die Gridni, die bei den griechischen Schiffen Wache hielten. Es schliefen die Gora, die Vorstadt, der Podol, die Siedlungen am Dnepr, eine große Stille lag über dem Land. Fürst Swjatoslaw saß auf der Bank und hing seinen Gedanken nach.

Er erinnerte sich an eine ebenso warme, stille Nacht,

in der dort an der Potschaina nicht nur ein Feuer, sondern viele brannten, und eine alte, nie heilende Wunde fing zu schmerzen an. In jener Nacht war er an der Potschaina; genau dort, wo jetzt das Feuer brannte, der Beschließerin Maluscha begegnet, und er begann sie zu lieben, wie man nur einmal im Leben lieben kann. Swjatoslaw erinnerte sich an ihre Stimme, ihre Schönheit, ihre Zärtlichkeit, an jede Bewegung, jedes Wort...

Er erinnerte sich einer weiteren Nacht, in der seine Mutter ihm befahl, die Beschließerin Maluscha aus seinem Herzen zu reißen.

Er hatte sich damals der Mutter gefügt. Maluscha wurde in das ferne Fürstendorf Budutin geschickt, dort gebar sie den Sohn Wladimir, der jetzt zusammen mit seinen Brüdern Jaropolk und Oleg, den Kindern von Predslawa, in der Gora lebte und erzogen wurde.

Maluscha war er nie wieder begegnet. Er wußte: Niemals würde sie ihm verzeihen, daß er in jener Nacht, als er zwischen Liebe und Pflicht wählen mußte, sich für die Pflicht entschieden hatte. Mit dem Schwert in der Hand erfüllte er nun diese Pflicht, wenn er mit der Drushina gegen die Feinde der Rus kämpfte.

Swjatoslaw wußte, daß unter allen Feinden der Rus Byzanz der gefährlichste war. Aber er konnte sich im Augenblick nicht gegen das Imperium erheben, denn die Feinde in nächster Nähe waren die Chasaren, die Rus mußte ihnen Tribut zahlen; wenn er nach Westen vorrückte, würden sie sofort von der Wolga aus über Kiew herfallen.

Kummer um das russische Land, Kummer um seine Menschen, die schon umgekommen waren, und jene, die im schweren Kampf noch fallen würden, bedrängte das Herz des Fürsten. Der Feind verbarg sich hinter der Donau, schärfte die Waffen. Er schickte seine Gesandten, um die Rus zu täuschen. Wie sollte der Kiewer Fürst in dieser finsteren Nacht entscheiden?

3

Durch das Tor und über die Zugbrücke, die, da es am Dnepr jetzt ruhig war, nachts nicht hochgezogen wurde, verließ Fürst Swjatoslaw die Gora und lenkte seine Schritte zur Burg, in der die Fürstin Olga lebte.

Einst hatte hier nur ihre Burg gestanden, aber im Laufe von zehn Jahren ließen sich in der Nähe der Fürstin viele Bojaren nieder. Eine ganze Stadt war entstanden, die von tiefen Gräben, einem hohen Wall mit einem Zaun aus spitzen Pfählen auf der einen Seite des Grabens und einem niedrigen Wall auf der anderen umgeben war. Dahinter fühlten sich Olga und die Bojaren sicher.

Die Fürstin schlief noch nicht, Swjatoslaw fand sie im Schlafzimmer der Enkel Jaropolk und Oleg, die sie seit Jahren betreute. Als der Fürst in den Krieg gegen die Chasaren zog, vertraute er ihr auch Wladimir an, der unter Dobrynjas Obhut zu einem kräftigen Jungen herangewachsen war.

Der Fürst stand eine Weile neben der Mutter, die in einem Sessel am Kopfende der Knaben saß. Sie waren den ganzen Tag herumgetollt und schliefen jetzt tief und gut. Swjatoslaw blickte lange in Wladimirs Gesicht, das von der Öllampe beschienen wurde.

Fürstin Olga erriet, daß Swjatoslaw zu so später Stunde nicht von ungefähr gekommen war, sie erhob sich, löschte die Lampe und ging mit ihm in ihr Zimmer.

„Was ist geschehen, Swjatoslaw?“ fragte sie, als sie sich an das Fenster setzte, das zum Dnepr hinausging.

„Es ist nichts, Mutter“, antwortete er. „Im weiten Feld und am Dnepr ist es ruhig.“

„Aber du bist unruhig, Swjatoslaw. Irgend etwas macht dir Sorgen.“

„Du hast es erraten, Mutter. Im Augenblick ist Ruhe in unserem Land, aber ich spüre ein Unwetter aufziehen."

„Wovon sprichst du?"

„Von dem griechischen Gesandten Kalokir, den du heute an meinem Tisch gesehen hast."

„Was ist mit ihm?"

Fürst Swjatoslaw berichtete von dem Gespräch unter vier Augen, das er mit dem Gesandten auf der Landzunge geführt hatte.

„Die Russen sollen gegen die Bulgaren ziehen?" fragte die Fürstin fassungslos. „Der Kaiser plant etwas Nichtswürdiges..."

Swjatoslaws Gesicht war ernst und nachdenklich.

„Nein", widersprach er der Mutter, „er plant nur das, was ihm nutzt. Es geht darum, Mütterchen Fürstin, daß Byzanz und seine Kaiser Bulgarien schon lange einheimsen wollten."

„Ach", seufzte Fürstin Olga, „ich weiß, wovon die Kaiser der Rhomäer träumen! Sie haben doch Frieden mit Bulgarien, dort sitzt die erhabene Irina, die von Byzanz Tribut erhält. Weshalb sollten die Kaiser mit dem bulgarischen König in Konflikt geraten und auch noch uns, die Russen, gegen sie schicken?"

Mit bitterem Lächeln sagte Fürst Swjatoslaw: „So war es früher, als du nach Bulgarien gereist bist. Die erhabene Irina ist vor kurzem gestorben. Byzanz zahlt den Bulgaren keinen Tribut mehr, und Nikephoros hat befohlen, die bulgarischen Gesandten, die wegen des Tributs gekommen waren, aus dem Palast zu jagen. Zwischen Byzanz und Bulgarien herrscht kein Frieden mehr."

„So soll Kaiser Nikephoros selbst mit Peter kämpfen, er ist ja sein Schoßkind."

„Nikephoros wäre froh, nach Bulgarien ziehen und es verschlingen zu können, aber überall in seinem

Imperium ist es unruhig. Außerdem weiß er, daß die Rus für den Schutz Bulgariens einsteht."

„Endlich sprichst du es aus", sagte Fürstin Olga. „Eine gemeinsame Sprache, ein gemeinsamer Glaube. Ich weiß, daß Gott keinen Krieg mit den Bulgaren zuläßt."

„Nein, Mütterchen Fürstin", widersprach Swjatoslaw entschieden, „ich muß gegen die Bulgaren ziehen, und ich werde es auch."

Fürstin Olga erhob sich von der Bank, unbändig in ihrem Zorn stand sie mitten im Zimmer.

„Blutrünstiger Heide", schrie sie. „Willst du etwa für einhunderttausend Goldstücke unsere christlichen bulgarischen Brüder umbringen?"

„Nicht für einhunderttausend Goldstücke", entgegnete Swjatoslaw, „aber für das Glück, den Ruhm, die Ehre der Rus."

„Das ist nicht wahr, Swjatoslaw, das ist nicht wahr!" widersprach Olga voller Entrüstung. „Du gehst wegen des Goldes, wegen des Tributs, so wie einst dein Vater in das Drewljanenland zog."

Finster stand Fürst Swjatoslaw da. Er achtete das Alter der Mutter, und deshalb erwiderte er so ruhig er konnte: „Du hast gesagt, daß ich meinem Vater gleiche. Das mag stimmen, aber auch du verleugnest deine Ahnen nicht. Lebten, kämpften und starben sie denn nur für Gold? Schickt es sich denn, Fürstin, so meines Vaters zu gedenken? Hat er im Land der Drewljanen nur Gold gesucht? Vor kurzem zog ich gegen die Wjatitschen und unterwarf sie, aber nicht wegen des Goldes. Unter großen Mühen, in schweren Kämpfen wurde unser Land geboren. Lange befeindeten sich die Stämme, und jetzt stehen sie einig da. Die Rus wird bestehen, solange die Sonne scheint."

„Aber deine Vorfahren haben nie mit den Bulgaren gekämpft!"

„Warum sollten sie auch? Gemeinsam zogen sie gegen Byzanz, und die Griechen fürchteten sie wie Donner und Blitz. Als König Simeon starb, hat König Peter Bulgarien an Byzanz ausgeliefert, das hast du mir selbst erzählt. Erst nach Igors Tod wurde Konstantinopel für Kiew eine Gefahr."

„Dann schick Gesandte zu den Bulgaren mit der Botschaft, daß du dich vereint mit ihnen gegen Byzanz stellen willst, handle wie dein Vater Igor und König Simeon."

„Mutter, Mutter!" Swjatoslaw seufzte. „Es gibt jetzt keinen Igor und auch keinen Simeon mehr. Ich bin ein Heide und wahre das Vermächtnis meines Vaters, während der christliche König Peter seinen eigenen Vater verraten hat."

„Woher weißt du das?"

„Du selbst hast mir gesagt, daß du nicht weißt, wo der Hof des Kaisers endet und wo der Hof des Königs anfängt. Jetzt ist es noch schlimmer geworden!"

„Swjatoslaw, mein Sohn!" flehte Olga. „Töte keine Bulgaren, kämpfe nicht mit deinen Nächsten!"

„Ich habe dir zugehört, Mutter, und handle, wie du gebeten hast. Ich schicke Gesandte zu König Peter, die ihm sagen sollen, daß ich bereit bin, gemeinsam mit ihm gegen Byzanz zu kämpfen. Wenn der König nicht zustimmt, werde ich gegen ihn in den Krieg ziehen!"

Noch in derselben Nacht befahl Fürst Swjatoslaw den Heerführer Bogdan zu sich. Bogdan war ein berühmter Wojewode, von dem man sagte, daß ihn Perun persönlich den Menschen gesandt hätte.

Als Swjatoslaw den Heerführer Bogdan erblickte, sagte er: „Ich habe einen Auftrag für dich. Begib dich nach Bulgarien und versuche zu König Peter zu gelangen. Nimm dir eine Drushina, ich gebe dir ein Schreiben mit dem goldenen Siegel."

„Ich werde mir Gehör verschaffen, Fürst. An der Donau war ich schon einmal."

„Wenn du den König siehst", fuhr Swjatoslaw fort, „erinnere ihn an die einstige Freundschaft zwischen den Bulgaren und den Russen, erinnere ihn daran, daß König Simeon und Fürst Igor gemeinsam gegen die Rhomäer zogen und daß sich das Blut der Bulgaren und der Russen seit langem im Russischen Meer vermischt hat."

„Das werde ich tun, Fürst, denn in diesem Meer sind auch Tropfen meines Blutes."

„Anschließend übergibst du König Peter meine Geschenke — das beste Pferd weit und breit, mein fürstliches Schwert und den Schild. Richte ihm aus, daß Kaiser Nikephoros einen Gesandten mit Gold zu mir geschickt hat und mich dazu bringen will, gegen die Bulgaren zu ziehen. Höre, Bogdan, sage dem König, daß die Bulgaren und Russen nur einen einzigen Feind haben — die Rhomäer, nicht ohne Grund haben unsere Ahnen, die weisen bulgarischen Könige und russischen Fürsten, gegen die Gottgeweihten aus Konstantinopel gekämpft. Das Gold des Kaisers nehme ich nicht. Im übrigen weiß ich, daß Byzanz beabsichtigt, zuerst Bulgarien zu unterwerfen und danach auch die Rus. Deshalb rufe ich Peter zu: Gehen wir gemeinsam nach Byzanz! All das steht auch in meinem Brief, hier ist er und hier mein Siegel."

„Ich werde alles erledigen, Fürst", sagte der Heerführer Bogdan und verneigte sich. „Wann befiehlst du zu reiten?"

„Heute noch", antwortete Fürst Swjatoslaw, ohne zu überlegen, „ruf die Drushina zusammen, und wenn die Sonne aufgeht, brecht ihr auf."

Jenseits des Dnepr tagte es. Am Ufer der Potschaina wiegten sich die griechischen Schiffe wie schwarze Vögel, die die Flügel zusammengelegt haben.

4

Gora, Vorstadt und Podol von Kiew lebten ihr Alltagsleben. Auf den Feldern reifte das Getreide, auf den Wiesen am Dnepr wurde das Gras gemäht und in die Stadt gefahren, aber die griechischen Schiffe lagen noch immer auf der Potschaina.

Der Gesandte Kalokir fragte mehrmals beim Fürsten an: „Wie lautet deine Antwort, Großfürst?"

Fürst Swjatoslaw verstand dessen Unruhe; ein Tag nach dem anderen verging, und das Warten fiel dem Sohn des Protewon schwer.

Der Fürst aber konnte keine Antwort geben, der Heerführer Bogdan war noch nicht aus Bulgarien zurück.

„Ich bin nicht der Kaiser von Byzanz", sagte der Fürst, „der heute entscheidet und morgen Verrat übt. Die Rus ist groß, alle Fürsten müssen Rat halten. Es geht dir doch nicht schlecht in unserer Stadt!"

„Mir geht es sehr gut, Fürst", erwiderte Kalokir ungeduldig, „aber mein Land ruft."

„Wie willst du denn reisen, Kalokir? Der Dnepr ist seicht geworden, deine Schiffe werden nicht über die Stromschnellen kommen, aber im Herbst, bei Hochwasser, fliegst du nur so zum Meer."

„Oh, Fürst Swjatoslaw!" jammerte Kalokir. „Dann muß ich hier wohl überwintern..."

„Warum denn gleich überwintern? Im übrigen würdest du es gewiß nicht bereuen. Kiew und der Dnepr sind auch im Winter wunderschön."

„Trotzdem möchte ich bald eine Antwort haben", sagte Kalokir.

Und das sollte auch geschehen.

Der Morgen graute noch nicht, da gab die Wache auf der Stadtmauer schon das Zeichen, daß die Nacht zu Ende ging.

Die Gora erwachte. Bald hier, bald dort flammten in den Häusern Lichter auf — nach und nach lärmte die ganze Stadt wie ein aufgescheuchter Bienenstock.

Der Goldene Saal lag im Halbdunkel. Auf dem Podest, zu seiten des alten Holzstuhles mit der hohen Rückenlehne, der für den Fürsten bestimmt war, brannten zwei große silberne Leuchter und in den Ecken des Saales Öllampen. Sie warfen ihr trübes Licht auf die Balkenwände mit den Helmen, Kettenhemden und Waffen ehemaliger Fürsten, auf die schwarze geschnitzte Decke mit den Trägerbalken und den vergoldeten Kronleuchtern und auf die Bänke entlang den Wänden.

Da öffneten sich die schweren Türen, und Bojaren und Wojewoden traten langsam in den Saal. Einige von ihnen, die ältesten und angesehensten, gingen geradewegs zu den Bänken und ließen sich, auf ihren Stab gestützt, nieder. Andere begaben sich in die Mitte des Saales und unterhielten sich leise miteinander.

Die Bojaren und Wojewoden waren in den Goldenen Saal gekommen, um Rat zu halten. Dafür hatten sie ihre besten Kleider und die fürstlichen Auszeichnungen und Ehrenzeichen angelegt. Sie trugen breite Ledergürtel, die mit Gold bestickt waren, an den Füßen rote oder grüne Saffianstiefel und um den Hals goldene und silberne Spangen. Die Wojewoden hatten gold- und silberdurchwebte Kleider an, und die Griffe der Schwerter funkelten von Edelsteinen.

An diesem Morgen erschien Fürst Swjatoslaw nicht allein im Saal. An seiner rechten Seite schritt Fürstin Olga, hinter ihnen der Wojewode Svenald.

Im Saal erklangen Rufe: „Seid gegrüßt, Fürst und Fürstin!"

Swjatoslaw erwiderte: „Seid auch ihr gegrüßt, meine Bojaren und Wojewoden!"

Der Fürst und seine Mutter nahmen auf dem Podest Platz.

Im Saal wurde es ungewöhnlich still; wer saß, schien an der kalten Wand festgeklebt zu sein, wer mitten im Saal stand, wagte keine Bewegung.

Der Fürst begann: „Meine Bojaren und Wojewoden! Ich habe euch zusammengerufen, um über die Rus, über unser Leben und unsere Zukunft zu sprechen."

Durch die schmalen, hohen Fenster des Saales leuchtete die blaue Morgendämmerung, sie vermischte sich mit dem flimmernden Licht der Kerzen und gab den Gesichtern der Versammelten einen bleichen Ton.

„Bojaren und Wojewoden", sprach Swjatoslaw weiter, „wie haben wir früher gelebt, und wie leben wir heute? Unsere Väter und Großväter haben, als sie die Sippen und Stämme vereinten, gegen die Feinde gekämpft, die mit Waffen in die Rus eindrangen, und sie trugen den Sieg davon. Aber die Feinde dürsten danach, uns zu verderben, sie bereiten einen Feldzug gegen unsere Länder vor."

„Die Chasaren?" fragte einer im Saal.

„Die Petschenegen?" wollte ein anderer wissen.

„Etwa die Griechen?" erklangen gleichzeitig mehrere Stimmen.

„Die Chasaren sind geschlagen, sie erhalten von der Rus keinen Tribut mehr", antwortete Fürst Swjatoslaw. „Mit den Petschenegen leben wir zur Zeit in Frieden. Der Kaiser von Byzanz bereitet einen Feldzug gegen uns vor."

„Werden wir das dulden, Fürst?" riefen die Wojewoden laut und griffen nach den Schwertern.

„Die Rhomäer erschlagen im Grenzgebiet unsere Kaufleute!" schrie jemand mit heiserer Stimme.

„Sie sperren die Wege, die nach Osten führen."

„Weshalb gestattest du ihnen, einfach hier aufzukreuzen?" erklang noch eine verwegene Stimme. „Da liegen griechische Schiffe den ganzen Sommer auf der Potschaina."

Im Saal wurde es heller, Swjatoslaw konnte die bärtigen, erzürnten Gesichter der Bojaren und Wojewoden deutlich erkennen. Einer nach dem anderen war in seinem Zorn von den Bänken aufgesprungen; sie standen da und schlugen mit den Stäben auf den Fußboden.

Fürst Swjatoslaw begann aufs neue: „In alten Zeiten haben die Rhomäer geschworen, mit uns in Frieden und Freundschaft zu leben, aber in Wirklichkeit denken sie nur an Krieg und wollen die Rus vernichten. Seit jeher schleichen sie wie Diebe in unsere Länder, errichten Städte an unserem Meer und schneiden uns den Weg nach Osten ab. Sie sind es, die Chasaren, Petschenegen und andere Horden gegen uns schickten... Aber wir haben mit ihnen gekämpft. Seite an Seite mit den Bulgaren. Als mein Vater Igor mit König Simeon gegen Konstantinopel zog, erzitterte das Imperium."

„Laß uns gemeinsam mit den Bulgaren nach Konstantinopel ziehen, Fürst! Führe uns!" lärmte es im Saal.

„Wenn wir jetzt zusammen mit den Bulgaren nach Konstantinopel ziehen könnten", antwortete Fürst Swjatoslaw darauf, „so würden wir unseren Schild aufs neue an seine Tore schlagen. Aber in Bulgarien sitzt jetzt Peter, er ist mit dem Kaiser so eng befreundet, daß keiner weiß, wo das Imperium endet und Bulgarien beginnt. Obwohl der König sich im Augenblick mit Kaiser Nikephoros entzweit hat, blickt er nicht nach Kiew, sondern nach Konstantinopel."

Swjatoslaw verstummte und blickte seine Mutter an. Sie saß mit geschlossenen Augen da; alle im Saal schwiegen.

„Auf einem der griechischen Schiffe, die auf der Potschaina liegen", fuhr Swjatoslaw fort, „ist ein Gesandter aus Konstantinopel zu uns gekommen. Er hat einhunderttausend Goldstücke bei sich, damit ich sie

euch und der ganzen Drushina gebe und alle gegen die Bulgaren führe..."

„Sag, Fürst, wieviel Bulgaren wollen die Rhomäer für dieses Gold getötet haben?" rief zornig der alte grauhaarige Wojewode Chrum, der nicht weit vom Podest entfernt stand.

„Viele, Wojewoden, viele... Vielleicht zehn-, zwanzig- oder dreißigtausend."

„Billig schätzt der Kaiser das menschliche Blut ein!" schrie der Wojewode Chrum noch erzürnter.

Der Saal brauste von den vielen Stimmen wie der Dnepr bei Unwetter.

„Das ist ein tückischer Verrat, Fürst!" schrien alle im Saal.

„Traue den Griechen nicht, Fürst! Zieh nicht nach Bulgarien..."

„Aber was dann?" fragte Swjatoslaw mit einem kaum sichtbaren Lächeln. „Wenn wir nicht gehen, unterwerfen sie Bulgarien, ziehen an die Donau, errichten dort ihre Festungen und fallen über die Rus her..."

Im Saal wurde es still.

Das spannungsgeladene Schweigen unterbrechend, fuhr Fürst Swjatoslaw fort: „Ich habe mir überlegt, was zu tun ist, um die Rus zu retten und Bulgarien zu schützen. Nachdem ich mich mit meiner Mutter, der Fürstin, beraten hatte, meine Bojaren und Wojewoden, schickte ich den Heerführer Bogdan mit einer Drushina zum bulgarischen König Peter. Ich gab ihm einen Brief mit, in dem ich geschrieben hatte, daß mir Byzanz Gold bot, damit ich gegen Bulgarien zu Felde ziehe, daß die Rus aber nicht für Gold kämpft, und schlug ihm vor, gemeinsam gegen Byzanz zu ziehen. Wenn du, König, nicht zustimmst, schrieb ich, ziehe ich gegen dich, um dann ohne dich, aber mit allen Bulgaren gegen Byzanz zu kämpfen!"

„Was für eine Antwort brachte der Heerführer Bogdan?"

„Der Heerführer Bogdan konnte keine Antwort bringen, König Peter hat ihn getötet."

„Verbrecher! Mörder!" riefen die Männer im Saal.

Noch lauter, noch drohender, wie Wellen, die an Felsen schlagen, dröhnte es: „Führe uns, Fürst, gegen die Griechen, gegen Peter! Wir ziehen mit dir... Führe uns! Wir folgen dir überallhin. Führe uns!"

Fürst Swjatoslaw blickte in den Saal, wo ein Meer menschlicher Leidenschaften brodelte. Er verstand die Bojaren und Wojewoden. Oh, jetzt sind sie einig, denn sie wissen, daß Byzanz für sie Unterdrückung und Tod vorbereitet!

Er hob die Hand, in der der goldene Fürstenstab funkelte, das Zeichen der Kiewer Herrscher. Es war, als ob die Steine darauf den ganzen Glanz der Lichter, alle Farben dieses leuchtenden Morgens in sich aufgenommen hatten.

„Meine Wojewoden und Bojaren!" sagte Fürst Swjatoslaw feierlich, und seine Worte klangen wie ein Schwur. „In dieser Stunde blickt die Rus auf uns, und sie hört uns! Wir, das Geschlecht der Kiewer Fürsten, die Wojewoden, Bojaren und alle Menschen des russischen Landes stehen zusammen, um für die Rus, ohne unser Leben zu schonen, gegen den Kaiser der Rhomäer und den König Bulgariens zu kämpfen."

Das war für die ganze Rus, für alle ihre Bewohner und Nachkommen eine außergewöhnliche und entscheidende Stunde. Nicht zum ersten Mal würde die Rus gegen Byzanz kämpfen, auch Oleg und Igor hatten das getan, aber das waren kleine Kriege gewesen und ihre Wunden längst vergessen. Jetzt kam für die Rus eine schwere Zeit. Byzanz wollte sie verschlingen, wie es Asien und Ägypten verschlungen hatte, für Jahrhunder-

te sollte die Rus unterjocht und ihre Menschen versklavt werden.

Aber die Rus würde das byzantinische Joch nicht tragen, die russischen Menschen wollten nicht die Sklaven von Byzanz sein. Den Fürstenstab in der Hand, kniete Swjatoslaw vor dem Schild und dem Schwert nieder. Der Boden im Goldenen Saal erdröhnte, Wojewoden und Bojaren fielen auf die Knie. Morgen würde die ganze Rus niederknien und den heiligen Schwur sprechen.

„Zu Perun! Zu Perun!“ dröhnte es im Saal.

Zweites Kapitel

1

Fürst Swjatoslaw wußte, wie schwer es für die Rus sein würde, gegen das Imperium zu kämpfen, immerhin besaß es das beste Heer der Welt. Deshalb bereitete er den Krieg so vor, daß er mit aller Kraft über den Feind herfallen und die eigenen Verluste möglichst gering halten konnte. Im Gegensatz zu Oleg und Igor, die auf Schiffen nach Konstantinopel gefahren waren, wollte er sowohl zu Wasser als auch zu Lande vorrükken. Es gab ja jetzt zwei Feinde, den König und den Kaiser. Das bedeutete, es wurden zwei- bis dreimal mehr Truppen benötigt als in den früheren Feldzügen, also fünfzig- bis sechzigtausend Mann.

Als erstes befahl der Fürst, Schiffe zu bauen. Auf ihnen wollte er zwanzigtausend Mann einschiffen. In jedem Boot konnten dreißig bis vierzig Krieger fahren, deshalb brauchte man ungefähr fünfhundert Schiffe.

Überall in der Rus, in Tschernigow, Ljubetsch, Smolensk, Nowgorod wurden die Schiffe gebaut. Schon zu Beginn des Frühlings waren auf dem Dnepr, der Desna und dem Pripjat Flöße und Ketten von Baumstämmen zu sehen.

Flußabwärts von Kiew, bei Witittschew, empfingen erfahrene Zimmerleute das Holz, zogen es aus dem Wasser, trockneten es und sägten und schlugen aus den Stämmen Bretter und Balken. Gleich am Ufer stellten sie in einigen Reihen Stützpfeiler für die künftigen Schiffe auf, im Feuer bogen sie Eichenbalken, aus Wurzeln und Ruten fertigten sie kräftige Taue an.

Zur selben Zeit kam in Wititschew eine Fuhre nach der anderen mit verschiedenen geschmiedeten Gegenständen an, mit Äxten und Beilen, Stemmeisen, Nägeln.

Die Zimmerleute arbeiteten Tag und Nacht. Überall am Dnepr brannten Feuer, roch es nach Teer, hörte man die Stimmen der Menschen, das Schlagen der Äxte und Beile.

Schon wuchsen am Ufer bei Wititschew die Spanten der Schiffe empor. Und immer höher wuchsen die Reihen der Schiffsplanken, die mit einem Strick zusammengebunden und mit einem Belag überzogen wurden. Das waren Schiffe, die sich auf das Meer begeben konnten!

2

Durch Steppen, Wälder, auf Flüssen und sumpfigen Pfaden jagten zur selben Zeit mit ihren Drushinas Wojewoden und Landedelleute dahin: Fürst Swjatoslaw rief alle Männer der Rus auf, mit ihm in den Kampf gegen die Rhomäer zu ziehen.

Gemeinsam mit der Drushina des Wojewoden Gudim brach Dobrynja nach Nowgorod auf. Für den Weg dorthin brauchte man drei Monate. Zuerst mußte man in Booten bis zur Oberen Landenge fahren, von dort aus die Boote zur Lowatj hinüberziehen und weiter nach Nowgorod rudern. Der Wojewode Gudim mußte dort warten, bis sich das Heer gesammelt hatte. Erst mit Beginn des Frühlings, mit dem Hochwasser, konnte Dobrynja nach Kiew zurückkehren.

Schweren Herzens begab er sich auf den weiten Weg. Lieber hätte er diese Zeit in Ljubetsch bei Vater und Mutter verbracht. Aber dorthin war eine andere Drushina gezogen. Auch wegen Maluscha machte Dobrynja sich Sorgen, er wußte nicht, wie er sie unterstützen konnte. Doch mehr als alles beunruhigte ihn der Ge-

danke an seinen Liebling Wladimir. Der Fürstensohn lebte im Hause der Fürstin Olga zwar in Überfluß und Reichtum, aber ohne Liebe. Auch mit den Brüdern Jaropolk und Oleg verband ihn keine Eintracht. Das Gesinde — besonders die Beschließerin Praxeda — bemühte sich auf jede Art und Weise, den Knaben zu kränken. Natürlich sprach keiner darüber, aber jeder ließ es ihn spüren: Wladimir war der Sohn einer Magd.

Gut, daß Dobrynja immer bei ihm war. Fürst Swjatoslaw hatte klug gehandelt, als er ihn Wladimir als Oheim zur Seite stellte. Dobrynja erzog den Fürstensohn so, wie es in seinem Geschlecht Sitte war: im Morgengrauen aufstehen, im Sommer wie im Winter in kaltem Wasser baden, mit dem Bogen schießen, mit dem Schwert kämpfen, auf ein Pferd springen und jagen.

Wladimir war tapfer und mutig, ganz anders als Jaropolk und Oleg, welche die Fürstin Olga erzog. Er ähnelte ihnen in keiner Weise; jene waren schwächlich, träge, Wladimir hingegen war stark wie eine junge Eiche, wortkarg und nachdenklich, leidenschaftlich, aber zurückhaltend, wie ein Feuer, das unter einer dünnen Schicht Asche glimmt, wie ein frischer Wind auf der Gora.

Er hatte dunkle Haare und braune Augen. Von Tag zu Tag, von Jahr zu Jahr, so schien es Dobrynja jedenfalls, wurde er Maluscha ähnlicher.

Freilich war Maluscha später, nachdem Fürstin Olga sie fortgejagt hatte, eine andere geworden. Dobrynja ritt oft nach Budutin, half ihr, wo er konnte, und steckte ihr auch immer etwas Gold oder Silber zu.

Aber sie gab es ihm zurück. „Das ist etwas Fürstliches", sagte sie, „und Fürstliches will ich nicht. Ich brauche nichts, ich habe alles, Bruder!"

Gemeinsam mit Shelan verdiente sie ihr Brot im Dorf. Als Shelan starb, arbeitete sie allein weiter. In

ihrer Erdhütte war es leer, aber Maluscha schien zufrieden zu sein.

Wenn der Bruder nach Budutin kam, fragte sie begierig, wie Swjatoslaw lebte, ob er gesund sei, wie ihr Sohn Wladimir heranwuchs.

„Was für Augen hat er? Wie sehen seine Hände aus? Wie ist seine Stimme?"

Trotz allem wollte Maluscha nie, daß sich der Bruder länger als nötig in Budutin aufhielt, sie unterbrach auf einmal das Gespräch, erhob sich und sagte: „Nun reite los, Dobrynja, Wladimir wartet..."

Dobrynja setzte sich dann aufs Pferd und ritt los. Maluscha stand noch lange auf dem Felsen an der Ros und blickte dem Bruder nach. Sie war dünn wie ein Grashalm, um die großen braunen Augen hatten sich viele Fältchen gebildet, die Lippen waren vom Schmerz bitter zusammengepreßt, Tränen liefen über die Wangen. Nein, nein, es war nicht dieselbe Maluscha!

Wenn ihn Swjatoslaw nach solch einer Reise zu sich rief und nach Maluscha ausfragte, bemerkte Dobrynja, daß auch er sich verändert hatte: Falten durchfurchten seine Stirn, die Haupthaare und der Bart durchzogen sich mit Grau.

Nur eins konnte Dobrynja nicht verstehen: Jedesmal, wenn er aus Budutin zurückkehrte, rief ihn auch Fürstin Olga zu sich. Wie immer fragte sie nach dem Fürstensohn Wladimir, und nebenher kundschaftete sie aus, ob Dobrynja vielleicht mal wieder in Budutin gewesen war, ob er dort Maluscha gesehen hätte, ob sie gesund sei und es ihr an nichts fehle...

Dobrynja verstand auch nicht, weshalb Fürstin Olga so oft aus ihrer Fürstenburg hinter der Stadt zur Gora kam, zum Enkel Wladimir. Und als der Fürst in den Kampf gegen die Chasaren ritt, nahm sie Wladimir zu sich, verwöhnte und liebkoste ihn.

Aber der junge Fürst erwiderte ihre Liebe nicht, er entzog sich ihren Zärtlichkeiten, er liebte nur den Vater und Dobrynja.

Fürst Swjatoslaw sah das natürlich und nahm Dobrynja deshalb niemals auf einen Feldzug mit. Er hätte ihn auch jetzt nicht nach Nowgorod geschickt, aber da Dobrynja offensichtlich über dieses Land mehr als andere wußte, sagte er zu ihm: „Dobrynja, du reitest mit dem Wojewoden Gudim nach Nowgorod und stellst ein Heer zusammen. Vergiß aber nicht: Das Land Nowgorod ist groß, dort leben gute Menschen, jedoch ist es weit zu ihnen, die Obere Landenge steht wie eine Wand zwischen uns. Sprich mit den Menschen, berichte von Kiew, laß dir von Nowgorod erzählen."

So ritt Dobrynja hinter die Obere Landenge, in die höhergelegenen Länder der Rus.

3

Der Statthalter Koshema kam gegen Abend mit einer kleinen Drushina nach Ljubetsch gejagt. Die Pferde waren schaumbedeckt, die Reiter torkelten wie Betrunkene. Aber sie konnten sich nicht lange ausruhen, ihr Weg führte noch in andere Dörfer am Dnepr, und sie befahlen den Ljubetschanern, sich unverzüglich zu versammeln.

Sie trafen sich hinter den Überresten der alten befestigten Siedlung am Dnepr, wo von jeher der Markt abgehalten, Spiele und Feste veranstaltet wurden.

Auch Mikula fand sich ein. Er stand neben den anderen Männern am Steilhang und hörte dem Statthalter Koshema zu, der, mit der goldenen Spange um den Hals, vom Pferd aus zu ihnen sprach.

„Der große Kiewer Fürst Swjatoslaw befiehlt, seinen Menschen mitzuteilen, daß die Griechen seit alters her der Rus großes Leid zugefügt haben, auch jetzt denken

sie an Mord und Tod. Sie wollen unsere Nachbarn, die Bulgaren, unterjochen und danach auch uns... Fürst Swjatoslaw befiehlt, seinen Menschen zu sagen, daß wir uns erheben und, um das Vermächtnis der Ahnen zu wahren, gegen den Feind ziehen. Der Fürst ruft euch, ihm in die Schlacht zu folgen!"

Mikula hörte Koshema aufmerksam zu. Als jener den letzten Satz gesprochen hatte, blickte Mikula sich um.

Er dachte, daß aus den Reihen seiner Dorfgenossen jetzt einer nach dem anderen heraustreten würde, so auch Brasd und Swarg, denen der Krieg in vergangenen Zeiten Beute und Ruhm gebracht hatte. Mikula nahm an, daß sich so viele melden würden, daß für ihn kein Platz bliebe. Schließlich besaßen sie Pferde und Waffen, er aber nur die bloßen Hände.

Aber weshalb traten Brasd und Swarg nicht vor? Erst jetzt bemerkte Mikula, daß Swarg gar nicht unter ihnen war, und von weitem hörte man seine Hammerschläge, Swarg schmiedete Rüstungen.

„Männer", rief Koshema verwirrt, „unser Land ist in Gefahr, uns und unseren Kindern droht der Tod! Entweder die Rhomäer oder wir... Fürst Swjatoslaw ruft euch alle!"

Mikulas Herz begann heftiger zu schlagen. Jetzt würden bestimmt alle vortreten, Fürst Swjatoslaw rief sie, dem Land drohte großes Unheil.

Aber wieder trat keiner vor. Da erinnerte sich Mikula an seinen Vater Ant, an den geheimnisvollen Schatz, den er hüten sollte. Wenn Mikula früher auch nie verstehen konnte, von welchem Schatz der Vater gesprochen hatte, und nicht wußte, wo er zu suchen war, so wurde ihm jetzt alles klar. Er begriff, daß ihm nichts auf der Welt teurer war als der Dnepr, die blauen Berge über ihm, die grünen Wiesen und die gelben Landzungen, der Himmel darüber, seine Frau und die Kinder, die Menschen, die neben ihm auf dem Hügel

standen, und er war bereit, für all das sein Leben zu geben.

Mikula tat einen Schritt vor, den zweiten, den dritten. Er blieb vor Koshema stehen und sagte: „Ich ziehe in den Kampf!"

Der Statthalter musterte den großen, breitschultrigen, sehnigen Mikula, der verlegen von einem Bein aufs andere trat, und sagte: „Gut, Krieger!"

Nach und nach traten jetzt auch andere Männer der Siedlung vor, ältere, jüngere, ganz junge... Nur Brasd war immer noch nicht dabei, er redete leise mit Koshema.

Langsam kehrte Mikula heim, lange stand er auf dem Wall der alten befestigten Siedlung und blickte über das Land ringsum. Koshema ritt fort, neben ihm lief Brasd, er hielt sich am Steigbügel fest und führte den Statthalter in sein neues Haus. Als sie verschwunden waren, stieg Mikula vom Wall und ging in seine Hütte.

Als er sich neben dem Herd niedergelassen hatte, sagte er zu Wista: „So ist das, Wista, ich gehe fort! Such mir Hosen, zwei Hemden und Fußbekleidung zusammen. Ich gehe weit fort, in den Krieg."

Wista schlug die Hände über dem Kopf zusammen. „Du... gehst in den Krieg?"

Mikula blickte nachdenklich ins Feuer, auf die roten und gelben Zungen der Flammen. „Ich ziehe gegen die Rhomäer..."

Wista fiel es schwer zu begreifen, gegen wen und weshalb Mikula in den Krieg zog, und sie fragte: „Willst du Tribut einziehen und so einer wie Brasd werden?"

„Nein", antwortete Mikula, „das gewiß nicht."

„Gehen Brasd und Swarg auch in den Krieg?" fragte Wista.

„Nein..."

„Ihr Götter!“ rief Wista aus. „Der reiche Bruder bleibt zurück, obwohl er etwas zu schützen hat, und du Habenichts mit zerrissenem Kittel, du gehst. Wie das?“

Mikula blickte lange ins Feuer.

„Ich erinnere mich noch an Vater Ant“, begann er leise, wobei er angestrengt über etwas nachdachte. „Er erzählte von einem Schatz, der hinter der Siedlung am Dnepr vergraben ist. Was ist das für ein Schatz? Das ist das Land, in dem Vater Ant, die Ahnen Ulib, Wojik, alle Vorfahren lebten... Ich will leben, ich will, daß du, Dobrynja, Maluscha leben. Aber die Rhomäer erlauben uns das nicht, sie rüsten gegen uns. Unsere Väter kämpften mit ihnen und besiegten sie, und jetzt höre ich ihre Stimmen zu mir sagen: Geh, Mikula! Ja, ich muß gehen. Pack mir Hosen, zwei Hemden und Fußbekleidung zusammen, mehr brauche ich nicht.“

Wista stieß einen Seufzer aus. Um die Wahrheit zu sagen, sie hatte nicht alles verstanden, aber sie begriff, Mikula mußte gegen den unbekannten Feind ziehen, sonst würden das Land, die Wälder, der Dnepr, alle Menschen zugrunde gehen. Sie sagte: „Dann gehe ich mit dir, Mikula! Früher sind die Frauen mit ihren Männern in den Kampf gezogen. Auch meine Hände werden dort gebraucht.“

„Nein, Wista!“ entgegnete Mikula. „Früher waren die Kriege anders, heutzutage sind sie härter und grausam. Du kannst mich nicht begleiten!“

Sie traten zusammen aus der Hütte. Die Sonne ging unter. Die Farben verblaßten am Horizont wie Blumen, die der Frost berührte. Stille lag über dem Dnepr, den Wiesen und Siedlungen. Nur vom Wald her waren Hammerschläge und Eisenklirren zu hören.

Swarg war dabei, Waffen, Schwerter, Speere, Pfeilspitzen zu schmieden. Zu gerne hätte sich Mikula ein Schwert mit einem silbernen Kreuzgriff und einem goldenen Knauf bestellt, ein zweischneidiges aus Stahl,

aber Mikula konnte es nicht bezahlen, und Swarg tat nichts umsonst.

„Warte mal", sagte er plötzlich zu Wista und verschwand in der Hütte.

Als er zurückkehrte, erkannte ihn Wista kaum wieder. Er stand da mit einem Helm auf dem Kopf, dem Schild in der Hand und einem langen Schwert am Gürtel.

„Du siehst aus wie Vater Ant!" entfuhr es Wista.

Mikula zog das rostig gewordene Schwert aus der Scheide. „Solcher Waffe kann niemand standhalten."

Sie kehrten in die Hütte zurück und setzten sich an den Herd, um zu essen. Da erblickte Mikula auf dem Lehmsims hinter dem Herd zwischen den Götterfiguren das Amulett, das Ant immer in den Kampf mitgenommen hatte. Er nahm es in die Hand. Es war die aus Silber gegossene, mit Patina überzogene Figur einer Frau mit herabhängenden Armen, kleinen Brüsten und winzigen Füßchen. Am Kopf befand sich ein kleiner Ring, durch den eine Kette gezogen war.

Wieviel Hände hatten diese Figur schon gehalten? Vor Vater Ant hatten sie Großvater Ulib, Urgroßvater Wojik und vielleicht noch fernere Vorfahren getragen. Die Figur stellte Mokoscha dar, die Göttin der Fruchtbarkeit, die den Menschen Nachkommenschaft, dem Getreide Wachstum, der Erde Früchte — allen Wesen Leben gab.

Mikula wischte die Figur behutsam ab und betrachtete sie lange, um die Züge der Mokoscha zu ergründen, dann legte er das Amulett um den Hals. Möge es nun ihn beschützen!

4

Mikula hatte Glück. Die Ljubetschaner Krieger des Tschernigower Landes kamen früher als die Krieger der anderen, entfernter gelegenen Länder in Kiew an, und

so fand er in der Vorstadt bei dem Schmied Mutor noch eine Unterkunft.

Wie sich herausstellte, war es sehr einfach, etwas über Dobrynja zu erfahren. Schon der erste Drushinnik, dem sich Mikula auf dem Markt schüchtern näherte, antwortete, daß er Dobrynja kenne. Doch fügte er gleich hinzu, daß jener vor kurzem nach Nowgorod gefahren sei und nicht so bald zurückkäme. Das hieß, Mikula brauchte Dobrynja nicht weiter zu suchen.

Er versuchte auf dem Markt auch über die Tochter Erkundigungen einzuziehen, aber er konnte nicht vernünftig erklären, wie sie nach Kiew gekommen war und wo sie arbeitete. Er sagte: „Ich hatte eine Tochter, eine junge, braunäugige, die Fürstin nahm sie, aber wohin, weiß ich nicht..."

Wer konnte dem Vater darauf antworten, dessen Herz bei dem Gedanken an sein Kind schmerzte, der sie jederzeit und sogar im Traum so sah, wie sie aus der Hütte am Dnepr fortgegangen war?

So versuchte Mikula vergeblich, auf dem Podol etwas über Maluscha zu erfahren, bis einmal irgendein Sattler zu ihm sagte: „Weshalb gehst du nicht auf die Gora, Mann?"

Mikula fragte erstaunt: „Ja, lassen sie mich denn hinein?"

„Weshalb nicht? Man muß es nur vernünftig anfangen. Ich muß einem Wojewoden Sättel bringen. Wenn du mir hilfst, können wir zusammen gehen."

Mikula willigte ein, er lud sich einen Sattel auf den Rücken, zwei nahm er unter die Arme und folgte dem Mann.

So stiegen sie zur Gora hinauf. Mikula ging ängstlich hinter dem Sattler durch das Tor und geriet in einen großen Hof mit Bojaren- und Wojewodenhäusern ringsum.

Als sie die Sättel im Hof eines Wojewoden abgelegt

hatten und Mikula allein blieb, ging er zur Seite, um nicht in den Menschenstrom zu geraten, und weiter durch einen Garten bis an die Stadtmauer.

In diesem Winkel der Fürstenburg war es menschenleer und still. An der Mauer standen alte Birnbäume, an deren Ästen Bienenstöcke hingen. Mikula erschrak: Auf den Bienenkörben sah er dieselben Zeichen wie einst auf dem Rodeland...

In diesem Augenblick waren auf dem Pfad nahe der Stadtmauer Schritte zu vernehmen. Mikula sprang auf und sah, daß sich ihm eine Frau näherte, sie war jung, hübsch, trug ein helles Kleid und ein Schlüsselbund in der Hand.

Als die Frau Mikula bemerkte, blieb sie stehen. Sie hatte anscheinend nicht erwartet, hier jemandem zu begegnen, und war sehr verwundert, aber ihre Augen blickten ihn freundlich an, um ihre Lippen spielte ein Lächeln.

Mikula verneigte sich vor ihr, und sie erwiderte den Gruß mit einem Nicken.

Er wagte sich näher heran und sagte: „Erlaube mir, junge Frau, etwas zu fragen. Ich hatte eine Tochter... Maluscha. Einst nahm Fürstin Olga sie zu sich. Nun bin ich hierhergekommen, um sie zu suchen."

Die Frau zuckte zusammen, sie hatte offenbar nicht erwartet, daß dieser Mann ein Gespräch mit ihr anfing, sogar die Schlüssel in ihrer Hand klirrten. Sie blickte Mikula an, und jetzt erst sah er, daß ihre Augen doch nicht so freundlich blickten und ihr erzürntes Gesicht gar nicht so hübsch war.

„Wie bist du hierhergeraten?" fragte sie.

„Ich bin nach Kiew gekommen, weil ich für die Rus in den Kampf ziehe", murmelte Mikula verwirrt.

Da seufzte die Frau erleichtert auf, sie betrachtete Mikulas verschlissenes Hemd, seine Bastschuhe und lächelte aus irgendeinem Grund.

„Ich kannte Maluscha", sagte sie, „wir sind uns einst begegnet. Sie war Magd am Hof der Fürstin Olga."

Mikula stimmte zu und lachte. „Genau so ist es! Lebt sie?"

„Deine Tochter Maluscha lebt", antwortete die Frau.

„Dank sei Perun!" entfuhr es Mikula. „Und wo?"

Die Frau fuhr fort: „Sie lebt, aber nicht in Kiew. Sie hat auf der Gora gearbeitet, aber sie ist hier nicht zurechtgekommen, da hat die Fürstin sie in ein Fürstendorf geschickt..."

„Das ist gut!" sagte Mikula. „Maluscha hat es im Dorf besser als hier. Jetzt weiß ich genug. Wenn Maluscha nur lebt und gesund ist. Wenn ich aus dem Krieg zurückkehre, werde ich sie ausfindig machen und mit nach Hause nehmen. Sage mir, junge Frau, bei wem muß ich mich bedanken, daß ich etwas über Maluscha erfahren habe? Wie ruft man dich?"

„Praxeda, ich bin die Beschließerin der Fürstenburg."

„Gelobt sei Perun, daß er mich mit solch einer edlen Frau zusammengeführt hat! Ich danke dir, Praxeda!"

Mikula wollte anscheinend noch etwas sagen, aber er fand nicht die richtigen Worte und trat zur Seite.

„Unser junger Fürst Wladimir sucht mich", sagte Praxeda noch. „Junger Fürst, ich bin hier!" rief sie.

Auf dem Pfad näherte sich ein Jüngling in einem weißen Gewand, das mit einer goldenen Schnur umgürtet war. Er rief: „Praxeda! Ich will zur Stadtmauer gehen. Boote aus Nowgorod kommen."

Als er sah, daß Praxeda nicht allein war, verstummte er.

Mikula blickte den jungen Fürsten an. Das also war Wladimir, der Sohn des Fürsten Swjatoslaw! Ein gesunder Jüngling mit einem guten Gesicht und warmherzigen Augen.

„Ich verneige mich vor dir, junger Fürst!" sagte er leise.

Aber weshalb zuckte Mikula zusammen, als er in Wladimirs Augen sah? Ihm war, als habe er diese Augen vor langer Zeit schon einmal gesehen...

Einen Augenblick später hatte er sich wieder besonnen, er konnte Wladimir niemals und nirgends gesehen haben.

Praxeda kam es vor, als ob auch Wladimir den Bauern aufmerksam anblickte, er trat sogar aus irgendeinem Grund einen Schritt näher. Aber auch das dauerte nur einen Augenblick, und er wandte sich wieder Praxeda zu.

„Ich gehe auf die Stadtmauer", sagte er.

„Geh, junger Fürst, geh", antwortete sie.

Wladimir ging zur Mauer und stieg hinauf. Mikula blickte ihm lange nach. Um ihn her summten die Bienen.

Am Abend erzählte Mikula: „Jetzt weiß ich alles, Mutor; Dobrynja ist auf Befehl des Fürsten fortgefahren, um Krieger zu sammeln, meine Tochter Maluscha war auf der Gora, jetzt arbeitet sie in einem Fürstendorf. Lob sei Perun... Vielleicht sehen wir uns ein anderes Mal, nach dem Krieg. Es ist nicht eilig..."

„Jetzt werdet ihr sicherlich bald aufbrechen", äußerte Mutor. „Die ersten Krieger aus Nowgorod und den stromaufwärts gelegenen Ländern sind angekommen. Sieh nur, Mikula, was auf der Potschaina und dem Dnepr los ist!"

Mikula blickte auf die Potschaina und den Dnepr, wo Hunderte von Schiffen mit wunderschönen Schnitzereien und farbigen Segeln lagen. „Stark und groß ist die Rus! Jetzt werden wir uns wirklich in Bewegung setzen. Ich danke dir, mein Bruder, daß du mich

aufgenommen hast! Vielleicht begegnen wir einander irgendwann..."

„Weshalb irgendwann?"

„Na ja, der Krieg beginnt, Bruder, und ich gehe!"

„Ich gehe!" wiederholte Mutor ärgerlich. „Denkst du, mir fällt es leicht, daß du gehst und ich nicht? Nicht nur du, das ganze Land geht..."

„Wen der Fürst ruft, der geht eben..."

Mutor rief: „Muß man denn rufen? Höre, Mikula! Du siehst, mein Leben ist schwer. Wer bin ich? Ein Schmied, ein Tausendkünstler. Was habe ich? Ich blicke mich um — das Herz bricht mir. Ringsum Berge, der Dnepr, die Wiesen. Das alles ist mir teuer..."

„Sehr teuer", bestätigte Mikula dumpf.

„Wie kann ich hier sitzen, wenn ihr fortgeht?"

„So kommst du mit uns?"

„So ist es, ich komme mit!"

5

Mit dem Wojewoden Gudim kehrte auch Dobrynja aus dem fernen Nowgorod zurück. Die Nowgoroder und das ganze Slawenland waren ihnen freundlich entgegengekommen; Gudim und Dobrynja besuchten auch die Kriwitschen, Polotschanen, Merier; der Ruf des Kiewer Fürsten flog bis nach Karelien, dem Land der Tschuden. In Begleitung einer riesigen Menschenmenge kehrte Gudim nach Kiew zurück. Die meisten fuhren in Booten, sie brachten alles Notwendige mit, die anderen folgten ihnen zu Fuß oder zu Pferd.

Fürst Swjatoslaw wollte noch einmal alles mit seiner Mutter besprechen und bat auch den Wojewoden Svenald und Ulib zu kommen.

Der Fürst sagte: „Auf dem Dnepr ist Hochwasser, unsere Schiffe fliegen wie Vögel über die Stromschnel-

len. Aber ich meine, wir sollten nicht nur auf dem Wasserwege zur Donau fahren. Ein Teil unseres Heeres mag zu Pferd und zu Fuß durch die Länder der Tiwerzen und Ulitschen ziehen, sich dort wieder vereinigen und die Donau überschreiten." Er blickte durch das Fenster auf das Ufer der Potschaina, wo es von Kriegern nur so wimmelte und wo Hunderte von Schiffen angelegt hatten. „Ich werde selbst unsere Schiffe über die Stromschnellen führen. Fürst Ulib und der Wojewode Svenald mögen die Fuß- und Reitertruppen befehligen..."

„Ich bin bereit, Fürst", stimmte Svenald zu.

„Vielleicht wäre es besser, wenn Ulib in Kiew bliebe", mischte sich Fürstin Olga in das Gespräch ein. „Wer soll sonst die Länder regieren?"

„Du, Mutter Fürstin", antwortete Swjatoslaw. „Sollen die Söhne Igors etwa zu Hause bleiben, wenn alle anderen in den Kampf ziehen? Habe ich recht, Bruder Ulib?"

Fürst Ulib, der blaß und nachdenklich am Fenster saß, antwortete: „Wie es dein Wille ist, fürstlicher Bruder, und wie unsere Mutter, die Fürstin, befiehlt." Mit diesen Worten verneigte er sich vor Fürstin Olga, wobei er ihr bittend und ergeben zugleich in die Augen blickte.

„Es sei so, wie Swjatoslaw anordnet", sagte Olga. „Ich werde Kiew und die Länder beschützen."

„Wir werden bald aufbrechen", beendete Fürst Swjatoslaw das Gespräch. „Unser Land ist groß, seine Menschen tapfer, ich hatte nicht erwartet, daß so viele meinem Ruf folgen!"

Wie gebannt blickte er auf die grellgrünen, mit Frühlingsblumen übersäten Berge, das blaue Wasser der Potschaina und des Dnepr, die Wälder und Wiesen am Fluß, den Himmel, an dem zarte, fast durchsichtige Wolken dahinzogen.

Drittes Kapitel

1

Es war ein wundervoller Morgen im Mai des Jahres 968. Auf den Gipfeln der Berge und an ihren Hängen breitete sich, mit den vergoldeten Dächern blitzend, das von Gewitterregen gewaschene Kiew aus.

An diesem Morgen waren die Tore der Gora geöffnet, die Brücken herabgelassen, auf den Stadtmauern und Türmen flatterten Fahnen, und überall standen mit Helmen und Speeren ausgerüstete Krieger und ihre Heerführer.

Auf dem Dnepr wiegten sich Hunderte von Schiffen. Die Meister hatten keine Mühe gescheut, die Blicke der Krieger zu fesseln und den Feinden Furcht einzuflößen. Den Bug jedes Schiffes zierten geschnitzte Ungeheuer mit hervortretenden Augen, Keiler mit spitzen Hauern, Wassermänner mit kahlen Köpfen und aufgeplusterten Wangen oder Frauen mit langen losen Haaren. Wenn der Wind kam und die Schiffe sich auf den Wellen zu wiegen begannen, lachten diese Ungeheuer, schnitten Grimassen, drohten.

An diesem Frühlingsmorgen waren am Ufer der Potschaina viele Wojewoden zusammengekommen, um noch einmal die Schiffe zu betrachten. Alles war für den weiten Weg vorbereitet, die Waffen und Lebensmittelvorräte eingeladen. Jetzt stiegen von der Gora noch mehr Wojewoden und Bojaren zur Potschaina herab, unter ihnen die Fürsten Swjatoslaw, Ulib und Fürstin Olga mit den Enkeln.

Auf dem Schiff, das für Swjatoslaw und den Woje-

woden Ikmor, der die Flotte befehligte, bestimmt war, brachten sie das Opfer dar: Man schlachtete einen Hahn und besprengte mit seinem Blut den Bug des Schiffes mit dem Fürstenzeichen, zwei gekreuzten silbernen Speeren.

Danach wurden die Anker hochgezogen und die Segel gesetzt. Der Wind frischte auf. Die Schiffe erbebten. Die Segel krochen immer höher und erreichten schließlich die Rahe. Die Schiffe setzten sich in Bewegung, sie fuhren auf das gegenüberliegende Ufer der Potschaina zu, wendeten jäh und glitten auf den Dnepr hinaus, vorbei an den grellgelben Landzungen. Den schweren Schiffen und Booten gaben viele kleine Kähne, Einbäume und Barken das Geleit.

Voran stürmte, einem großen Vogel gleich, der, die mächtigen Flügel ausgebreitet, über das Wasser flog, das Schiff Swjatoslaws mit den beiden großen Segeln. Ihm folgten die übrigen Schiffe, immer je drei in einer Reihe.

Fürstin Olga, die Wojewoden und Bojaren sahen vom Ufer der Potschaina aus, wie die dunklen Umrisse der Schiffe und die weißen Segel in der blauen Ferne verschwanden.

Fürst Swjatoslaw stand auf dem Heck des Schiffes und blickte zurück, dorthin, wo sich der blaue Opferrauch wie ein Pfeil hoch in den Himmel hob, wo die Bojaren, Drushinniki und alle Kiewer standen, die sie zu den Schiffen geleitet hatten. Er sah die Mutter, die höher als die anderen auf einem dunklen Steilhang stand, und neben ihr seine drei Söhne.

Er nahm Abschied von den Hügeln, die unerbittlich verschwanden, den Weiden, die sich tief über das Wasser neigten, dem gelben Sand, er nahm Abschied von allen Menschen der Stadt Kiew. Und auch das blasse Gesicht Maluschas tauchte in diesen Minuten des Abschieds vor ihm auf.

Erst als hinter einer scharfen Biegung die Stadt und die Menschen verschwanden, wandte sich der Fürst nach vorne. Seinen Blicken bot sich das breite Flußbett des Dnepr dar, seine starken Hände bewegten das Steuerruder.

2

Die Krieger Fürst Swjatoslaws schien anfangs das Glück zu begleiten. Das Wetter war ungewöhnlich klar, aber der Wind verließ sie nicht weit von Kiew und flog in andere Regionen. Die Segel mußten zusammengerollt und die schweren Schiffe mit Rudern vorangetrieben werden; die Tage waren glühendheiß, die Nächte kaum kühler.

Der Wasserstand sank schnell. Hinter Kiew und Rodnja wurden die Schiffe noch von der Strömung getragen, man brauchte nicht einmal zu rudern. Aber danach hörten die Wasser zu rauschen auf, an den Steilklippen trocknete der vom Hochwasser angeschwemmte Abfall. Alle wurden jetzt unruhig: Würde es ihnen glücken, mit den Rudern durch die Stromschnellen zu schlüpfen?

Nicht weit von den Stromschnellen, dort, wo sich an den Ufern die Felsen auftürmten, machten die Schiffe fest. Die alten Krieger, die diesen Weg schon öfters mit Igor gefahren waren, begaben sich durch das versumpfte Schilfufer zur ersten Stromschnelle.

Gegen Abend kehrten sie mit schlechten Nachrichten zurück. Es gäbe noch genug Wasser, erzählten sie, die ersten drei Stromschnellen könne man mit Rudern überwinden und wahrscheinlich auch die unteren drei. Aber die gefährlichste Stromschnelle, die Unersättliche genannt, mit Rudern zu passieren, hielten sie für bedenklich.

Die ganze Nacht über lagen die Schiffe am Ufer. Noch vor Anbruch der Dunkelheit bereiteten die Krieger

das Essen zu, um in der Nacht kein Feuer anzünden zu müssen. Auf den Felsen und in der Steppe stellten sie Wachen auf. Hier an den Stromschnellen streiften Petschenegen herum, man mußte auf der Hut sein. Die Nacht verlief ruhig, nichts störte die vom langen Weg erschöpften Krieger. Kaum leuchtete im Osten die Morgenröte auf, erwachten sie. Auf den Schiffen stellte man neue, lange Steuerruder aus Eichenholz bereit, die Männer richteten die Ruder auf, andere nahmen mit langen Stangen an den Bordwänden Aufstellung, um im Notfall von den Steinen abzustoßen. Dann wurden die Anker gelichtet.

Ein Schiff nach dem anderen legte ab und steuerte auf die erste Stromschnelle zu, die von den Kriegern der Wecker genannt wurde. Sie war unter dem Wasser kaum zu erkennen. Von beiden Ufern drangen hier zwei Felsenkämme in den Dnepr. Das Wasser brodelte. In der Strömung angekommen, suchten die Schiffe die Fahrrinne und flogen vorwärts... Sie brauchten die Ruder nicht; die Strömung war so schnell, das Steuerruder genügte. Ein Schiff nach dem anderen jagte wie ein Pfeil dahin und landete in ruhigem Gewässer.

In der Ferne erhob sich wie eine Insel aus Schaum eine neue Stromschnelle. Der Dnepr bahnte sich hier einen schmalen Weg zwischen zwei Felsen hindurch. Man brauchte ein gutes Auge und eine feste Hand, damit das Schiff vorankam, ohne die Felsblöcke zu streifen.

Jedoch auch dieser Stromschnelle entrannen die Schiffe. Vor ihnen lärmte bereits die nächste; sie war ruhiger, aber überaus gefährlich, weil gleich hinter ihr die furchtbare Unersättliche toste.

Schon von weitem war zu sehen, wie das Wasser in der Unersättlichen brodelte und schäumte. Eine tückische Steinkette zog sich hier unter Wasser von einem Ufer zum anderen. Bald hier, bald dort ragten spitze

Steine wie Stoßzähne hervor. Die aufgebrachten Wassermasssen drehten sich, kochten, schlugen grimmig gegen Steine und Felsen, sie machten so viel Lärm, daß das Echo in der Ferne widerhallte.

Die Krieger blickten ängstlich auf die Stromschnelle. Sie waren davon überzeugt, daß dort unter dem Wasser fürchterliche Geister lebten, deren spitze Stoßzähne aus dem Wasser ragten. Ewig hungrig, nach einem Menschenopfer lechzend, ergriffen ihre Fänge jedes über sie hinwegfahrende Schiff, saugten sich fest, kippten es um. Die Menschen wurden verschlungen. Mit der Unersättlichen kämpfen? Oh, das stand nicht in der Macht des Menschen!

Die Schiffe machten oberhalb dieser Stromschnelle fest, die Krieger holten die schon in Kiew vorbereiteten Stricke und Holzrollen hervor. Man mußte die Schiffe zu dem niedriger gelegenen Ufer schleppen. Ein Teil der Krieger stellte die Rollen auf, zog die Schiffe heran und schleppte sie am Ufer entlang. Die übrigen streiften mit Speeren und Bogen ausgerüstet durch die am Dnepr gelegenen Schluchten und Wälder, um im Notfall die Petschenegen abwehren zu können.

Die Krieger des Fürsten Swjatoslaw mußten am Ufer eine Strecke von sechstausend Schritt zurücklegen. Die Lasten schleppten sie auf den Schultern bis zum Ende der Stromschnelle, aber auch die unbeladenen Schiffe waren schwer, nur langsam kamen sie auf den Rollen vorwärts, am Himmel hing die sengende Sonne, der glühende Sand verbrannte die Füße.

Vom frühen Morgen bis zum späten Abend zogen sie die Schiffe am sandigen Ufer entlang, und sogar in der Nacht ruhte die Arbeit nicht. Die Morgendämmerung traf sie auf den Steilhängen in Höhe der Unersättlichen an. Der ruhige, glatte Wasserspiegel war nicht mehr weit, und bis die Sonne hoch am Himmel stand, waren die Schiffe eins nach dem anderen ins

Wasser hinabgelassen. Die Unersättliche war überwunden.

Die drei letzten Stromschnellen schreckten keinen mehr, die Schiffe durchquerten sie sicher und schnell.

Einige Zeit später wälzte der Dnepr seine Wasser zwischen felsigen Steilufern hindurch, die an ein enges Tor erinnerten. Dort senkten die Krieger die Ruder ins Wasser und ruhten sich aus. In der Ferne tauchten jetzt die Felsen und Wälder der Grigori-Insel auf, die mitten im Dnepr lag.

Näher kommend, erblickte man zuerst eine große Lichtung, auf der eine alte, weitverzweigte Eiche stand. Unter ihr pflegten die Vorbeifahrenden, die die Stromschnellen noch passieren mußten oder sie gerade glücklich passiert hatten, den Göttern ein Opfer zu bringen.

Das Opfer, einen Hund und einen Hahn, wie es die Sitte verlangte, brachte Swjatoslaw dar, denn auf einem Feldzug war er Fürst und Priester zugleich. Er stand vor der hohen Eiche, auf der das noch zarte Laub erbebte. An ihren Zweigen hingen vermoderte Tücher, verrostete, schartige Schwerter, zerbrochene Helme und Speere — die Opfer vieler Menschen, die an der Insel vorbeigefahren waren.

Jetzt legte Swjatoslaw Schwert und Schild vor der Eiche nieder. Nachdem er den Göttern dafür gedankt hatte, daß sie seinen Kriegern halfen, die Stromschnellen zu überwinden, bat er sie, ihnen auch fernerhin beizustehen.

Hinter dem Fürsten standen die Heerführer. Als das Opfer dargebracht und die Erde vor der Eiche mit dem Blut des Hundes und des Hahnes bespritzt war, knieten sie nieder und sprachen ein altes Gebet ihrer Ahnen:

„Götter, helft und beschützt uns.
Götter, gebt uns in der Schlacht den Sieg

und auf Erden den Frieden,
dafür preisen wir euch und beten euch an,
Götter!"

Fürst Swjatoslaw stand vor der Eiche, er blickte auf die riesige, blutrote Sonnenscheibe und fragte sich, ob er und die anderen wohl noch einmal hier stehen und ein Dankesopfer bringen würden.

3

Während Swjatoslaw mit fünfhundert Schiffen und einem zwanzigtausend Mann starken Heer auf dem Dnepr zum Russischen Meer fuhr, rückte das Heer der Länder der Rus, das dreißigtausend Mann zählte, mit dem Fürsten Ulib und dem Wojewoden Svenald an der Spitze auf dem Landweg zur Donau vor.

Auch hier in der Steppe mußte man sich vor Petschenegen in acht nehmen, vier Horden streiften zwischen Don und Dnepr umher, weitere vier zogen unter Khan Kurja an den Stromschnellen und dem rechten Ufer des Dnepr herum.

Auf ihren kleinen, aber flinken und ausdauernden Pferden jagten die Petschenegen wie Wolken durch die Steppe, sie nächtigten in Lagern, während ihnen die Frauen mit den Kindern und dem Hausrat auf den Zeltwagen folgten. Am nächsten Morgen zeugten nur einsame Rauchwölkchen, niedergedrücktes Steppengras und Pferdemist davon, daß sie an jener Stelle gelagert hatten.

Die Krieger der Rus fürchteten diese Horden nicht, selbst wenn sie mit allen gleichzeitig zusammenstoßen würden. Trotzdem ritt von Anfang an in einem großen Halbkreis ein Spähtrupp voraus. Ein weiterer ritt am Ufer des Dnepr entlang und noch einer im Westen, in

Richtung der Steppe. Diesem Spähtrupp folgten zwei bis drei Reiter, und wenn sie einen Kurgan sahen, ritten sie auf ihn zu, ließen die Pferde weiden und stiegen hinauf. Von hier aus blickten sie wie gebannt in die Ferne, die Hand zum Schutz gegen die Sonne über die Augen gelegt.

Die weite, unendliche Steppe lag vor ihnen, von saftigem Gras und Blumen bedeckt, duftete sie in dieser Frühlingszeit noch frischer. In den Tälern hatten sich silbern schimmernde Seen von Schmelzwasser gesammelt. Überall breitete sich das junge, saftige Dornengras aus, das selbst in der größten Hitze die Füße kühlte. Inmitten der Grashalme brannten die Tulpen wie gelbe und rote kleine Feuer, flimmerten blaue Hyazinthen.

Die Steppe war erfüllt von majestätischer Ruhe. Sie erinnerte an ein stilles, uferloses Meer, nur die hohen Kurgane, die in der Ferne am Dnepr bläulich schimmerten und sich in langen Reihen durch die ganze Steppe zogen, legten Zeugnis davon ab, daß es hier nicht immer so ruhig gewesen war, daß das Land, auf dem jetzt das Gras so üppig wuchs und die Blumen leuchteten, mit menschlichem Blut getränkt war. Aber nirgends war ein Feind zu sehen. In der Ferne zog eine Herde wilder Pferde vorüber. Eine bucklige Steppenantilope jagte aufgeschreckt davon. Sonst gab es nichts Besonderes.

Trotzdem mußten Petschenegen in dieser Gegend herumstreifen. Die Späher stießen bei Tagesanbruch oft auf Feuerstellen, unter deren grauer Asche noch Glut glimmerte, ringsum war das Gras niedergetreten, abgenagte Knochen lagen herum. Die Petschenegen hielten sich irgendwo in der Nähe verborgen. Sie hatten erkundet, daß das Heer Fürst Swjatoslaws durch die Steppe zog, aber sie kannten auch seine Stärke und flüchteten deshalb.

Dem Heer voran ritten eintausend Gridni des Fürsten Swjatoslaw mit dem Fürsten Ulib, dem Wojewoden Svenald und den Heerführern der Länder. Sie saßen mit ihren Helmen, Schwertern und Bögen auf den feurigen Pferden, über ihnen flatterten die Fahnen. Ihnen folgten die Knappen, die auf ihren Pferden einen Vorrat an Kettenhemden und Panzern mit sich führten.

Die Heerscharen unter der Führung der Fürsten von Tschernigow und Perejaslaw ritten rechts und links von der Spitze, um den Feind zurückzuschlagen, wenn er es wagen sollte, vom Dnepr oder von den tscherwenischen Städten aus anzugreifen, und um den Haupttrupp zu unterstützen, wenn der Feind vor der Spitze auftauchte.

Zwei bis drei Werst hinter den berittenen Abteilungen folgte das Fußvolk, die Krieger der einzelnen Länder. Sie zogen in riesigen Haufen dahin, jedes Land geführt von seinem Wojewoden, der mit einer kleinen Drushina zu Pferde voranritt.

Die Krieger kamen von überallher. Neben einigen tausend Poljanen schritten eintausend drewljanische Krieger, Nowgoroder, Radimitschen, Sewerjanen, sogar Wjatitschen und Tschuden. Es waren in der Mehrzahl ältere bärtige Männer mit langen Haaren, aber es gab auch viele junge unter ihnen. Sie gingen in Bast- oder Lederschuhen, bisweilen auch barfuß, der eine mit Schwert, Bogen oder Speer, der andere mit einem Jagdspieß und einem Messer am Gürtel.

Dem Heer der Krieger folgten, wieder im Halbkreis, als sollten sie es von hinten schützen, von Pferden und Ochsen gezogene Fuhrwerke, vollbeladen mit Waffen, Armbrüsten, Mauerbrechern, Pfeilen und Bogen, und mit Proviant wie Mehl, gesalzenem Wild, Schweinefleisch, Honig, Salz. Hinter den Wagenzügen wälzten sich von den Frauen der Krieger angetriebene Herden von Kühen, Kälbern und Schafen.

Wolken rostbraunen Staubs zurücklassend, entfernte sich das Heer langsam und geräuschvoll immer weiter von Kiew; vom frühen Morgen bis zum späten Abend wurde marschiert, nur des Nachts Ruhe eingelegt. Das Lager wurde meistens in der Nähe von Seen und Flüssen errichtet, wo es genug Wasser und Holz gab. Dann rückten die Truppen zusammen und entzündeten am Ufer Lagerfeuer.

Doch auch jetzt vergaß man den hinterlistigen Feind nicht: Die Fuhrwerke wurden im Halbkreis um das Lager aufgestellt und zusammengebunden, kleine Drushinas streiften die ganze Nacht durch die Steppe, berittene Späher standen auf den Kurganen Wache.

Im Lager wurde es bald still, die Feuer erloschen. Die Männer schliefen, kaum daß sie lagen, unter freiem Himmel ein. Lange vor Morgengrauen erwachten sie, sammelten sich schnell und zogen immer weiter der Donau entgegen.

4

Mikula gehörte zur zweiten eintausend Mann starken Abteilung, an deren Spitze der Wojewode Grin ritt, zu der Hundertschaft Dobyslaws und der Zehnergruppe, die der Schmied Mutor anführte.

Anfangs war ihm das Herz schwer, alles erinnerte ihn an das Heimatdorf, an seine Frau... Immer wieder träumte er: Wista läuft an einem Ufer des Flusses entlang, er am anderen. Sie streckt ihm die Hand entgegen, ruft, aber er kann nicht antworten... Im übrigen war Mikula noch nie in eine Schlacht gezogen. Vater Ant, Großvater Ulib, die Brüder Swarg und Brasd — sie hatten an Feldzügen und Schlachten teilgenommen, sie konnten mit Waffen umgehen, wußten, was notwendig war.

Was für ein Krieger aber war Mikula?

Die Beine lang, etwas krumm, Füße wie die eines Bären, die Arme ebenfalls so lang, daß er nicht wußte, wohin damit, auf dem Kopf eine richtige Mähne, der Bart war in der Sonne ausgebleicht und wucherte. Und erst die Waffen! Viele hatten Schwerter aus Stahl und neue, aus dünnen Platten genietete Panzer. Bei Mikula war alles geschmiedet, altertümlich, unhandlich. Schild und Bogen baumelten an einem Strick auf dem Rücken, der Köcher mit den Pfeilen rutschte immer nach vorn.

Dobyslaw betrachtete Mikula von allen Seiten und bemerkte: „Mikula, du trägst den Bogen nicht so, wie es sein muß. Erst wenn du ihn so handhabst, wie es üblich ist, bist du ein echter Krieger."

Der Sohn des Sippenältesten Ant hatte es nicht leicht auf seinem ersten Feldzug. Er war barfuß in die Steppe gegangen, denn die Bastschuhe hielten nur einen Tag, und es gab keine Möglichkeit, neue zu flechten. Das beunruhigte ihn jedoch nicht weiter, barfuß konnte er nicht nur bis zur Donau, sondern bis hinter das Meer laufen. Mikula scheute auch keine Arbeit: Wenn die Nacht anbrach, schob er die Fuhrwerke zurecht, band sie mit Stricken und Riemen zusammen, grub mit anderen einen Graben um das Lager. Zum Abend aß er Wildschweinfleisch, einen trockenen Fladen hinterher, trank Wasser — und schlief sogleich ein.

Nach einigen Tagen erreichte das Heer die Grenze des Poljanenlandes. An der Ros lag noch ein fürstliches Dorf, die Krieger sagten, es gehöre der Fürstin Olga. Krieger sind Krieger: Viele von ihnen gingen nachts in das Dorf, die jungen, um sich nach den Mädchen umzusehen, die älteren, um sich zu unterhalten. Die Bewohner des Fürstendorfes wiederum, einfache Poljanen, kamen in das Heerlager an der Ros; im Dunkel der Nacht konnte man bald hier, bald dort

an den Lagerfeuern neben den behelmten Kriegern bärtige Landleute sitzen sehen, fürstliche Bauern.

Mikula ging nirgendwohin. Als er mit den anderen gegessen hatte, legte er sich unter einen Strauch auf einem Felsen an der Ros, Helm und Mantel unter dem Kopf, schloß die Augen und schlummerte ein. Die Stille ringsum wurde nur von den fernen Stimmen am Lagerfeuer und von dem Schlagen der Nachtigallen im Dickicht gestört.

Aber er schlief nicht länger als eine Stunde, plötzlich erwachte er, setzte sich auf, rieb die Augen.

Ringsum gab es nichts Ungewöhnliches, was Mikula geweckt haben könnte. Hoch oben am Himmel weidete der Mond die Herde der großen und kleinen Sterne. Auf ihm hob sich dunkel das Zeichen Peruns ab, der Krieger mit dem Dreizack. Wolken näherten sich dem Mond, böse Kräfte, und schon verhüllten sie ihn. Aber er segelte am Himmel dahin und war wie mit silberner Asche überschüttet.

Die Feuerstellen erloschen, von irgendwoher drangen die Stimmen der Wache. Neben Mikula hatten sich kreuz und quer noch andere russische Krieger hingelegt. Manche zuckten im Schlaf und murmelten Worte vor sich hin.

Mikula wurde aus irgendeinem Grund sonderbar zumute. Er faßte sich an die Brust, wo an einer Kette seine Beschützerin Mokoscha hing, die er von zu Hause mitgenommen hatte. Immer wenn die Traurigkeit ihn überkam, berührte er sie.

Plötzlich hörte er hinter sich ein Geräusch, und als er sich umwandte, erblickte er einen im Gras sitzenden Krieger, der den Mond anstarrte.

Mikula erkannte ihn, er war aus seiner Zehnergruppe. Froh, in dieser Mondnacht nicht als einziger in dem großen Lager wach zu sein, fragte er ihn leise: „Du schläfst nicht, Mann?“

„Ich kann nicht schlafen", entgegnete jener.

„Woher kommst du?"

„Aus Nowgorod."

„Sicher wart ihr lange unterwegs?"

„Es ging... Wir sind im Winter fortgefahren, im Frühling angekommen. Du weißt selbst, auf dem Wasser geht es schnell."

„Wie heißt du?"

„Radysch", antwortete der Mann.

„Ich heiße Mikula."

„Gut", erwiderte Radysch lächelnd.

Beide schwiegen eine Weile.

„Sag, wohin gehen wir?" fragte Mikula und rückte dichter an Radysch heran.

Jenen verwunderte die Frage anscheinend nicht. Er antwortete sogleich: „Ja, Mikula, das ist alles recht schwierig."

Diese Worte befriedigten weder Mikula noch Radysch selbst. Nachdenklich fügte er hinzu: „Sie bedrängen unser Land. Wir haben Tribut gezahlt und jetzt Steuern und Abgaben. Wofür? Die Rhomäer kommen von Westen, Süden, Osten, sie bedrohen uns von drei Seiten, um uns zu ihren Sklaven zu machen. Aber ich, Mikula, habe nicht die Absicht, ihr Sklave zu werden. Eher gehe ich ins Wasser... Unsere Fürsten, nun, die haben es auch nicht leicht: Sie müssen Städte bauen, brauchen eine große Drushina, Schiffe... Ja, deshalb zahlen wir Abgaben und Steuern..." Radysch schloß seine Erklärung: „Deshalb gehen wir, Mikula! Um das russische Land zu beschützen. Wir wollen keine Sklaven sein. Wenn wir die Rhomäer schlagen, schafft man vielleicht die Steuern und Abgaben ab. Was denkst du, Mikula?"

„Ich denke, wir verjagen sie, Radysch... Und dann werden wir auch keine Steuern und Abgaben mehr zahlen müssen."

Damit war das Gespräch beendet. Es war offenkundig, daß Radysch schlafen wollte, und auch Mikula gähnte ausgiebig. Sie legten sich hin, und Radysch schlief sofort ein.

Aber Mikula fand immer noch keine Ruhe. Lange lag er mit offenen Augen da, dann hob er vorsichtig den Kopf und stützte sich auf die Ellbogen.

Am Himmel schwamm wie zuvor der Mond, nur etwas niedriger, die Wolken hatten sich zerstreut, und das Zeichen Peruns war jetzt deutlicher sichtbar; die Steppe war grau, überall lagen Krieger.

Mikula blickte diese Männer auf einmal mit ganz anderen Augen an. Radysch redete nicht so wie Mikulas Landsleute, sondern steif, gedehnt, und wenn die Dregowitschen und Radimitschen sprachen, meinte man Vögel singen zu hören. Die Wjatitschen und Merier schienen die russischen Worte ganz vergessen zu haben.

Doch Mikula wußte, daß sie alle einfache Menschen waren, aus einem Geschlecht. Das Schicksal hatte sie in verschiedene Richtungen verstreut, aber in Kummer und Freude waren sie eins.

Mikula legte sich hin und schlief ruhig ein.

5

Nicht alle in der Runde schliefen. Ganz in der Nähe von Mikula und Radysch stand auf einem Felsen an der Ros eine Frau und blickte auf das Lager, auf die Feuerstellen, auf den Mond und den Fluß.

Ihr bleiches Gesicht mit den hervorstehenden Backenknochen, den großen dunklen Augen und den schmalen Lippen wurde vom gespenstischen, kalten Licht des Mondes beschienen. Trotzdem ging von dieser mageren Frau aus dem Poljanenland etwas Anziehendes aus.

Sie stand schon lange hier auf dem Felsen. Sie hatte beobachtet, wie die Krieger an ihren Lagerfeuern zu Abend aßen und sich dann ins Gras legten und schliefen oder sich leise unterhielten.

Sie kannte all diese Männer nicht, aber die roten Flammen der Lagerfeuer, die gedämpften Stimmen der Männer, das Knarren der Wagen und das Wiehern der Pferde in der Ferne riefen manche Erinnerung in ihr wach. Sie dachte daran, wie sie einstmals als junges Mädchen mit ihrer Familie in Ljubetsch am Dnepr gelebt hatte und wie sie mit ihrem Bruder Dobrynja fortgegangen war, und sie seufzte...

Maluscha wollte, wie alle Bewohner von Budutin, den Kriegern, die in die Schlacht gingen, irgend etwas gutes tun. Manche boten den Männern an, in ihren warmen Hütten zu übernachten, andere gingen zu den Lagerfeuern und brachten Geschenke, der eine Brot, der andere Geflügel oder einen Topf Honig. Der Sitte nach ziemte es sich, alles zu geben, was man besaß: Die Krieger zogen in die Schlacht und gaben dabei auch alles, was sie hatten.

Maluscha nahm frisches Brot, verließ die Erdhütte und ging zum Felsen. Irgend etwas hinderte sie, weiterzugehen. Vielleicht fürchtete sie, erkannt zu werden, vielleicht kam ihr das Geschenk zu armselig vor. Sie stand auf dem Felsen und blickte in die Steppe, bis die Lagerfeuer ausgebrannt waren. Als sie die leisen, undeutlichen Stimmen von Mikula und Radysch vernahm, weinte sie...

Maluscha raffte sich auf, ging einige Schritte vor, legte das Brot ins Gras, wo Mikula und Radysch schliefen, und wandte sich wieder ihrer Erdhütte zu.

Mikula erwachte vor Sonnenaufgang. Sogleich sprang auch Radysch auf und begann die Waffen anzulegen. Sie hatten gut geschlafen, nichts hatte sie in dieser

Nacht gestört, jetzt mußten sie sich sputen. Die Menschen lärmten, Pferde wieherten, in Budutin krähten die Hähne.

„Was ist das?“ fragte Mikula, als er im Gras das frische Brot liegen sah. „Hast du es dorthin gelegt, Radysch? He, wem gehört das Brot?.. Nun“, sagte er lächelnd, „wenn keiner antwortet, so bedeutet das, Mokoscha hat uns das Brot geschenkt. Ein Stück für dich, Radysch, ein Stück für mich.“

Und sie ließen sich das Brot schmecken, bevor sie sich erneut auf den weiten, unbekannten Weg begaben.

Viertes Kapitel

1

Es dämmerte. Im Sulinsker Liman breitete sich Lärm aus wie fernes Donnergrollen. Als dann die Nacht alles im Umkreis verhüllte, hörte man das Aufschlagen vieler tausend Ruder auf dem Wasser und Stimmengewirr: Swjatoslaws Heer hatte nach vielen Tagen und Nächten der Wanderschaft auf dem Meer, nach einem unmenschlichen Kampf mit Wind und Wellen die Sulina, den Mündungsarm der Donau, erreicht.

Als ein Schiff nach dem anderen am Ufer in den stillen Wassern des Liman festgemacht hatte, stiegen die Krieger, deren Hände vom Rudern blutig gescheuert waren, die viele Tage und Nächte kein Ausruhen kannten und vor Durst beinahe umkamen, an Land. Sie beugten sich über das Wasser, das ihnen jetzt süßer als Honig vorkam, und schliefen sogleich im Sand ein.

Swjatoslaw und seine Heerführer konnten immer noch nicht ausruhen. Hier am Sulinsker Liman erwartete den Fürsten der Spähtrupp des Fürsten Ulib. Der Bruder ließ mitteilen, daß seine Truppen, die berittenen und die zu Fuß, die Steppe am Russischen Meer wohlbehalten durchquert hätten und sich der Donau näherten.

Im übrigen war es bald nicht mehr zu überhören, daß am linken Ufer der Donau der Boden unter Pferdehufen erdröhnte.

Die Donau, der Liman bevölkerten sich, in der Dunkelheit klirrten Waffen, man hörte Pferdegetrappel und Stimmen.

„Sei gegrüßt, Fürst Swjatoslaw!"

„Seid auch ihr gegrüßt, Bruder Ulib, Svenald und alle Krieger. Seid ihr gut durch die Steppe und das Land der Ulitschen und Tiwerzen gekommen?"

„Die Tiwerzen und Ulitschen standen zu ihrem Wort, sie haben mehr als tausend Krieger unter deine Fahne gestellt..."

„Und die Petschenegen?"

„Es war merkwürdig, Fürst. Unsere Späher fanden überall ihre Spuren, aber wir haben keinen lebenden Petschenegen gesehen. Vermutlich sind sie vor uns geflüchtet."

„Wie gut", sagte Swjatoslaw. „Am Dnepr haben wir sie auch nicht bemerkt, obwohl an den Stromschnellen ihre Lager sind."

Noch vor Sonnenaufgang setzte das Heer Fürst Swjatoslaws an das rechte Ufer über. In jedem Schiff fanden fünfzig und mehr Krieger Platz, mehr als zehnmal mußte jedes Schiff den Liman überqueren. Endlich stand das ganze Heer auf den steilen Hängen der Donau.

Am linken Ufer des Sulinsker Liman waren berittene Krieger zurückgeblieben, um zu beobachten, ob nicht plötzlich aus den südlichen Steppen die Petschenegen oder eine andere Horde herangeflogen kamen. Im Schilf und überall im Weidengebüsch am Ufer des Liman waren auch die Schiffe versteckt.

Im Morgengrauen versammelte der Fürst die Ranghöchsten der Drushina.

„Es war nicht mein Wille, mit Schwert und Speer hierherzugehen", sagte Swjatoslaw, „wir möchten den Bulgaren die Hand entgegenstrecken und mit ihnen gegen die Rhomäer ziehen. Deshalb sandte ich den Wojewoden Bogdan zu König Peter. Aber König Peter hat unsere Hand zurückgestoßen und den Wojewoden Bogdan getötet."

„Wir werden Rache nehmen, Fürst!" schrien alle im Zelt. „Wir werden Rache nehmen!"

Swjatoslaws Gesicht war streng und nachdenklich. Er sagte: „Die Rache fällt auf König Peter, er entkommt ihr nicht. Sie soll auch seine Bojaren treffen, die ganze Drushina, die zu den Rhomäern hält..."

„Führe uns, Fürst!" riefen die Wojewoden.

Fürst Swjatoslaw war noch nicht am Ende seiner Rede.

„Aber, Männer, wir müssen stets daran denken, daß es unser Ziel ist, gemeinsam mit den Bulgaren gegen die Rhomäer zu ziehen, wenn wir Peter bezwungen haben. Seite an Seite mit ihnen werden wir sie besiegen, gehen wir getrennt, sind die Bulgaren dem Untergang geweiht, und auch für uns wird es schwer sein."

„Führe uns, Fürst!" dröhnte es im Zelt.

Swjatoslaw faßte nach seinem Köcher und zog einen Pfeil heraus. Es war ein dünner Pfeil aus Zypressenholz mit einer Spitze aus Fischbein und einer Adlerfeder am Ende.

„Bringt diesen Pfeil König Peter", erklärte der Fürst, „und sagt ihm von mir: ‚Ich ziehe gegen euch!' "

2

Die Nachricht, daß Schiffe des Fürsten Swjatoslaw im Russischen Meer aufgetaucht waren, flog geradezu nach Konstantinopel. Sie wurde zuerst durch Lichtsignale vom Leuchtturm übermittelt. Fischer, die zum Fang aus dem Bosporus gefahren waren, und Kaufleute, die mit Salz und Getreide aus Chersones über das Russische Meer heimkehrten, bestätigten, daß ungezählte russische Schiffe zur Donaumündung unterwegs wären.

Diese Nachricht verbreitete natürlich Unruhe in Konstantinopel. Sowohl im Großen Palast wie auch in der

Stadt, überall am Goldenen Horn und am Marmarameer sprach man mit Entsetzen von diesen Schiffen. Erinnerungen an die russischen Fürsten Oleg und Igor wurden wach...

Nachts schliefen die Einwohner der Hauptstadt nicht, sie traten aus ihren Wohnungen, sahen in die Richtung des Großen Palastes, wo auf einem hohen Felsen der Leuchtturm stand, der die Signale aus Preslaw empfing und neue übermittelte.

Nur Kaiser Nikephoros, sein Erster Minister Basileios und noch einige Persönlichkeiten, die dem Kaiser nahestanden, waren von dieser Nachricht nicht überrascht. Fast ein Jahr war vergangen, seit der Patrizier Kalokir auf Befehl von Nikephoros nach Kiew gefahren war. Ein Schreiben König Peters, in dem dieser mitteilte, daß ihm der Kiewer Fürst mit Krieg drohe, zeugte davon, daß der Gesandte wirksam geworden war und Fürst Swjatoslaw für einen Krieg gegen die Bulgaren rüstete. So würde also das in Erfüllung gehen, was Kaiser Nikephoros ersonnen hatte: Fürst Swjatoslaw zieht an die Donau, schlägt die Bulgaren, verliert sein Heer, und dann wird Nikephoros ein Wörtchen mitreden.

Etwas anderes wunderte den Kaiser: Seit seiner Abreise aus Konstantinopel hatte der Gesandte Kalokir nichts mehr von sich hören lassen. Warum schwieg Kalokir, warum antwortete Swjatoslaw nicht? Byzanz hatte ihm doch für den Krieg mit Bulgarien eine Menge Gold geschickt!

Bald darauf ließ König Peter durch Lichtsignale und danach durch Eilboten mitteilen, daß Fürst Swjatoslaw mit starken Verbänden von Fuß- und Reitertruppen sein Heer angreife. Und er bat den Kaiser flehentlich, keine Zeit zu versäumen und ihm zu helfen, ihn zu retten. König Peter versprach alles zu tun, was Nikephoros wünsche, und schwor ewige Freundschaft.

Als er dieses Schreiben las, dachte Nikephoros: Feigling! Ewige Freundschaft für unverzügliche Hilfe! Wen bittest du um Hilfe? Wenn du wüßtest, daß ich die Truppen der Rus persönlich nach Bulgarien geschickt habe!

Nikephoros sprach wie ein Vater und aufrichtiger Freund mit den bulgarischen Gesandten. Er wolle auf jede Art und Weise den Frieden zwischen Byzanz und Bulgarien festigen. Er wisse auch, daß der bulgarische König einen Sohn habe, Boris, und er deutete an, daß Boris eine der Töchter des Kaisers heiraten könne...

Schweißgebadet, mit in den Satteln wundgeriebenen Schenkeln jagten die Bojaren, die Boten des bulgarischen Königs, mit diesen Nachrichten nach Preslaw zurück. Bald darauf tauchte Peters Sohn Boris in Konstantinopel auf, und Nikephoros empfing ihn wie einen lieben Gast im Großen Palast und quartierte ihn nicht irgendwo, sondern ganz in seiner Nähe, im Bukoleon, ein.

Kaiser Nikephoros hielt Wort. Im Bukoleon wurde der Königssohn Boris mit Maria, einer Enkelin des Kaisers Konstantin Porphyrogennetos, bekannt gemacht und bald mit ihr verlobt. Kurze Zeit darauf traute der Patriarch Polyeuktos in der Blachernen-Kirche das glückliche Paar.

Doch die Angst wollte nicht aus der Seele des Kaisers weichen. In seinem Schreiben hatte Peter mitgeteilt, daß Swjatoslaws Heer mit Schiffen, zu Fuß und zu Pferde vorrücke und das bulgarische Heer nicht fähig sei, ihm standzuhalten. Das bedeutete, daß der Kiewer Fürst viel mehr Krieger gesammelt hatte, als der Kaiser erwartete und als es für hunderttausend Goldstücke möglich war. Unter Umständen durchquerte Swjatoslaw ganz Bulgarien und tauchte dann vor den Mauern Konstantinopels auf!

Kaiser Nikephoros besprach mit dem Ersten Minister Basileios, was zu tun war. Daß Fürst Swjatoslaw in Bulgarien einfiel, war gut. Daß die Russen die Bulgaren vernichteten, war auch gut: Sie schwächten sich gegenseitig, und danach würde man mit Bulgarien wie auch mit der Rus rasch fertig werden. Schon jetzt gegen Fürst Swjatoslaw vorzurücken war nicht vorteilhaft, noch war er zu stark.

In der Nacht führte der Erste Minister den Bischof Theophil in die Gemächer des Kaisers. Dieser schätzte Theophil nicht nur als einen Gottesdiener, sondern auch als einen listigen, erfahrenen Botschafter, dessen Dienste schon die Kaiser Konstantin und Romanos in Anspruch genommen hatten.

Die Unterredung zwischen Nikephoros und dem Bischof fand unter vier Augen statt, in einem Raum, dessen Fenster zum Meer hinausgingen.

„Könnte der Bischof über den Pontos reisen?" fragte Nikephoros.

„Der Imperator will mich nach Chersones oder zu den Chasaren schicken?" lautete die Gegenfrage.

„Nein, in die Steppe am Pontos, um mit den Petschenegen und ihrem Khan Kurja zu reden."

„Worüber?"

„Der Kiewer Fürst ist mit einem großen Heer in Bulgarien eingefallen. Er rückt sehr schnell vor, und es besteht die Gefahr, daß er bald vor Preslaw steht. Du, Bischof, mußt den Khan aufsuchen und ihn mit Gold überreden, unverzüglich aufzubrechen und anzugreifen..."

„Er soll Fürst Swjatoslaw an der Donau in den Rücken fallen?" fragte Theophil lächelnd.

„Du hast es fast erraten, Bischof. Er soll Swjatoslaw in den Rücken fallen, aber nicht an der Donau, sondern in Kiew."

„Sehr weise, Erhabener", antwortete der kirchliche Würdenträger.

„Wird es dir gelingen, den Khan ausfindig zu machen, Bischof?"

„Wann soll ich aufbrechen?" fragte jener, statt zu antworten.

„So schnell wie möglich. Die Kette im Goldenen Horn ist hochgezogen, das Schiff zur Abfahrt bereit. Zweihunderttausend Goldstücke stehen zu deiner Verfügung. Glückliche Fahrt, Bischof! Und viel Erfolg!"

3

Die Schiffe Swjatoslaws, die bis dahin im Schilf an der Flußmündung verborgen waren, fuhren stromaufwärts, das Fußvolk und das Reiterheer zogen am Ufer der Donau entlang. Das war nicht einfach. An ihrer Mündung in das Russische Meer verzweigte sich die Donau in eine Vielzahl von Flußarmen, unter trügerischem Reihergras verbargen sich Sümpfe, abgrundtiefe Moraste, Mücken stürzten sich auf die Menschen, unter den Füßen zischten Schlangen.

Aber Swjatoslaws Krieger überwanden all diese Schwierigkeiten. Von größtem Nutzen waren dabei die Tiwerzen und Ulitschen, sie lebten ebenfalls jenseits der Donau und kannten jeden Pfad am rechten Ufer. Bewaffnet mit langen Stangen, gingen sie den Kriegern durch die Sümpfe und Moore voran, untersuchten die Ufer von allen Seiten, verschwanden im hohen Reihergras und pirschten sich weiter.

Alle wunderten sich, daß sie, obwohl sie bereits seit dem frühen Morgen unterwegs waren, auf der Donau kein einziges Segel und auf den Hügeln weder Hirten noch Krieger sahen. Der Spähtrupp, der voranritt und von Zeit zu Zeit zur Spitze des Heeres zurückkehrte,

berichtete, daß nirgends feindliche Krieger zu entdecken waren.

Später meldete der Spähtrupp, der in der abendlichen Dämmerung fast bis nach Perejaslawez gelangt war, daß sich das bulgarische Heer in Perejaslawez an der Donau sammelte, nachdem es alle Tore hinter sich verschlossen hatte. Die Schiffe der Bulgaren waren einen Tag zuvor die Donau aufwärts gefahren.

Darauf gab Fürst Swjatoslaw zweitausend Berittenen den Befehl, sogleich die Donau zu überqueren und am linken Ufer nach Dorostolon zu eilen, um die bulgarischen Schiffe abzufangen.

Er selbst rief, als es dunkelte, die Wojewoden und Bojaren zu sich, um zu beraten, wie Perejaslawez einzunehmen sei.

Noch in der Nacht führten die Wojewoden ihre Verbände heran und umzingelten die Stadt. Die Mauerbrecher und Wurfmaschinen wurden von den Schiffen geholt und vor die Stadtmauer gezogen. In der nächtlichen Stille waren dahinter die lodernden Lagerfeuer zu sehen; Pferde wieherten, bulgarische Krieger auf den Mauern und Türmen waren zu hören.

Kaum begann es zu tagen, befahl Fürst Swjatoslaw den Hornbläsern, vor das Lager zu reiten und den Belagerten den Vorschlag zu unterbreiten, die Stadt ohne Kampf zu übergeben. Der Fürst gebe sein Wort, keinem ein Leid anzutun.

Die bulgarischen Bojaren, die auf den Stadtmauern standen, antworteten mit Schimpf und Hohn. Da gab der Fürst den Befehl, zu den Waffen zu greifen und in Schlachtordnung anzutreten. Die Mauerbrecher schlugen gegen die Stadtmauern, die Krieger neben den Wurfgeschützen wurden geschäftig: die einen drehten die Winden und spannten die Stahlbogen mit den Sehnen aus Ochsenflechsen, andere legten spitze Steine zu-

recht, lösten den Sperrhaken — und die Steine flogen auf die Mauer und die Stadt zu.

Gleichzeitig schossen die Bogenschützen, die vor den Kriegern standen, Tausende von Pfeilen ab — gewöhnliche aus Schilfrohr und bessere aus Zedern-, Apfelbaum- und Zypressenholz.

Die Sturmböcke schlugen mit gewaltigem Lärm gegen die Stadtmauer, die Wurfmaschinen schleuderten unermüdlich Steine, die Bogenschützen spannten wieder und wieder ihre Bogen. Dann traten die mit Schwertern und Lanzen bewaffneten Krieger in Rüstungen hinter den Bogenschützen hervor. Nachdem sie die Entfernung bis zu den Wällen, welche die Stadtmauern umgaben, überwunden hatten, rissen sie den Palisadenzaun nieder, stiegen in die Gräben, stellten Leitern an die Mauern, warfen eiserne Haken und begannen die Mauern zu erklimmen.

Aber auch die bulgarischen Krieger, an deren Spitze angesehene Bojaren standen, schlugen sich tapfer. Man hatte ihnen Hoffnung gemacht, daß bald ein großes Heer König Peters käme und mit ihm rhomäische Legionen. Berge von Steinen lagen auf der Stadtmauer, Fässer mit glühendheißem Pech wurden vorbereitet, treffsichere Bogenschützen und Steinschleuderer warteten auf den Feind.

Tausende von Pfeilen flogen nach Perejaslawez und brachten vielen Kriegern auf den Mauern und in der Stadt den Tod. Aber die bulgarischen Bojaren wußten, was ihnen drohte, und jagten die Krieger immer wieder auf die Mauern. Wahnsinnig vor Angst, richteten sie das Schwert sogar gegen ihre eigenen Leute.

Deshalb war es für die Krieger der Rus schwierig, bis auf die Stadtmauer vorzudringen. Von oben kamen glühendheißes Pech und schwere Steine. Wenn einer die Mauerkrone erklomm, streckten sich ihm Speere und Äxte entgegen.

An einigen Stellen brachen an der Stadtmauer Brände aus, und danach strömte Wasser herab, Wolken von Sand rieselten den Kriegern in die Augen. Als sie ein Stück der Mauer mit dem Sturmbock durchbrachen, waren keine Krieger in der Nähe, die sich in die Bresche stürzen konnten, und jenseits der Mauer wurde der Durchbruch schnell wieder geschlossen.

Nach dem ersten Angriff trat in der Stadt und auf dem Feld Stille ein. Die Krieger zogen sich von den Mauern zurück und wurden wieder in Streitscharen von je tausend Mann gesammelt, jede unter ihrer Fahne. Fürst Swjatoslaw ritt mit Svenald und noch einigen Wojewoden um das Heer herum, dann hielten sie auf einem hohen Hügel, von wo aus man die Donau, die Stadt und das Feld dahinter im Auge hatte.

„Was denkt ihr, Wojewoden", fragte Swjatoslaw, „werden wir um Perejaslawez weiter mit der Lanze kämpfen, oder gehen wir zur Belagerung über?"

Ein Teil der Wojewoden, unter ihnen auch Svenald, schlug vor, die Stadt mit der Lanze zu nehmen. Andere, vor allem Ikmor, meinten, es sei besser, ein Feldlager um die Stadt aufzuschlagen.

Fürst Swjatoslaw hörte seinen Wojewoden aufmerksam zu, blickte aber gleichzeitig gespannt zum Mündungsgebiet der Donau. Plötzlich trat ein Lächeln auf sein Gesicht.

„Sie kommen!" sagte er.

Fern im Mündungsgebiet, auf der Weite des blauen Wassers, traten dunkle Pünktchen hervor — die russischen Schiffe, die den Kriegern zu Hilfe eilten.

Swjatoslaw sagte: „Ich halte es nicht für richtig, vor den Stadtmauern zu warten, Wojewoden. Das kommt nur dem Feind zugute. Womöglich ziehen auch die Rhomäer Kräfte heran. Die Bojaren werden sich schwerlich in Perejaslawez halten können. Sie ahnen nicht, daß unsere Schiffe so schnell Unterstützung brin-

gen. Wir werden bis zur Nacht warten, Wojewoden, und dann die Stadt mit der Lanze nehmen."

Fürst Swjatoslaw irrte sich nicht. Kaum neigte sich die Sonne nach Westen, wurden in Perejaslawez alle Tore zugleich geöffnet, und das Heer quoll heraus, um anzugreifen. Die Krieger besetzten die Gräben und Wälle und verteilten sich im Feld.

Im russischen Lager war alles bereit, kurze Zeit später begann eine große Schlacht. Die bulgarischen Bojaren schlugen sich grimmig, immer wieder gingen sie gegen die Krieger der russischen Länder vor, um durchzubrechen und nach Westen zu fliehen. Aber diese ließen sie nicht aus dem Ring heraus.

Als die Nacht anbrach, hatte Swjatoslaw die Bulgaren überwältigt und die Stadt mit der Lanze genommen.

4

In diesem ersten Kampf hatte es Mikula sehr schwer. Zuerst schoß er mit dem Bogen, dann, als seine Zehnergruppe die Stadtmauer erklommen hatte, zog er das Schwert. Was danach war, daran erinnerte er sich kaum. Er wußte nur eins: der Bogen hatte ihn nicht im Stich gelassen, das Schwert war nicht schartig geworden, und daß sein Körper mit blauen Flecken bedeckt war und Blut aus einer Wunde tropfte, daran dachte Mikula nicht.

In der Nacht ruhten die Krieger, die Perejaslawez genommen hatten, ehe sie weiter nach Dorostolon zogen. Mikula bekam den Auftrag, einige Bulgaren zu bewachen, die im Kampf gefangengenommen und wie er verwundet worden waren. Einer dieser Gefangenen erregte seine Aufmerksamkeit; er lag nicht weit von ihm, an Armen und Beinen gefesselt, auf der Erde. Er war ganz entkräftet, aber irgend etwas ließ ihn trotz-

dem nicht einschlafen. Mit furchtsamen Blicken schaute er um sich.

„Mann, schlaf endlich", sagte Mikula, dem der unruhige Gefangene lästig wurde. „Du siehst doch, ich wache."

Der Bulgare setzte sich auf und musterte Mikula.

„Ich werde nicht schlafen", sagte er, „nein, nein!"

„Wie du willst, Mann", willigte Mikula ein. „Bleib also sitzen!" Sie saßen einander schweigend gegenüber.

„Weshalb haben sie dich gefesselt?" fragte Mikula nach einer Weile.

„Ich habe mich verzweifelt gewehrt... bis zuletzt. Die Bulgaren haben nicht so ein Heer wie die Russen..."

„So ein Heer haben sie nicht?" Mikula lachte. „Weshalb legt ihr euch dann mit uns an?"

„Ich habe Angst vor den russischen Kriegern."

„Du fürchtest dich?" fragte Mikula voller Staunen. Er fürchtet sich und schlägt sich trotzdem, dachte er. Weshalb aber gab er sich nicht gefangen? Dann hätten Mikula und die anderen Krieger nicht erst das Schwert erheben müssen.

Der Bulgare antwortete: „Russische Krieger bringen den Tod. Du willst mich zum Sklaven machen, mich töten..."

„Ich will dich zum Sklaven machen?" fragte Mikula und tippte auf seine Brust. „Ich töte dich?"

„Du und dein Fürst", antwortete der Bulgare schnell.

„Warte mal", sagte Mikula. „Wer hat das gesagt, daß ich dich zum Sklaven machen will? Wie heißt du?"

„Angel. Und du?"

„Mikula."

Da streckte der Bulgare seine gebundenen Hände vor und fragte: „Heißt das, daß ich nicht dein Sklave werde?"

„Was, du? Ich lebe ja selbst wie ein Sklave."

„Die Bojaren haben gesagt, daß ein schrecklicher Sturm auf der Donau heranzieht, daß das Heer des Fürsten Swjatoslaw unser Land überfällt und wir alle Sklaven werden, ich, Zwitana und die anderen."

„Ich weiß nicht, wovon du sprichst, Mann. Was für eine Zwitana?"

„Zwitana ist meine Frau, und die anderen sind Bauern und Knechte", antwortete Angel leise.

Sie schwiegen. Auch das Feldlager hüllte sich in Schweigen. Auf einer Wiese in der Ferne brannte ein Feuer, dort wurden die Toten verbrannt. Überall sonst herrschte Ruhe.

Plötzlich begann in der dunklen Nacht eine Wachtel zu schlagen. Überrascht wandte Mikula den Kopf, um den bekannten Laut besser hören zu können. Auch Angel, der begriff, was Mikulas Aufmerksamkeit fesselte, horchte auf. Lange lauschten sie, wie die Wachtel im Getreide leidenschaftlich schlug, sie kniffen sogar die Augen ein wenig zusammen vor unaussprechlicher Wonne, die ihre Brust erfüllte.

„Eine gute Stimme", sagte Angel. „Wie ein Wunder!"

„Du sagst es", pflichtete Mikula ihm bei, „eine helle, klangvolle Stimme."

Leise unterhielten sie sich. Im Laufe des Gesprächs konnte Mikula manchmal nicht verstehen, was Angel sagte, aber das Wichtigste begriff er: Auch hier, auf den Wiesen an der Donau und weiter in den Bergen, gab es Städte und Dörfer, und überall lebten Bulgaren. Sie rodeten die Wälder, säten Getreide, in den Bergen weideten sie das Vieh. Bis vor kurzem lebten sie in großen Sippen und wanderten durch die Täler und Berge. Jetzt, da man überall Städte erbaute, wurden sie seßhaft.

„Die Männer hier suchen nicht den Tod", sprach Angel weiter. „Aber der König ist fern, und Gott ist hoch."

Mikula entnahm seinen Worten, daß es schwer war, im Tal und in den Bergen zu leben. Der König und die Bojaren saßen in Preslaw, in Städten wie diesem Perejaslawez und in den Dörfern die Verwalter.

„Mein Bruder ist durch die Hand der Rhomäer umgekommen. Ich werde ein Feind der Rhomäer sein, solange meine Augen sehen. Dreimal soll ich verflucht sein, wenn ich mein Wort breche."

„Ich sehe, du hast Schmerzen", sagte Mikula, „ich binde dir am besten die Hände los." Mikula löste den Strick von Angels Händen. „Die Beine kannst du dir selbst losbinden."

Angel befreite seine Beine und streckte sie im Gras aus.

„Hier hast du ein Stück Brot, iß."

„Ich danke dir", sagte Angel. „Du bist zu mir wie ein Bruder, Mikula."

„Läufst du mir auch nicht weg, Angel?"

„Oh, nein", antwortete der Bulgare. „Wohin sollte ich denn? Hör zu, Mikula, ich schäme mich. Gott soll dir ein langes Leben schenken und deinen Mund vergolden für das, was du mir gesagt hast. Blind war ich. Ich bin jetzt kein Krieger von König Peter mehr, das war ich aus Angst, nur aus Angst."

Mikula legte den Arm unter den Kopf und schlief ein.

Als er erwachte, begann es gerade zu tagen. Mikula setzte sich auf.

Angel war nicht da! Das Gras, auf dem er am Abend gelegen hatte, war vom Tau bedeckt. Mikula blickte sich um, Angel konnte er nirgends entdecken, aber sein Helm, der Bogen mit den Pfeilen und das Schwert lagen noch auf der Erde.

Mikula ging um die Leute herum, die in einer Reihe schlafend im Gras lagen. Daß Angel geflohen war, kränkte ihn.

Plötzlich blieb er stehen. Auf einem Hügel erblickte er Angel, der ihm den Rücken zuwandte, aber Mikula erkannte den Bulgaren sofort an den breiten Schultern. Mit den Händen gestikulierend, erzählte Angel etwas, und einige russische Krieger hörten ihm mit gespannter Aufmerksamkeit zu.

„Dort geht es nach Preslaw", sagte er gerade. „Ich kenne den Weg durch die Berge."

Mikula machte einen Bogen um die Männer, um ihre Unterhaltung nicht zu stören. Er ging auf eine Quelle zu, kniete sich hin und schlürfte das frische Wasser.

5

Fürst Swjatoslaws Krieger kamen schnell voran. Die Mündung der Donau und Klein-Preslaw waren bereits in ihren Händen, und auf ihrem Weg stromaufwärts nahmen sie Festung auf Festung. Sie durchquerten die Täler zwischen Donau und Russischem Meer, wobei sie am Ufer entlang immer weiter nach Süden strebten, um dort Buchten und Städte bis hin nach Warna einzunehmen.

Das Gebiet zwischen Donau und Russischem Meer erinnerte an viele schreckliche Schlachten; keine Festung hoch in den Bergen über der Donau, die nicht Belagerung, Invasion, Hunger kennengelernt hatte. Es gab Zeiten, da sich rhomäische Legionen und später Truppen der bulgarischen Könige monatelang in den Festungen hielten, die von keiner feindlichen Macht eingenommen werden konnten. Einmal hatte sich der bulgarische König Simeon in Dorostolon verbarrikadiert und einige Monate lang der Belagerung durch die

Ungarn standgehalten. Schließlich ging er selbst zum Angriff gegen die Feinde vor und verjagte sie.

Den Kriegern Swjatoslaws widerstand nicht eine einzige Festung. Achtzig Städte an der Donau, Hunderte von Orten in der Ebene und viele Städte am Russischen Meer wurden genommen. Nie zuvor war ein Heer in solch kurzer Zeit bis zu den Rhodopen vorgedrungen, noch nie war ein Heer so ungestüm vorwärts gestürmt.

Fürst Swjatoslaws Krieger kämpften mit den Bojaren und ihren Drushinas, ohne jemanden zu schonen. Die Armen aber, alle jene, die die Bojaren einfaches Volk nannten, die Bauern und Knechte, schlossen sich Swjatoslaws Heer an.

Als der Fürst Dorostolon nahm, trafen Eilboten aus den Rhodopen ein, von Schischman, dem Regenten der Westgebiete Bulgariens, und seinen vier Söhnen, die sich vor kurzem gegen Peter erhoben hatten und Preslaw nicht anerkannten.

Die Eilboten teilten mit, daß man dort, am Adriatischen Meer, auf Swjatoslaw warten und, sobald er Preslaw genommen hätte, gemeinsam mit ihm gegen die Rhomäer ziehen werde.

Die Berge brannten. Überall erinnerte man sich jetzt an König Simeon, in seinem Namen begrüßte man einander, die Namen Simeon und Swjatoslaw öffneten die Tore der Festungen. Der Ring um Preslaw wurde immer enger, von seinen Mauern aus war der Feuerschein der Brände an der Donau, in den Bergen und am Russischen Meer zu sehen. Nur auf einer Seite loderte kein Feuer: südlich von Preslaw, in Byzanz. Dorthin jagten durch die Gebirgsschluchten immer wieder Eilboten nach Konstantinopel und zurück nach Preslaw.

Kaiser Nikephoros war von den Vorgängen bestens unterrichtet. Die Truppen Swjatoslaws rückten nicht so vor, wie es ihm genehm war. Der Patrizier Kalokir schwieg, Swjatoslaw schwieg, Furcht und Verzweiflung begannen den Kaiser allmählich zu ergreifen.

Oh, wenn er das geahnt hätte, niemals würde er die Russen mit Gold angelockt haben! Der erschreckte Herrscher begann in Konstantinopel ein Heer zusammenzuziehen. Die Legionen wurden aus den westlichen Gebieten des Imperiums herbeigerufen. Auf Befehl des Kaisers schickten die Feldherren ihre Truppen los, sie überschwemmten wie eine graue Flut die Küste des Goldenen Horns.

In Galata, am gegenüberliegenden Ufer des Goldenen Horns, fingen sie an, die alten Schiffe zu überholen und neue zu bauen. Aus dem blauen Dunst des Marmarameeres tauchten Schiffe mit Legionären aus Asien auf.

Alle erwarteten nun, daß der Kaiser mit seinen Legionen gegen Swjatoslaw aufbrach. Nikephoros jedoch hatte keine Eile. Die Frage, ob er gegen Swjatoslaw ziehen solle oder nicht, hatte er längst entschieden, noch ehe er seinen Gesandten Kalokir nach Kiew losgeschickt hatte. Andere Gründe zwangen ihn, den Feldzug nach Bulgarien aufzuschieben.

Im Imperium war es unruhig. Während er in Konstantinopel saß, fühlte Nikephoros den heißen Atem Europas. Kaiser Otto I. zog mit seinen Truppen durch Süditalien bis zum Meer, wo seine Schiffe in der Nähe von Sizilien mit der mächtigen Flotte von Byzanz zusammenstießen. Und es geschah etwas Unbegreifliches: Die byzantinische Flotte mit ihren bemerkenswerten Sarazenenschiffen, die das Griechische Feuer zu ihrer Verfügung hatten, wurde zerschlagen und versenkt...

Auch in Asien brodelte es. In Syrien, in Isaurien, Kilikien und Phönizien flammten seit einigen Jahren Aufstände gegen das Imperium auf, und Nikephoros hatte schon vor längerer Zeit den Befehlshaber der kaiserlichen Garde, den berühmten Feldherrn Johannes Tzimiskes, mit dem Auftrag dorthin entsandt, die Unruhen, koste es, was es wolle, niederzuwerfen.

Aber Johannes Tzimiskes hatte nicht viel Erfolg, seit einem Jahr stand er vor den Mauern Antiochias. Kaiser Nikephoros mußte die besten Legionen dorthin schicken mit dem angesehenen Oberbefehlshaber Peter an der Spitze, der als kühn und grausam galt. Gleichzeitig befahl der erzürnte Kaiser Tzimiskes, unverzüglich nach Konstantinopel zurückzukehren.

Konstantinopel selbst hatte auch Schwierigkeiten. Seit drei Jahren schon gab es im Imperium Mißernten; in den Gebieten, die an Bulgarien grenzten, herrschte Hunger, die Lebensmittel reichten nicht einmal zur Versorgung der Hauptstadt. Den ganzen Handel mit Getreide hatte — natürlich mit Zustimmung — des Kaisers Bruder, der Kommandeur der Palastwache Leon Phokas, in die Hände genommen. Er kaufte das Getreide auf, das nach Konstantinopel gebracht wurde, und verkaufte es zum Höchstpreis, wobei er Tausende von Goldstücken verdiente.

Nicht nur Leon Phokas ging so zu Werke. Jeder Adlige, Senator und sogar der kleinste Beamte bemühte sich, außer dem Gehalt, das er aus der kaiserlichen Staatskasse erhielt, noch irgend etwas dazuzuverdienen. Alle handelten mit Häusern in der Stadt, mit Gütern in den Provinzen, Tausende von Sklaven arbeiteten für den Kaiser und seine Anhänger. Die Bevölkerung Konstantinopels und der anliegenden Gebiete hungerte und war der Verzweiflung nahe.

Die Kanzlei des Eparchen, nicht weit vom Großen Palast entfernt, wurde jeden Morgen von Fleischern,

Bäckern, Seifen-, Wachs- und Leinwandhändlern belagert. Sie beklagten sich, daß Kolchida und Keros ihnen keine Leinwand verkauften, daß vom Sangarius und aus Nikomedia kein Vieh kam und daß es in Taurien nicht einmal Schweine gab.

Aber nicht nur Händler drängten sich vor der Kanzlei des Eparchen. Hierher kamen auch die hungrigen Bewohner der Hauptstadt, um sich über fehlende Arbeit zu beklagen. Und wer Arbeit hatte, konnte für den Verdienst kein Brot kaufen.

Die Gerüchte von den Siegen des Fürsten Swjatoslaw in Bulgarien brachten noch mehr Unruhe in die Stadt.

Als die Spiele im Hippodrom ihren Höhepunkt erreicht hatten, als alle Teilnehmer in die Arena traten und der Kaiser Nikephoros mit Theophano in der Loge erschien, um die Versammelten zu begrüßen, ertönte von den Bänken der Ruf: „Brot! Brot!" Die Zuschauer pfiffen und warfen Steine in die Kaiserloge.

Nikephoros und Theophano mußten aus dem Hippodrom flüchten. Durch die engen Gänge des Kathisma, die Keller des Dathantempels und die Galerie Markians schlichen sie heimlich in den Bukoleon.

Diesen Palast hatte Kaiser Nikephoros gleich zu Beginn seiner Herrschaft bauen lassen. Er fürchtete sich, im Großen Palast zu leben, wo seine Vorgänger eines gewaltsamen Todes gestorben waren.

„Das werden sie bitter büßen müssen", sagte er zu seinem Ersten Minister Basileios. „Unsere berittene Garde soll die ganze Stadt auf den Kopf stellen."

Nach einigen sorgenvollen Tagen hob sich die Stimmung des Kaisers wieder — der berühmte Oberbefehlshaber Peter kehrte nach Konstantinopel zurück. Mit seinen Legionen hatte er Syrien schnell durchquert, Antiochia eingeschlossen, Mauerbrecher und Wurfmaschinen aufgestellt, die Stadt mit dem Griechischen

Feuer in Brand gesteckt und genommen. Er brachte Sklaven und Kostbarkeiten mit nach Konstantinopel.

Kaiser Nikephoros fühlte sich als Sieger. Eigenhändig überreichte er dem Patrizier Peter eine Belohnung. Da die Nachricht vom Fall Antiochias am Vorabend des Festes des Erzengels Michael eintraf, befahl Nikephoros eine Prozession in die Hagia Sophia vorzubereiten.

Noch vor Beginn dieser Prozession begegnete er im Bukoleon Johannes Tzimiskes. Zornig schrie er ihn an: „Wie konntest du zulassen, daß ich in dieser für Byzanz schweren Zeit große Kräfte von der Grenze Bulgariens abzog und nach Syrien schickte?"

„Großer Imperator", antwortete Tzimiskes, „ich handelte nach deinem Befehl. Antiochia, die drittschönste Stadt in der Welt, schonte ich und bemühte mich, sie durch Aushungern zu erobern."

„Wahnsinniger! Deine Belagerung dauerte ein ganzes Jahr. Der Patrizier Peter nahm Antiochia an einem Tag!"

„Er zerstörte die Mauern und äscherte die halbe Stadt ein."

„Es gibt Zeiten", schrie der gereizte Kaiser, „da muß man nicht nur ganze Städte, sondern ganze Länder zerstören, ohne irgend jemanden oder irgend etwas zu schonen. Der Patrizier Peter hat so gehandelt und ist mit Kostbarkeiten beladen nach Konstantinopel heimgekehrt."

„Das ist wahr!" erwiderte Johannes. „Antiochia ist jetzt die ärmste Stadt der Welt und wird sich nicht so schnell wieder aus der Asche erheben."

„Du wagst es, mich zu tadeln?" rief Nikephoros rasend vor Wut. „Erster Minister! Johannes Tzimiskes ist die längste Zeit Befehlshaber der kaiserlichen Garde

gewesen. Und du, unfähiger Feldherr, scher dich in dein Armenien, in Konstantinopel ist kein Platz für dich!"

Seinen Zorn zügelnd, ging Kaiser Nikephoros in die Gemächer des Goldenen Palastes, um ein prunkvolles Festgewand anzulegen. Die große Prozession unter dem feierlichen Gesang der Chöre konnte beginnen.

Die Prozession brachte ihm jedoch nicht den erwarteten Genuß, sie überrieselte ihn nicht mit einem heiligen Schauer, besänftigte die Seele nicht.

Grauhaarig, gebeugt, sich von Zeit zu Zeit ängstlich umblickend, schritt der Kaiser einher. Das war schon nicht mehr jener berühmte Feldherr, vor dem Syrien und Palästina zitterten, den alle als Verbündeten und sogar als Herrn begehrten, nur nicht als Feind.

Die Zeit war gekommen, da Kaiser Nikephoros vor den anderen Furcht verspürte und trübe Vorahnungen ihn erfaßten...

In diesem Augenblick trogen ihn seine Vorgefühle nicht. Er stand in seiner abgeschirmten Loge in der Kathedrale und betete, von Zeit zu Zeit fiel er auf die Knie und berührte mit der Stirn den kalten Marmorfußboden.

Aber was war das? Als er gerade den Kopf vom Fußboden löste, erblickte er vor sich einen Mönch in dunkler Kutte und mit verhülltem Gesicht, der ihm die Hand entgegenstreckte.

„Was ist das? Wer bist du?" flüsterte der Kaiser, wobei er unwillkürlich die kalte Hand des Mönchs berührte.

Der Mönch verschwand ebenso unerwartet, wie er aufgetaucht war.

In der Hand des Kaisers blieb ein Blatt Papier zurück. Er entfaltete es, führte es an die Augen und las beim flackernden Licht der Lampe: „Herrscher! Die Vorsehung hat mir, einem nichtigen Erdenwurm, offen-

bart, daß du im Verlauf des Septembers aus diesem Leben scheiden wirst."

Der Kaiser trat einen Schritt vor und schob den Vorhang der Loge beiseite. Er sah mehrere Mönche, aber alle trugen dunkle Kutten. Welcher war der Überbringer des Schreibens gewesen?

7

Der einzige Mensch, dem der Kaiser im Großen Palast vertraute, seine einzige Freude, war seine Frau, die Kaiserin Theophano.

Sie war inzwischen dreißig Jahre alt, und wenn sie früher, in den Tagen der Jugend, an einen jungen Rebstock erinnerte, so war dieser Rebstock jetzt zur Reife gekommen.

Theophano hatte vollendete, wie aus Marmor gemeißelte Formen; die zarten Arme mit den langen, biegsamen Fingern erinnerten an Schwanenflügel, die straffen Brüste an saftige Früchte. Um ihre Beine beneideten sie alle Frauen Konstantinopels.

Auch ihr Gesicht war wunderschön: unter den schwarzen Brauen zwei große, an Oliven erinnernde dunkle Augen, eine Haut wie Samt; wenn Theophano sich erregte, erblühte auf ihren Wangen das Rot wie wundervolle Rosen; ihr Mund war klein, aber klar gezeichnet, ohne ein einziges Fältchen. Nein, nicht ohne Grund galt die Kaiserin als die schönste Frau der Welt!

Kaiser Nikephoros hingegen, grauhaarig, übermäßig beleibt, schlaff, wortkarg und steif, wirkte wie ein alter Mann. Aber er gab nicht auf, er liebte Theophano leidenschaftlich und wollte, daß sie ihn auch liebte.

Als Kaiser Nikephoros an diesem Abend, durch den Brief des Mönchs erschreckt, aus der Hagia Sophia in den Bukoleon zurückkehrte, kam Theophano in einer

leichten Tunika, erregend schön, zu ihm ins Schlafgemach.

Nikephoros kniete in der Ecke vor einem Heiligenbild und betete inbrünstig, wobei er sich ständig verneigte.

„Imperator! Mein Erhabener!" redete Theophano den Kaiser an. „Du verbringst Tage und Nächte in deinem Gemach, du läufst der Freude und dem Vergnügen davon, du hast mich, deine Theophano, vergessen. Wie kommt das?"

Nikephoros erhob sich und antwortete: „Ich habe dich nicht vergessen und werde dich auch nie vergessen, Theophano. Aber ich habe Sorgen, die mich keinen Augenblick verlassen. In den Nächten kann ich nicht schlafen. Es begann damals, als wir im Hippodrom waren und man Steine nach mir warf..."

„Imperator", unterbrach ihn Theophano, „das haben auch schon andere Kaiser erlebt, daß man mit Steinen nach ihnen warf. Jene, die Steine warfen, sind längst nicht mehr unter den Lebenden oder sitzen im Kerker... Vergiß es, Imperator."

„Du sagst, daß sie alle tot sind oder im Kerker sitzen, wer aber will dann meinen Tod?"

Der Kaiser zeigte Theophano das Schreiben, das ihm der Mönch in der Kathedrale gegeben hatte. Theophano las es aufmerksam, und ihr Gesicht rötete sich. Mit gekünstelter Ruhe, fast scherzend sagte sie: „Mein Kaiser! Mein Erhabener! Laß dich von so einem dummen Schreiben nicht gleich umwerfen! Nichtiger Erdenwurm! Nicht ohne Grund bezeichnet sich der Schreiber so. Denn wer, sag mir, kann wissen, wann ein Mensch aus diesem Leben geht? Gott? Gott ruft uns, wenn die Zeit gekommen ist, solange das Schicksal uns aber zu leben gebietet, besiegt der Mensch sogar den Tod. Wir haben Feinde, Imperator, auch hier im Großen Palast. Aber, Erhabener, wir wären keine Kaiser, wenn wir sie nicht hätten. Hatten nicht auch sie Feinde?"

Sie zeigte auf die Wände des Schlafgemachs, die mit Mosaiken der Kaiser Konstantin, Justinian, Michael und Basileios des Makedoniers geschmückt waren... Wie Lebende gingen sie hintereinander her, die Hände hoch erhoben. Ihnen folgten, mit Gebetbüchern in den Händen, ihre Frauen und Kinder.

„Das ist wahr", stieß Nikephoros hervor. „Der Makedonier zum Beispiel tötete eigenhändig diesen." Er zeigte auf Michael.

„Ja", bestätigte Theophano und lachte laut. „Sogar gegenseitig haben sie sich umgebracht. Ein nichtiger Erdenwurm prophezeit deinen Tod, und du glaubst ihm? Denk nach, Imperator! Du kannst dich auf die berittene Garde verlassen, dein Erster Minister Basileios weicht dir nicht von der Seite, du hast diesen Palast erbaut, in den weder eine Maus noch ein Wurm eindringen kann, und schließlich bin auch ich neben dir — deine Freude, deine Stütze."

„Das ist wahr", stimmte der Kaiser zu. „Hier, im Bukoleon, neben dir, bin ich in Sicherheit. Aber außerhalb der Mauern des Bukoleon gibt es viele Feinde..."

„Wen denn?"

„Der Deutsche Otto."

Theophano widersprach: „Kaiser Otto wird kaum gegen Byzanz ziehen. Er sitzt jetzt in Italien und rückt nicht weiter vor."

„Aber ganz Asien steht in Flammen, Theophano!"

„Oh!" Theophano lachte. „Nachdem ihr, zuerst du und danach Ward Sklir, nach Asien gezogen seid, wagt dort nicht einmal der Wind zu wehen..."

„Und Bulgarien?"

„Bulgarien ist in der Tat ein gefährliches Land, allerdings nicht so gefährlich wie die Rus." Theophano überlegte einen Augenblick und fügte dann hinzu: „Einst, noch zu Lebzeiten des Kaisers Konstantin, habe ich im Großen Palast die Kiewer Fürstin Olga gesehen... eine

furchtbare, gefährliche Frau. Bis heute habe ich ihr Gesicht, die Augen, die Lippen nicht vergessen. So wird gewiß auch ihr Sohn Swjatoslaw sein. Aber warum ziehst du nicht gegen ihn, Imperator?"

Nachdenklich antwortete Nikephoros: „Weißt du, ich habe den Fürsten Swjatoslaw selbst gerufen und ihn sogar dafür bezahlt, daß er die Bulgaren schlägt..."

„Er schlägt sie, das weiß ganz Konstantinopel. Aber ganz Konstantinopel fürchtet auch, daß Swjatoslaw hier auftaucht..."

„O nein", erwiderte der Kaiser überzeugt, „die Bulgaren werden ihn nicht herlassen..."

„Wer läßt ihn nicht?" Theophano lachte. „Etwa ihr stammelnder König Peter, dieser Mönch vom Athosberg?"

„Sein Sohn Boris ist unser Verwandter, Theophano."

„Weshalb hältst du ihn dann hier am Hofe?"

„Morgen reist er nach Preslaw", erklärte Nikephoros. „Man kann sich in der Tat nicht auf Peter verlassen, aber ich habe auch nicht mit ihm gerechnet, Theophano. Schon damals, als Swjatoslaw in Bulgarien einfiel, habe ich den Bischof Theophil zu den Petschenegen gesandt, ich gab ihm Gold, damit sie Kiew überfallen."

„Basileios hat mir davon nichts erzählt..."

„Davon wußten bis jetzt nur ich und er, und jetzt weißt auch du es, Theophano."

„Das ist sehr gut", pflichtete Theophano ihm bei. „Aber auch du solltest gegen Swjatoslaw ziehen."

„Wenn die Petschenegen angreifen, rücke auch ich vor."

„Oh, jetzt sehe ich, daß du wirklich weise bist!" rief Theophano leidenschaftlich aus. „Ziehe gegen sie, ziehe!.. Erinnerst du dich, wie du gleich nach unserer Hochzeit nach Asien gefahren bist? Damals hast du mich mitgenommen. Wie schön du damals warst, Impe-

rator! Ich sehe dich noch hoch zu Pferde, in der vergoldeten Rüstung, mit Helm und Schwert..."

Er bestätigte: „Ja, es war eine wundervolle Zeit. Aber bin ich denn jetzt schon so alt? Theophano, ich werde das Heer persönlich in die Rus führen, und dich nehme ich auch mit..."

„Aber vorläufig betest du, anstatt den Krieg vorzubereiten."

„Ich verlege die Truppen aus Asien, meine Legionen stehen schon in Thrakien und Makedonien, bald wird auch meine Flotte bereit sein..."

„Aber an deine Heerführer glaubst du nicht", sagte Theophano entschieden. „Weshalb schmähst du den Mann, der durch Siege berühmt wurde, der dir oft das Leben rettete und der geholfen hat, das Imperium zu errichten?"

„Von wem sprichst du?"

„Von Johannes Tzimiskes, deinem Vetter, den du ohne Grund seines Postens enthoben hast und den du zwingst, nach Armenien zurückzukehren. Warum soll er, ein Mann aus berühmtem Geschlecht, in einer Zeit, in der er an die Spitze eines Heeres gehört, untätig dasitzen? Außerdem hat Tzimiskes großen Kummer. Eben erst ist seine Frau gestorben... Nikephoros, er soll in Konstantinopel bleiben und die Tochter eines vornehmen Adligen heiraten... Tu es für mich."

„Nun denn", sagte der Kaiser. „Aber ich will ihn hier am Hof nicht mehr sehen. Soll er in der Stadt leben, soll er heiraten, aber mir nicht unter die Augen kommen."

„Jetzt hast du wie ein Kaiser gehandelt. Dafür wird dich deine Theophano ewig lieben..."

Kaiser Nikephoros befolgte Theophanos Rat und lud am nächsten Tag seinen neuen Verwandten, den Königssohn Boris, zu einem Gespräch ein.

Er hatte einen geeigneten Ort und einen günstigen Zeitpunkt für dieses Gespräch ausgewählt. Nikephoros saß in einem großen Saal, dessen Fenster geschlossen waren. Durch die offene Tür waren das türkisfarben schimmernde Wasser des Marmarameeres und die endlose Kette der Schiffe zu sehen, die in die Ferne fuhren... Der Königssohn sah, wie silberglänzende Spritzer unter den Tausenden von Rudern hervorflogen, wie die Schiffe eine lange, schäumende Spur hinterließen.

„In deinen Händen liegt eine große Macht, Kaiser!" entfuhr es Boris begeistert.

„Ich habe dieser Macht befohlen, das Goldene Horn zu verlassen und sich zum Bosporus, zur Donau zu begeben", erklärte Kaiser Nikephoros.

„Heißt das, sie kommen Bulgarien zu Hilfe?"

„Ja, Boris, Byzanz kommt Bulgarien zu Hilfe."

„Danke, Kaiser! Wenn diese Schiffe erst auf der Donau sind, wird es dem Fürsten Swjatoslaw in den Rhodopen zu eng werden..."

Kaiser Nikephoros schwieg einen Augenblick und sagte in herzlichem väterlichem Ton: „Hör zu, Boris! Ich hoffe, daß du jetzt deinen Vater unterstützt, und wenn es Gott will, wirst du persönlich Preslaw und die Städte Bulgariens zu schützen wissen. Denke daran, daß der Fall Preslaws auch dein Verderben und der Untergang des Ruhmes aller bulgarischen Herrscher wäre... In deinen Händen werden eines Tages die Schätze von Omurtag, Krum und Simeon liegen." Nikephoros seufzte, als er an diese Reichtümer dachte. „In deinen Händen wird auch die größte Kostbarkeit liegen, die Krone der bulgarischen Könige. Denke daran: Erobert Swjatoslaw Bulgarien, wird alles zugrunde gehen, alle Schätze werden vernichtet, deine Krone wird in den Staub getreten. Du mußt mit ihnen bis zum bitteren Ende kämpfen!"

„Ich verstehe, Imperator, und ich schwöre es!"

„In diesem Kampf wirst du nicht alleine sein. Einst gab es zwischen uns und den bulgarischen Herrschern Uneinigkeit, Kriege und Blutvergießen."

Nikephoros verstummte abermals, er wollte nicht daran denken, daß die Bulgaren nicht nur mit den rhomäischen Kaisern gekämpft, sondern sie auch geschlagen hatten, und daß Khan Krum sich aus dem Schädel Nikephoros' I. einen Pokal machen ließ.

„Alles das ist Vergangenheit", sagte er, „seit vielen Jahren herrschen zwischen dem Imperium und Bulgarien Freundschaft und Frieden. Wir bekräftigen das, indem wir dich nach Preslaw schicken, und wir verlassen uns auf dich. Aber das ist erst der Anfang. Wir möchten den Frieden und die Freundschaft zwischen Bulgarien und Byzanz noch vertiefen... Du hast zwei Schwestern, Boris, und bei uns leben die beiden Söhne des Kaisers Romanos..."

„Gottgeweihter, du bist der Vater Bulgariens..."

Nikephoros fuhr fort: „Die Wege Bulgariens und des Imperiums haben sich seit langem getroffen, und jetzt denke daran, daß ich dir ein Heer nachsende. Die Schiffe sind bereits ausgelaufen, Ward Sklir und der Patrizier Peter stehen vor Adrianopel, ein einziges Wort, und sie eilen dir zu Hilfe."

„Ich wünsche, Kaiser, daß du ewig lebst, wie das Meer, wie die Sonne..."

„Das ist sogar für einen Kaiser zuviel", sagte Nikephoros lächelnd. „Geh, Boris, erfüll meinen Willen."

8

Spät in der Nacht ertönte in der Schlucht an der Westmauer des Bukoleon ein Pfiff. Sogleich wurde eine Strickleiter herabgelassen, jemand fing sie unten auf und begann langsam hochzuklettern.

Bald öffnete sich die Tür des Gemachs der Kaiserin Theophano.

„Wer ist da?" fragte Theophano.

„Ich bin es, Erhabene."

„Nur Mut", antwortete sie. „Gib deine Hand..."

„Du hast mich erwartet?"

„Ja, mein geliebter Johannes. Setz dich, erzähle, was geschehen ist."

Johannes Tzimiskes setzte sich neben Theophano.

„Nikephoros muß verrückt geworden sein", sagte der ehemalige Befehlshaber. „Er hat vergessen, daß ich ihm das Leben gerettet und ihn auf den Feldern Kessariens zum Kaiser der Rhomäer ausgerufen habe..."

„Das ist wahr, Johannes, und Nikephoros war sich dessen bisher auch wohl bewußt."

„Ja, was habe ich nur verbrochen? Wie oft wagte ich mein Leben für ihn! Wieviel Schätze schickte ich ihm aus Asien und Ägypten! Sogar diesen Palast hat er mit meinem Gold erbaut. Ich könnte der reichste Mann im Imperium sein..."

„Ich weiß, Johannes, was dir Nikephoros alles zu verdanken hat. Aber bist du jetzt nicht reicher als er?"

„Das ist wahr", stimmte Johannes ihr zu und legte seine Hand auf Theophanos Schulter.

Sie flüsterte: „Kraft besiegt Kraft, und du wirst Nikephoros besiegen."

„Ja, für all das, was er mir antat, habe ich das Recht, ihn zu töten. Aber jetzt ist es noch zu früh. In Kessarien standen das Heer und die Heerführer hinter mir. In Konstantinopel habe ich nur einen Freund, und das bist du."

„Es kann nicht alles auf einmal geschehen. Suche dir nach und nach auch in Konstantinopel Verbündete!"

„Er hat mir befohlen, Konstantinopel zu verlassen."

„Nikephoros gestattet dir hierzubleiben, aber du darfst den Großen Palast nicht mehr aufsuchen."

Er flüsterte: „Theophano! Wenn du mir hilfst, finde ich nicht nur den Weg in den Palast, sondern sogar den Weg in den Himmel. Ich liebe dich, wie ich noch niemals jemanden geliebt habe, und wenn er stirbt, lege ich dir ganz Byzanz zu Füßen."

Theophano schwieg, während sie mit den schlanken Fingern durch seine Haare glitt.

„Du irrst", sagte sie leise, „Byzanz gehört schon heute mir. Das sind nur leere Worte, daß Nikephoros es regiert. Ich lenke ihn... und Byzanz. Aber das ist mir zu wenig. Es kommt die Zeit, da wird das Imperium die ganze Welt regieren. Nikephoros aber eignet sich nicht dafür."

„Wer dann, Theophano?"

„Wir beide gemeinsam..."

Johannes Tzimiskes verließ den Bukoleon so, wie er auch gekommen war. Die Eunuchen, die im Frauenteil des Palastes Wache hatten, führten ihn durch einen Geheimgang zur Westmauer des Bukoleon. Dort warteten einige Legionäre auf Johannes. Mit ihnen ging er durch die Schlucht, dann im weiten Bogen um das Hippodrom herum, zu der südwestlichen Mauer des Großen Palastes und weiter in die Stadt. Dort war nichts mehr zu befürchten.

Theophano lag mit offenen Augen in ihrem Schlafgemach, müde, aber zufrieden und glücklich.

Ihre Wahl war schon lange auf Tzimiskes gefallen. Liebe? Nein, auch ihn liebte sie nicht, sie hatte niemals jemanden geliebt. Ihr gefiel einfach, daß er leidenschaftlich und überaus gewandt war. Sie hatte mit eigenen Augen gesehen, daß er, einen Anlauf nehmend, über sechs Pferde springen konnte.

Theophano hatte schon lange beschlossen, Nikephoros zu töten. Johannes sollte Kaiser sein. Sie wußte nur nicht, wie sie die Sache beginnen sollte. Der Erste

Minister Basileios? Sollte er auch noch den dritten Kaiser ins Jenseits befördern?

Es begann Theophano zu beunruhigen, daß dieser Basileios, der ihr Verbündeter beim Mord an den beiden Kaisern gewesen war, auch jetzt helfen sollte, den dritten zu töten. So ein Verbündeter war gefährlich, er wußte zuviel. Man mußte ihn beseitigen!

Als es im Schlafgemach heller wurde, stand Theophano auf, ging zu einem Versteck in der Mauer, öffnete das Türchen und nahm ein Gift heraus, das sie von ägyptischen Kaufleuten erworben hatte. Es sollte sofort wirken und war für den Ersten Minister Basileios bestimmt.

9

Spät am Abend jagte Georgi Sursuwul mit einigen Wojewoden und einer kleinen Drushina nach Preslaw. Sie waren mit Staub bedeckt, erschöpft, auf Sursuwuls Stirn klaffte eine Wunde.

Sursuwul wurde offensichtlich mit Ungeduld erwartet, denn kaum hatte er vor dem Palast das Pferd gezügelt, als von allen Seiten Bojaren auf ihn zustürzten. Auf ihre Fragen antwortete er nicht und begab sich, mit der Hand gereizt abwinkend, direkt zu König Peter. Beim Anblick Sursuwuls begriffen die Bojaren, daß nichts Gutes zu erwarten war...

Sursuwul stürzte in die Gemächer des Königs. Die Wache davor machte ihm eilfertig Platz und begleitete ihn mit tiefen Verbeugungen.

Aber was war das? Als er die Gemächer des Königs betrat, hörte er in der Nähe einen Chor singen: „Ehre sei Gott in der Höhe und Frieden auf Erden..." Gereizt öffnete Sursuwul noch eine Tür. Wer wagte es, im Palast des Königs vom Frieden zu singen, wenn an der Donau die Ehre Bulgariens in Scherben ging?

Als Sursuwul den dritten Raum betrat, sah er an der Wand den Chor stehen und mitten im Gemach einige Geistliche über einem knienden betenden Mönch ein Kreuz emporhalten.

„Was ist hier los?" schrie Sursuwul.

Der Mönch hob den Kopf, und Sursuwul erkannte König Peter — in einer schwarzen Kutte, bleich, mit langen Haaren.

„König!" rief Sursuwul aus. „Wir müssen uns zurückziehen. Der letzte Kampf beginnt..."

Diese Worte erschütterten anscheinend vor allem die Sänger und die Geistlichen. Die Sänger verließen nacheinander das Gemach, die Geistlichen ließen das Kreuz sinken und traten zur Seite...

Einzig auf König Peter machte die Nachricht keinen Eindruck, offensichtlich war das, was er bis zum Erscheinen des Bojaren durchgemacht hatte, schrecklicher als dessen Worte. Noch immer kniend und Sursuwul gleichgültig anblickend, sagte er: „Du suchst den König? Hier ist kein König..."

„Was redest du? Was höre ich?"

„Das, was ich sagte... König Peter, den du suchst, ist nicht hier. Hier ist nur der Mönch Peter. Macht weiter, Priester!" sagte er apathisch.

„Seid verflucht! Hinaus! Fort von hier!" brüllte Sursuwul und ging mit den Fäusten auf die Priester los.

Die Priester kannten den Bojaren und beeilten sich, aus dem Gemach zu gelangen.

„König Peter", sagte Sursuwul, als alle den Raum verlassen hatten. „Steh auf, es ist eines Königs nicht würdig, vor den Priestern, Mönchen und mir, deinem Bojaren, zu knien..."

Ohne die Augen zu heben, stand König Peter langsam auf.

„Bulgarien geht zugrunde", sprach Sursuwul weiter. „Und du bist schuld..."

„Woran bin ich schuld?" fragte der König niedergeschlagen.

Sursuwul antwortete kurz: „An allem, aber darüber reden wir jetzt nicht. In dieser Nacht, in dieser Stunde kann Bulgarien noch gerettet werden. Gehen wir in dein Schlafgemach. Reich mir die Hand!"

Nachdem der Bojar König Peter untergefaßt hatte, führte er ihn ins Schlafgemach.

„Und jetzt", sagte er, „fülle ich dir den Pokal, aus dem schon König Simeon getrunken hat. Auch du wirst ihn bis zur Neige austrinken, wie bitter dir der Wein auch schmecken mag..."

Eilig nahm er den Pokal vom Regal, der auf Befehl von Khan Krum aus dem Schädel Kaiser Nikephoros I. angefertigt worden war, und füllte ihn mit rotem Wein.

„Trink!" sagte er herrisch.

„Was soll das alles?"

„Du mußt trinken, um die Kaiser von Byzanz wie früher zu hassen, um den Russen und ihrem Fürsten Swjatoslaw die Hand zu reichen."

„Swjatoslaw die Hand reichen? Gegen Byzanz ziehen?"

„Ja! Trink diesen Wein oder stirb, König!"

Der König nahm den Pokal, hielt ihn einen Augenblick vor sich und ließ ihn plötzlich fallen.

Eine Stunde später versammelten sich die Bojaren, wie ihnen befohlen war, in einem Saal des Preslawer Palastes.

Endlich öffneten sich die Türen zu den Gemächern, Krieger in Rüstungen, mit Speeren in den Händen kamen herein und nahmen Aufstellung. Die Bojaren erstarrten.

Aus den Gemächern des Königs kam der Bojar Sursuwul. Schweren Schrittes ging er bis zum Thron des Königs.

„Bojaren!“ Seine Stimme ertönte wie ein Schlag auf dem Wachtbrett in dunkler Nacht.

„...Bulgariens König Peter, der Sohn Simeons, ist soeben in seinem Schlafgemach verschieden. Sterbend hinterließ er uns...“

Sursuwul konnte seine Rede nicht beenden, plötzlich ertönten Schritte, Lärm, Waffenklerren. Einige Männer kamen in den Saal, gefolgt von Kriegern in Rüstungen.

Ihnen voran schritt Boris, der Sohn des Königs.

„Wo ist mein Vater?“ fragte er den Bojaren Sursuwul.

„König Peter ist soeben verschieden...“

Boris stieg auf das Podest und blieb am Thron stehen.

„Ewiges Gedenken dem König“, sprach er. „Es tut mir leid, daß es mir nicht gelungen ist, mit einer großen Drushina aus Konstantinopel zu kommen. Noch mehr bedaure ich, daß Kaiser Nikephoros mit seinem starken Heer noch nicht hier angekommen ist. Aber er wird bald hier sein...“

Der Bojar Sursuwul begriff erst jetzt, was vor sich ging, aber es war zu spät, etwas zu tun, es war zu spät, gegen den Königssohn und den Kaiser von Byzanz zu kämpfen. Sie hatten die Bulgaren besiegt.

Im Saal dröhnte es: „Es lebe König Boris! Lang lebe König Boris!..“

Fünftes Kapitel

1

Am Vorabend des zehnten Dezember befahl der Kaiser, in der Hagia Sophia einen Gottesdienst abzuhalten. Viele Geistliche und Diakone zelebrierten. Vor dem Altar, auf dem ihm zustehenden Ehrenthron, saß der Patriarch Polyeuktos. Er war alt, schwach und taub — man führte ihn immer in die Kathedrale, wenn der Kaiser dort betete.

Nikephoros stand wie üblich in der abgeschlossenen Kaiserloge und blickte durch einen Spalt des Vorhangs in die lichtüberflutete Kathedrale, auf Tausende von Menschen, auf die funkelnden Ornate der Geistlichkeit. Und plötzlich geschah es wieder: Durch den Spalt streckte sich ihm eine Hand entgegen, die zwischen den zusammengepreßten Fingern einen Zettel hielt. Der Kaiser nahm den Zettel und schob gleichzeitig die Vorhänge weit auseinander, aber er sah nur zwei Geistliche, die Weihrauchfässer schwenkten und Loblieder sangen.

Als er die Vorhänge zugezogen hatte, war er wie versteinert. Er stand da und überlegte: War das ein Traum, eine Vision? Aber weder das eine noch das andere — zwischen den Fingern der rechten Hand fühlte er den Zettel. Er entfaltete ihn und las: „Herrscher! Es wird Dir kundgetan, daß Dich in dieser Nacht ein furchtbarer Tod erwartet. Das ist die Wahrheit. Befiehl, den Frauenflügel des Palastes zu durchsuchen, dort wird man bewaffnete Männer entdecken, die die Absicht haben, Dich zu töten."

Zum ersten Mal während seiner Herrschaft mißachtete Kaiser Nikephoros das Zeremoniell des byzantinischen Hofes und lief, ohne das Ende des Gottesdienstes in der Hagia Sophia abzuwarten, aus der Kathedrale.

Am Tor des Bukoleon traf er auf den kaiserlichen Oberhofmarschall Michael, der dann keinen Schritt mehr von ihm wich. Im Palast befand sich zum Glück auch Leon Walent, der Befehlshaber der berittenen Garde. Oh, wenn man diese beiden beauftragte, den Frauenflügel zu durchsuchen, würden sie das gründlich tun!

Der Kaiser unternahm noch einen wenig hoffnungsvollen Versuch: Es war schon spät, kalt und feucht, trotzdem schickte er einen berittenen Leibgardisten zu dem Ersten Minister Basileios und bat ihn, in den Bukoleon zu kommen. Danach rief Nikephoros Michael und Leon Walent zu sich ins Schlafgemach, setzte sich mit ihnen an den Tisch und erklärte: „Ich habe euch gerufen, damit ihr in dieser Stunde den Palast durchsucht."

„Was ist geschehen, Imperator?"

„Ich habe erfahren", bekannte Nikephoros offen, „daß sich hier im Palast Feinde verbergen und unser kaiserliches Leben bedrohen..."

„Großer Imperator", sagte Michael untertänig, „ich werde alles auf den Kopf stellen!"

„Göttliche Majestät", flüsterte Leon Walent, „ich werde sofort mit der Leibwache alle Ecken durchstöbern..."

„Ihr müßt besonders aufmerksam den Frauenflügel des Palastes durchsuchen", flüsterte Nikephoros geheimnisvoll, „diese Verräter bedrohen nicht nur mein Leben, sondern das der ganzen kaiserlichen Familie."

Leon Walent blickte den Kaiser gespannt an, bemüht, den wirklichen Sinn seiner Worte zu erfassen. Dann berührte er sein Schwert und stieß hervor: „Wenn sie

sich im Frauenflügel des Palastes verstecken, werden wir sie auch dort zu finden wissen."

Als das Gespräch beendet war, kehrten die Gardisten zurück, die der Kaiser zum Ersten Minister geschickt hatte. Sie meldeten, daß Basileios sie nicht erkannt hätte, weil er offensichtlich in den letzten Zügen läge.

Kaiser Nikephoros blieb allein in seinem Schlafgemach zurück. An den Türen standen Leibgardisten. Ein Gebet brachte dem Kaiser etwas Beruhigung. Er hörte, wie die Leibgarde irgendwo in den Korridoren herumlief. Bald kamen der kaiserliche Oberhofmarschall Michael und Leon Walent.

„Großer Imperator", sagte Leon. „Ich habe den Frauenflügel persönlich durchsucht und dort niemanden gefunden. Den ganzen Palast haben wir durchstöbert, aber keine Spur von einem Feind."

„Ich danke euch", sagte Nikephoros. „Jetzt werde ich ruhig einschlafen. Geh nach Hause, Leon!"

Leon Walent verließ das Schlafgemach.

„Majestät", sagte Michael zum Abschied, „leg dich hin und schlafe ruhig. Ich werde die ganze Nacht an den Türen deines Schlafgemachs stehen, ohne ein Auge zu schließen. Du hast Neider und Feinde, aber auch wirkliche Freunde. Schlaf ruhig, Erhabener!"

Nachdem er die rote Sandale des Kaisers geküßt hatte, entfernte auch er sich.

Danach kam Theophano zu Nikephoros.

Er stürzte ihr nicht entgegen, wie er es sonst tat, sobald er ihre Schritte hörte, sondern stand in einer Ecke des Schlafgemachs und blickte sie unter buschigen Augenbrauen hervor mit düsteren Blicken an. Theophano trug eine goldschimmernde Tunika mit einer leuchtenden Rose auf der Brust, eine Perlenschnur im Haar und kleine rote Sandalen an den bloßen Füßen.

„Imperator!“ rief sie. „Was ist mit dir? Bist du krank, mein Erhabener?“ Sie flog ihm an die Brust, vom Duft der Rose umweht.

„Theophano!“ sagte er. „Ich bin nicht krank, aber mein Herz schmerzt sehr.“

„Was ist geschehen?“ Sie blieb ganz dicht vor ihm stehen. „Sage mir, Geliebter, weshalb schmerzt dein Herz?“

Nikephoros blickte in ihre Augen — dunkle, tiefe Augen, auf deren Grund kleine Fünkchen blitzten. Theophano hielt seinem Blick stand, als sei ihre Seele klar und rein wie der Quell der Wahrheit.

„Theophano!“ flüsterte er. „Ich öffne dir meine ganze Seele, aber versprich, daß du dieses Mal nicht böse auf mich sein wirst.“

„Imperator! Zweifelst du etwa einen Augenblick daran?“

„Lies“, sagte der Kaiser und reichte ihr das Schreiben. Sie nahm es, ging zu einem Leuchter und begann mit ihren zarten Fingern das zerknitterte Papier zu glätten. Während sie las, betrachtete der Kaiser ihr Gesicht. Theophano hob den Kopf — sie war ganz ruhig. Nikephoros erblickte auf ihrem Antlitz ein Lächeln.

„Deshalb also sind Leon Walent und Michael zu uns in die Frauengemächer gekommen?“ sagte Theophano. „Ich wollte sie fortjagen, ich hatte doch heute die beiden Königstöchter aus Preslaw zu Gast. Aber dann habe ich beschlossen, sie nicht an ihrer unwürdigen Aufgabe zu hindern, und versprach“, fügte sie schuldbewußt hinzu, „nicht böse zu werden. Aber warum kränkst du mich, deine Theophano? Konntest du mir nicht, anstatt den Leibgardisten Walent und den unfähigen Michael zu schicken, dieses dumme Schreiben zeigen?“

Nikephoros rief aus: „Verzeih mir, Theophano, ich wollte dich nicht kränken.“

„Ich habe es schon vergessen", sagte sie. „Beruhige dich, Imperator, nicht irgendwer, sondern Theophano wird dich beschützen. Du hast gut daran getan, Imperator", fuhr sie fort, während ihre Blicke durch das Schlafgemach wanderten und an den Fenstern hängenblieben, „als du diesen Palast in eine Festung verwandeltest. Hier wird keiner eindringen. Den Bosporus versperrt die Kette. Dein Heer bereitet sich auf den Feldzug vor. Du wirst bald wieder im Sattel sitzen, vor den Legionen herfliegen! Erinnerst du dich, wie du einst den Feldzug gegen die Türken unternommen, in Kappadokien gestanden, Tars genommen hast?.. Damals war ich ständig in deinem Zelt, Tag und Nacht..."

Begeistert rief der Kaiser aus: „Eine wundervolle Zeit war das! Und du bist jetzt noch ebenso schön wie damals, Theophano. Ich könnte ewig in deine Augen blicken, dich ewig küssen..."

Theophano gab ihm einen langen, leidenschaftlichen Kuß.

„Willst du diese Nacht mit mir verbringen?" fragte sie.

„Nur mit dir... Willst du etwa gehen?"

„Ja, ich muß mich noch von den bulgarischen Prinzessinnen verabschieden! Ich unterhalte mich noch ein wenig mit ihnen und komme danach zurück. Schlafe, Imperator. Ich komme bald..."

„Ich warte auf dich, Kaiserin, du Frömmste und Glückseligste."

2

Kaiser Nikephoros schlief sehr spät ein, aber nicht im kaiserlichen Bett, sondern einfach auf dem Fußboden, auf dem Fell eines Schneeleoparden. Zugedeckt hatte er sich mit dem warmen Mantel seines Onkels, des Mönchs Michael Melain.

Nikephoros erwachte dadurch, daß jemand den Mantel von ihm riß und ihn heftig auf die Brust schlug. Erschreckt richtete er sich auf. Er wollte auf die Beine springen, konnte es aber nicht, denn Furcht fesselte seinen Körper.

Was er erblickte, war schrecklicher, als es sich eine krankhafte Phantasie vorstellen konnte. Das Schlafgemach war voll von Kriegern, die Schwerter in den Händen hielten. Auf der Schwelle stand, gleichfalls mit einem Schwert bewaffnet, Johannes Tzimiskes.

„Mein Gott! Was ist los?" rief Nikephoros, ohne zu verstehen, wie diese Menschen zu dieser Nachtzeit in sein Schlafgemach geraten waren.

Einer der Krieger trat vor — der Kaiser erkannte ihn, es war der Befehlshaber der berittenen Garde, Leon Walent —, schwang das Schwert und versetzte ihm einen Hieb auf den Kopf. Nikephoros verspürte einen unerträglichen Schmerz, die Augen wurden von Blut überschwemmt...

Aber der Kaiser verlor das Bewußtsein nicht. Er wußte, daß diese Männer gekommen waren, ihn zu töten, und daß es jetzt für ihn keine Rettung mehr gab. Trotzdem schrie er: „Mutter Gottes! Rette mich! Rette mich!"

Da faßten ihn einige Männer am Arm, schleiften ihn über den Fußboden, warfen ihn auf den Marmor.

„Was schreist du?"

Der Kaiser lag auf dem Boden und schwieg. Direkt vor ihm, auf seinem kaiserlichen Bett, saß Johannes Tzimiskes.

„Weshalb schreist du?" fragte Johannes noch einmal.

„Johannes! Bruder!" Das sagte Nikephoros nicht laut, er flüsterte es.

„Wen meinst du?" fragte Johannes und lachte. „Bruder? Wer ist wessen Bruder? Wie kannst du es wagen, mich Bruder zu nennen, du, der mit meiner Hilfe den Thron bestiegen, aber vor Neid und Dummheit meine

Wohltaten vergessen hat, du, der mich vom Heer trennte und wie einen Verbrecher nach Armenien schicken wolltest?"

„Johannes! Verzeih!" schrie Nikephoros.

„Schweige!" unterbrach ihn dieser. „Niemand und nichts entreißt dich jetzt meinen Händen."

Er zog das Schwert und stürzte sich auf Nikephoros. Gleichzeitig drangen von allen Seiten die Krieger auf den Kaiser ein. Johannes packte ihn am Bart. Schläge mit den flachen Seiten der Schwerter prasselten auf den Kaiser nieder.

Schließlich schlug Johannes mit einem Hieb seines Schwertes den Kopf des Kaisers des Oströmischen Reiches ab! Wieder hatte einen rhomäischen Herrscher ein gewaltsamer Tod getroffen.

An der Tür des Schlafgemachs lag der kaiserliche Oberhofmarschall Michael in seinem Blut.

Erst jetzt kam im Bukoleon Lärm auf. Die Tore des Palastes waren von innen verschlossen, und die Wachen, die jenseits davor standen, konnten nicht helfen. Als im Palast überall Lichter entzündet wurden und Siegesgeschrei erklang, begannen die Wachen an die Tore zu schlagen.

Gardisten näherten sich den Toren und fragten: „Was klopft ihr?"

„Wir sind die Wache des Kaisers Nikephoros."

„Den gibt es nicht mehr..."

„Das glauben wir nicht... Wir wollen den Kaiser sehen!"

Einer aus der Garde erschien am Tor, er hob mit der einen Hand einen Leuchter, mit der anderen das blutige, abstoßende Haupt Nikephoros' in die Höhe.

„Lange lebe Kaiser Johannes!" dröhnte es im Bukoleon.

Die Wachen an den Toren schrien ebenfalls: „Lange lebe Kaiser Johannes!"

Die Tore des Bukoleon öffneten sich. Die Morgendämmerung leuchtete über Galata auf. In der Nacht hatte es geschneit, Schnee bedeckte die Dächer und das Ufer hinter dem Bukoleon, wo nicht weit von den Bronzefiguren des Stieres und des Löwen der enthauptete Leichnam des ehemaligen Kaisers lag.

Durch die Straßen Konstantinopels zogen die Gardisten und die Unsterblichen, sie blieben auf den Plätzen, in den Straßen stehen und schrien: „Lange lebe Kaiser Johannes!"

Die erschreckten Senatoren und Adligen eilten zum Großen Palast, sie versammelten sich im Hippodrom, drängten sich an den Türen des Leusiak, die der Oberhofmarschall jeden Tag pünktlich um sieben Uhr morgens mit dem Befehlshaber der Garde öffnete.

An diesem Morgen wurden die Türen des Leusiak ebenfalls um sieben Uhr geöffnet, aber auf ihrer Schwelle erschien nicht der Oberhofmarschall, sondern der von Gardisten umgebene Erste Minister Basileios.

„Lange lebe Johannes Tzimiskes!" rief er.

Johannes war, kaum daß es tagte, zur Hagia Sophia geeilt.

Am Tor erwartete ihn schon der Patriarch Polyeuktos, der über alle Geschehnisse der Nacht unterrichtet war. Der Patriarch war im Laufe der vielen Jahre ein grimmiger Feind von Kaiser Nikephoros geblieben.

„Ich erwarte den Segen des heiligen Patriarchen", sagte Johannes, der vor Polyeuktos stehenblieb und den Kopf senkte.

„Ich kann dir nicht erlauben, die Schwelle des heiligen Gotteshauses zu überschreiten, solange du den Mörder des Kaisers Nikephoros nicht bekanntgibst und bestrafst."

Johannes blickte die Gardisten an und sagte: „Leon Walent hat Nikephoros getötet... Gardisten, nehmt ihn fest."

Eine Abteilung der Gardisten eilte sogleich zum Bukoleon.

Aber der Patriarch war noch nicht fertig: „Im Namen des Heiligen Stuhls verlange ich, Theophano aus Konstantinopel fortzuschicken."

Johannes antwortete nicht sogleich, und der Patriarch verstand, daß es ihm nicht leichtfiel, dieser Forderung nachzukommen. Es verging ein Augenblick, ehe Tzimiskes antwortete: „Ein Schiff wird noch heute mit Theophano Konstantinopel verlassen."

Der Patriarch Polyeuktos fuhr fort: „Du bist verpflichtet, das Schreiben zu ändern, das gegen die Kirche gerichtet und von dem wahnsinnigen Nikephoros unterschrieben ist."

„Ich ändere es", antwortete Johannes, ohne zu überlegen.

Da gab der Patriarch ein Zeichen, und Diener öffneten das Tor der Hagia Sophia.

Der neue Kaiser bürdete all jenen, die mit Nikephoros verbunden waren oder die ihm im Wege stehen konnten, grausame Strafen auf. Leon Walent wurde von einem Steilhang ins Meer geworfen, nachdem man an seine Beine einen Stein gebunden hatte; schon in der folgenden Nacht schickte man den Bruder des ermordeten Kaisers, Leon Phokas, auf die Insel Lesbos und seinen Sohn Ward sowie drei Vettern in das ferne Kappadokien, nach Amasya.

3

Der Bukoleon schlief. Müde nach den anstrengenden Tagen, trunken vom Wein, schlief auch der neue Kaiser von Byzanz.

Nur Basileios, jetzt Erster Minister des Kaisers Johannes, fand bis zum Morgen keine Ruhe.

Er stand an der Tür des kaiserlichen Schlafgemachs und lauschte. Der Herrscher des Imperiums seufzte im Schlaf: „Krieger!.. Theophano!“

Um den Mund des ersten Mannes am Hofe bildeten sich Fältchen, die ein Lächeln andeuteten — er begriff, wie das Herz des neuen Kaisers in Flammen stand, wie das erregte Hirn glühte. Das macht nichts, dachte Basileios, der Kaiser beruhigt sich bald, die Krone kühlt sein Hirn, die kaiserlichen Kleinodien besänftigen sein Herz. Er, der Erste Minister, würde ihm dabei behilflich sein.

Basileios, gestützt auf seinen Zedernholzstab, der mit einem silbernen Löwenkopf geschmückt war, machte sich auf, um den Bukoleon zu inspirieren. In den Fluren war es still, überall brannten Öllampen, an den Wänden entlang erstarrten die verschwiegenen nächtlichen Wachen in ihren Rüstungen.

Korridor nach Korridor, Saal um Saal... Der Erste Minister betrat das Schlafgemach, in dem in der vergangenen Nacht Nikephoros getötet wurde, den Frauenflügel des Palastes, wo noch alles an Theophano erinnerte, den Saal, in den vergangene Nacht Johannes Tzimiskes vom Dach aus herabstieg und wo sich bis dahin die bewaffneten Gardisten versteckt hielten...

Jetzt war es hier ungewöhnlich still, nur von Zeit zu Zeit knisterten die Dochte in den Öllampen. Basileios nahm in einem Sessel Platz, stützte sich mit den Händen auf den Zedernholzstock und ließ den Kopf sinken.

Zu dieser nächtlichen Stunde fühlte der Erste Minister, daß er von allen Menschen hier im Bukoleon der müdeste war. Jeder hatte das Recht, auszuruhen, nur er allein — gestern Erster Minister des einen, heute des anderen Kaisers — mußte die ganze Nacht durch den

Palast wandern. Am Morgen würde er den Kaiser wekken, mit dem Oberhofmarschall Romanos das silberne Tor vom Leusiak öffnen und dann den ganzen Tag über den Kaiser wie ein Schatten begleiten.

Der vierte Kaiser, dachte Basileios, und auch du wirst nicht lange herrschen. Aber wann komme ich an die Reihe, wann erfüllt sich mein Traum?

Sechstes Kapitel

1

Mitten am hellichten Tag wurde plötzlich auf dem Podolsker Tor das Wachtbrett geschlagen. Sogleich antwortete das Wachtbrett auf dem Perewesistschansker Tor. Kiew geriet in Aufregung. Es war ein klarer, sonniger Tag, über der Vorstadt kräuselten sich Rauchwölkchen, auf dem Podol war Markt, auf dem Dnepr und der Potschaina huschten Boote hin und her — die Stadt lebte ihr gewöhnliches Leben. Zu dieser Tageszeit hatten die Wachen noch niemals Alarm geschlagen.

Aber bald war nicht nur von der Gora, sondern auch von der niedriger gelegenen Obolon aus zu sehen, wie im Süden schwarzer Rauch in den blauen Himmel aufstieg. Nach einer Weile jagten Reiter die Salzstraße am Dnepr entlang. Sie schrien: „Von Rodnja kommen die Petschenegen!"

Auf den Stadtmauern dröhnten wieder und wieder die Wachtbretter, Leute stiegen hinauf, Unruhe breitete sich aus.

Dann ergoß sich von allen Seiten ein endloser Strom von Menschen durch die Tore nach der Gora: Sie kamen von der Potschaina und dem Dnepr, nachdem sie die Boote ans Ufer gezogen hatten; mit ihren Habseligkeiten vom Markt; auf Ochsen und Pferden aus der Vorstadt, bewaffnet mit Hammer und Streitaxt. Die älteren Menschen gingen mit Besorgnis in den Augen, die Frauen blickten sich ängstlich um, die Kinder weinten. Jene, die jünger und gesünder waren, begannen rings um die Gora die Gräben zu vertiefen, in die un-

teren und oberen Wälle spitze Pfähle zu schlagen, einen Vorrat an Wasser und Lebensmitteln anzulegen.

Erst gegen Abend riß der sich nach der Gora hinziehende Menschenstrom ab. In der Vorstadt und an der Potschaina wurde es kalt, menschenleer und still. In dieser Stille ächzten laut die Flaschenzüge an den Toren, die Ketten strafften sich, die Brücken bewegten sich schwerfällig aufwärts, bis sie gleichsam an den Stadtmauern festklebten. Von einem tiefen Graben umgeben, war die Gora jetzt von aller Welt abgeschnitten. Die Dunkelheit verdichtete sich schnell.

Es war eine warme Nacht. Der Hof auf der Gora und alle Straßen waren mit Menschen vollgestopft. Die Mütter schliefen mit ihren Kindern unter freiem Himmel; die Männer trugen Steine an die Mauern, verstärkten hier einen Teil der Wehranlage, stellten dort große Armbrüste auf.

Die Bojaren versammelten sich im Goldenen Saal. In einer Ecke flackerten einige Kerzen. Keiner der Männer hatte auf den Bänken Platz genommen, alle drängten sich aufgeregt an den Wänden und mitten im Saal zusammen. Die Fenster und Türen im Saal waren geschlossen, der scharfe Geruch von Leder und Teer machte das Atmen schwer.

Die Fürstin erschien, als bereits alle versammelt waren. Noch vor Anbruch der Dunkelheit hatte sie Wyschgorod verlassen und war mit den Enkeln in die Gora übersiedelt. Die Bojaren und Wojewoden begrüßten sie gedämpft. Die Fürstin hörte ihren Gruß anscheinend nicht — nachdem sie den Saal durchquert hatte, blieb sie bei den fürstlichen Rüstungen in der Nähe der Kerzen stehen. Der Kerzenschein fiel auf ihr bleiches, erschöpftes, sorgenvolles Antlitz.

„Meine Drushina", begann die Fürstin. „Ihr habt es alle gehört — die Petschenegen sind in der Steppe. Rauch steigt über Rodnja auf, Eilboten berichteten, daß

sich eine große Horde auf der Salzstraße nähert. Auch bei Perejaslaw ist Rauch zu sehen — die Petschenegen jagen geradewegs aus der Steppe vom Unterlauf des Dnepr hierher..."

„Sie beabsichtigen wohl, die Stadt einzukreisen..."

„Man muß zu Swjatoslaw schicken und ihm ausrichten: Trachtest du nach fremdem Land, verlierst du dein eigenes..."

„Schlecht hat der Fürst gehandelt, als er uns verließ...!"

„Man muß sich an die Drewljanen wenden..."

„Auf die Drewljanen ist kein Verlaß."

„An die Sewerjanen!"

„An Nowgorod!"

Der Goldene Saal brodelte.

Olga blickte eine Weile mit zusammengepreßten Lippen auf die Männer, dann rief sie: „Meine Männer, sehen wir denn zum ersten Mal einen Feind vor den Mauern der Stadt? Alle Fürsten", dabei blickte die Fürstin auf die Rüstungen an der Wand, „und mit ihnen das ganze Volk kämpften schon oft auf den Mauern und Wällen Kiews, wir werden auch jetzt standhalten..."

Zaghaft wandte einer der Bojaren ein: „Unsere Kraft ist gering."

„Weißt du denn," wandte sich Olga an ihn, „ob die Petschenegen mit so starken Kräften kommen? Wir sind viele, wir haben die Drushina, die Gridni, das Gesinde und, wenn es nötig ist, unsere Kinder. Alle, auch ich, werden an eurer Seite stehen, Männer!" Zornig und streng fuhr Fürstin Olga fort: „Und erhebt keine falschen Beschuldigungen gegen den Fürsten Swjatoslaw! Er trachtet nicht nach fremdem Land — er verteidigt unsere Ehre; er ist nicht von sich aus gegangen — wir haben ihn geschickt... Auch das, was über die Drewljanen gesagt wurde, ist nicht wahr. Ich ken-

ne sie gut und weiß: wenn wir sie rufen, kommen sie und helfen. Auch Tschernigow hilft und Oster — dort haben sie den Rauch am Unterlauf längst gesehen. Wir schicken ihnen Boten."

Im Saal herrschte Schweigen. Es war schwül, das Wachs der Kerzen schmolz.

„Wir werden standhalten! Du, Dobrynja, wirst mit den Kriegern auf die Mauer steigen, ihr, Bojaren, einigt euch, wer am Podolsker und wer am Perewesistschansker Tor steht. Und noch etwas, Männer, öffnet eure Vorratskammern. Man darf nicht nur an sich denken, das ganze Heer muß beköstigt werden... Gehen wir, Männer, die Petschenegen kommen immer näher. An Swjatoslaw", fügte die Fürstin noch hinzu, „senden wir eine Nachricht: Eile herbei, Fürst, an der Donau ist es schwer für dich, aber auch dein Erbland ist in Not..."

Als Fürstin Olga den Saal verließ und sich in die Gemächer begab, in denen sie einst gelebt hatte, spürte sie, wie krank und erschöpft sie war. Die Beine gehorchten nicht mehr, das Herz klopfte heftig, und vor den Augen schwammen rote und grüne Kreise. Mit letzter Kraft ging sie, auf Dobrynjas Arm gestützt, an ihren Gemächern vorbei und blieb am Schlafgemach der jungen Fürsten stehen.

„Steig auf die Stadtmauern", sagte sie zu Dobrynja, „die Petschenegen kommen immer in der Nacht, wie Diebe."

Dobrynja verneigte sich und verschwand, Fürstin Olga aber ging in das Schlafgemach der jungen Fürsten. Sie wollte die Augen schließen, ausruhen, nachdenken über das, was geschehen war.

Sie setzte sich. Einst wuchs in diesen Räumen ihr Sohn Swjatoslaw heran, jetzt schliefen hier Wladimir, Jaropolk und Oleg. Das Fenster des Schlafgemachs war verhängt. In einer Ecke auf dem Fußboden stand eine

Öllampe. Daneben saß die Beschließerin Praxeda. Die Fürstin gab ihr ein Zeichen, daß sie schlafen gehen konnte, und Praxeda entfernte sich.

Die jungen Fürsten schliefen in den drei an der Wand stehenden Betten. Wladimirs Bett war der Lampe am nächsten, und ihr Schein fiel auf sein Gesicht. Fürstin Olga blickte ihn an und dachte: Wie ähnlich er seiner Mutter ist! Die Fürstin versank in Gedanken. Oh, was mußte sie nach dem schweren Tag in nächtlicher Stunde nicht alles entscheiden!

Dobrynja war auf den südlichen Turm der Stadtmauer gestiegen und blickte lange in die Dunkelheit, die wie ein tiefer Abgrund vor ihm lag. Der Himmel war mit Wolken bedeckt, kein einziger Stern zeigte sich. Aber Dobrynjas Augen hatten sich bald an die Dunkelheit gewöhnt und konnten den tiefen Graben hinter der Mauer ausmachen, den Wall mit den Pfählen und weiter entfernt die Bäume auf den Abhängen der Berge, die Vorstadt auf den grauen Steilhängen, den Dnepr. Alles lag vor ihm wie immer, einen Feind schien es nirgends zu geben.

Dobrynja hatte jedoch nicht nur ein scharfes Auge, sondern auch ein feines Gehör, das viele Laute auffing, die ihn beunruhigten: am Flußufer wieherten Pferde und schlugen mit den Hufen in den Sand, auf dem Dnepr plätscherte es, weit entfernt unterhielten sich Männer. Dann vernahm er Stimmen auch in der Vorstadt und sogar hinter dem Palisadenzaun des Walles...

Jetzt wußte Dobrynja, daß der Feind sich herangeschlichen hatte, an der Stadtmauer stand und jeden Augenblick angreifen konnte. Er rannte den ganzen Mauerabschnitt entlang und brachte die Nachricht den Gridni.

Da loderte überall in der Vorstadt und am Podol Feuer auf: Die Petschenegen steckten die Häuser in

Brand, um im Feuerschein die Stadtmauern zu erklimmen.

„Die Petschenegen! Der Feind ist auf dem Wall!“ schrie es überall.

Im selben Augenblick dröhnten wieder die Wachtbretter: Alle auf der Gora mußten wissen, daß der Feind an den Mauern war.

Dobrynja lief zur Südmauer. Der Brand in der Vorstadt und auf dem Podol breitete sich aus. Sein purpurroter Schein fiel auf die Mauern. Dobrynja begegnete mit Bogen bewaffneten Kriegern, andere hielten Steine, Speere oder Beile bereit. Unter den eingemauerten Kesseln mit Pech loderte Feuer, Wasser und Sand wurden vorbereitet.

Von der Mauer aus sah man, wie im wechselnden Widerschein des Feuers aus der Dunkelheit Petschenegen auftauchten und den Pfahlzaun umzustoßen begannen. Es waren viele, es wimmelte nur so von ihnen.

Zugleich hörte man in der Luft das dünne, durchdringende Sirren der Pfeile. Sie bohrten sich in den Palisadenzaun, landeten auf der Mauer, flogen auch weiter nach der Gora.

Die fürstlichen Krieger spannten ebenfalls ihre Bogen, und ganze Schwärme von Pfeilen sausten durch die Dunkelheit zurück.

Auf den Wällen wurden Schreie laut: Man sah, wie sich Petschenegen, die getroffen waren, zwischen den Pfählen krümmten. Die übrigen schafften es trotzdem, den Zaun umzureißen, sie stiegen in den Graben hinein und schütteten Erde auf, schleppten Leitern heran und stellten sie an der Stadtmauer auf, einige versuchten, die Tore in Brand zu stecken.

Von oben hagelten Steine auf sie herab. Andere Krieger hatten sich über die Mauer gebeugt und schleuderten Speere gegen die Petschenegen oder beschossen sie mit Pfeilen.

Das Schreien, Stöhnen, Klirren auf den Mauern, im Graben und auf den Wällen vereinigte sich zu einem einzigen Getöse — dem schrecklichen und gnadenlosen Lärm des Kampfes. Die sich wie toll gebärdenden Petschenegen, die schon vor dem Kampf vom Wein trunken waren und jetzt vom Blut, drängten sich, nachdem sie an der Mauer Erde aufgeschüttet hatten, im Graben zusammen. Als der Boden von Leichen bedeckt war, schütteten sie neue Erde darauf. Die Leitern erreichten jetzt schon den Mauerrand. Sich an den Sprossen festhaltend, klommen die ersten Petschenegen hinauf.

Es war ein furchtbarer Kampf. Die Petschenegen standen auf der Mauer, ihnen warfen sich die Krieger unter der Führung von Dobrynja entgegen. Mit den Schwertern schlugen sie, selbst blutüberströmt, auf die Petschenegen ein, von denen immer mehr auftauchten.

Plötzlich fing ein großes Stück der Mauer zu wanken an und stürzte samt den sich daran festklammernden Petschenegen mit Getöse in den Abgrund. Der Kampf auf der Südseite war beendet...

Aber da erhob sich am Podolsker Tor ein furchtbares Lärmen und Schreien. Dobrynja lief es kalt über den Rücken, befand sich doch die Mehrzahl der Krieger mit ihm auf jener Seite, die zum Dnepr hinausging. Er bemerkte, daß es heller wurde, aber nicht vom Feuerschein des Brandes, sondern vom Himmel, der sich hinter dem Dnepr rötete. Schon bald würde die Sonne aufgehen.

Im Schein des beginnenden Tages rannte er den anderen Kriegern voran, auf der Stadtmauer entlang, zum Podolsker Tor, wo ein grausamer Kampf im Gange war. Die Petschenegen hatten auch hier die Mauer erklommen.

Aber Dobrynja hatte das Tor noch nicht erreicht, als der Siegesruf ertönte: Die Petschenegen, die auf die

Mauer geklettert waren, konnten wieder hinuntergestoßen und das Feuer, das schon vom Tor Besitz ergriffen hatte, rasch gelöscht werden.

Auf der Mauer nahe dem Podolsker Tor erblickte Dobrynja die Fürstin Olga. Auf ihren Stock gestützt, blickte sie auf den Dnepr und sagte: „Es wird ihnen nicht gelingen. Kiew hält stand!"

2

Wie Pfeile flogen drei Gridni von Kiew aus nach Süden: die Brüder Gorjai, Bajan und Orel...

Als sie den Befehl der Fürstin erhalten hatten, waren sie sogleich aufgebrochen. Noch vor Tagesanbruch waren sie über die Mauer gestiegen, am Lager der Petschenegen vorbeigekrochen; sie sahen, wie der Brand aufloderte, hörten, wie die Petschenegen angriffen... Im Feuerschein liefen sie durch den Wald nach Berestowe, sattelten auf dem Fürstenhof die Pferde und sprengten in die stockfinstere Nacht hinaus.

Am frühen Morgen waren sie schon weit von Kiew entfernt, am Abend befanden sie sich bereits an der Ros, der Grenze des Poljanenlandes. In der Nacht, nachdem sie ein wenig ausgeruht hatten, umgingen sie die Ansiedlungen, in denen die Schwarzen Klobuken lebten, und bei Anbruch des nächsten Tages waren sie tief in die Steppe eingedrungen.

Hier mußten sich die Brüder besonders in acht nehmen. So weit das Auge sah, nur ebene Steppe, dann und wann von Schluchten durchschnitten, in denen kleine Bäche flossen. Schön war es hier im Frühling, wenn alles üppig wuchs, wenn das Steppengras unter dem Wind wogte, wenn die blauen Glockenblumen, der gelbe Salbei, die Kornblumen und die weiße Kamille blühten.

Jetzt war die Steppe grau, die Blumen waren verwelkt und das Gras unter den grellen Sonnenstrahlen des langen Sommers verbrannt.

Die Pferde flogen dahin. Die Erde unter den Hufen dröhnte, die glühendheiße Luft schlug den Reitern auf Brust und Gesicht. Sie ritten direkt auf die Sonne zu, damit ihre grellen Strahlen die Feinde blendeten und diese sie nicht bemerkten. Als sie nach längerer Zeit zurückblickten, sahen sie schwarze Punkte am Horizont — Petschenegen.

Die Sonne ging unter, die drei Reiter jagten ihr nach, verfolgt von den Petschenegen... Aber die Sonne rettete die drei Brüder: Als sie mit einem unerträglich blendenden Funkeln von der Erde Abschied nahm, waren die schwarzen Punkte verschwunden, als ob sie sich in Nebel aufgelöst hätten. Die drei Reiter aber machten auch dann nicht halt, als die Steppe in der abendlichen Dämmerung mit dem Himmel verschmolz. Erst als der junge Mond zwischen den Sternen Wache stand, zügelten sie am Ufer eines kleinen Flüßchens die Pferde und fielen erschöpft ins Gras.

„Waren es viele?" fragte Orel.

„Viele", antwortete Gorjai. „Aber sie sind zurückgeblieben."

Nachdenklich sagte Bajan: „Es ist gut, daß wir von Osten nach Westen geritten sind. Die Sonne hat uns gerettet."

In der Dunkelheit banden sie den Pferden die Beine zusammen. Sie aßen Brot und gedörrten Fisch, das Wasser im Flüßchen schmeckte ihnen wie Wein.

Gorjai sagte: „Jetzt werden wir abwechselnd schlafen. Legt euch hin, Brüder, ich halte Wache."

Lange saß er in der dunklen Nacht, nicht weit von den schlafenden Brüdern entfernt.

Er wachte offenbar länger als notwendig, denn Orel fragte plötzlich: „Weshalb weckst du mich nicht, Go-

rjai? Es ist längst Zeit. Sieh, der Mond geht unter. Leg dich hin, Bruder."

Gorjai legte sich auf die Erde und schlief sofort ein. Jetzt wachte Orel.

Vor Tagesanbruch weckte er Bajan. Aber auch Gorjai wachte auf. Sie betrachteten den Himmel, das Gras...

„Das Gras ist trocken", stellten sie fest. „Unsere Spur wird nicht zu sehen sein. Gut, reiten wir..."

Einen Tag lang ritten sie noch in Ruhe. Näher und näher kam der Bug. Bisweilen versperrten ihnen Wälder den Weg, und sie mußten langsamer reiten.

Gegen Abend trafen sie auf Petschenegen. Es war anscheinend der Spähtrupp irgendeiner Horde von etwa fünfzehn Reitern. Die Brüder stießen mit ihnen zusammen, als sie aus einer Schlucht herauskamen. Weiter flogen sie durch die Steppe, die Petschenegen hinterher. Aber jetzt war das Geschrei der Verfolger ganz nahe. Immer wieder pfiffen Pfeile an den Ohren der Gridni vorbei. Endlich blieben die Petschenegen zurück, ihre Schreie wurden leiser. Plötzlich ließ Bajan im vollem Galopp die Zügel fallen, er lehnte sich im Sattel zurück und stürzte zur Erde.

In dieser Nacht schliefen Gorjai und Orel nicht. Sie saßen auf einem hohen Kurgan neben dem steinernen Standbild eines alten Recken. Vor ihnen lag die Steppe.

Orel sagte: „Bruder Gorjai, wir hätten zurückbleiben und mit Bajan sterben sollen."

„Und Fürst Swjatoslaw?" fragte Gorjai. „Wer überbringt ihm die Nachricht?"

Obwohl beide harte Männer waren, weinten sie in dieser Nacht. Als Gorjai ein Bündel mit Brot aus der Satteltasche zog, brach er für sich und Orel ein Stück ab und legte noch eins neben sich ins Gras.

„Das ist für dich, Bajan", sagte er, und erst danach begannen sie zu essen.

Viel später hörte man in der Steppe Lärm, und in der Ferne blitzten hier und da kleine Feuer auf. Die Brüder standen auf dem Kurgan, blickten in die Dunkelheit und lauschten gespannt. Feuer waren in der Steppe nicht mehr zu sehen, aber das Wiehern, das Pferdetrappeln und das Holpern von Rädern hörte man noch lange.

Endlich herrschte wieder Stille.

Da setzte sich Gorjai ins Gras und sagte: „Sie fahren nach Kiew. Auch wir müssen uns sputen. Aber vorher wollen wir einander versprechen, Bruder... Wenn einer von uns in der Steppe verwundet wird, reitet der andere weiter..."

„Gut, Bruder!"

Sie ritten durch die Nacht. Im Morgengrauen stießen sie auf Spuren der Horde — Asche, Pferdemist. Sie ritten auf der Fährte weiter, denn ein Petschenege benutzt niemals einen Weg zweimal. Am Morgen durchschwammen sie, sich an die Mähnen der Pferde klammernd, den Bug. Abends erreichten die Brüder den Dnestr und ritten am Ufer entlang durch das Land der Tiwerzen, von Siedlung zu Siedlung. Hier hatten sie nichts zu befürchten — die Tiwerzen nahmen die Eilboten aus Kiew freundlich auf. So ritten Gorjai und Orel bis zur Stadt Peresitscheni, dort wechselten sie die Pferde und ritten, ohne auszuruhen, weiter gen Süden.

Zwei Tage galoppierten sie durch das Land der Tiwerzen, dann durch das der Ulitschen. Am Abend des nächsten Tages erglänzte in der Ferne das Wasser des Russischen Meeres. Als sie einen Berg überwunden hatten, erblickten die Brüder die Donau; sie befanden sich in einem großen Tal, in dem in dichten Gruppen Weiden standen. Plötzlich lösten sich aus einem Weidengestrüpp Pfeile und pfiffen auf sie zu.

Die Brüder schlugen auf die Pferde ein. Aber ein Pfeil traf Gorjais Pferd, es bäumte sich auf und stürz-

te. Orel wollte Gorjai auf sein Pferd nehmen, aber auch sein Pferd fiel.

Danach rannten die Brüder von Weide zu Weide in Richtung Donau. Einige Petschenegen jagten ihnen nach, wobei sie von Zeit zu Zeit Pfeile abschossen.

Die Donau war nur noch einige Dutzend Schritt entfernt, als ein Pfeil Gorjai traf. Er schrie noch: „Lauf zur Donau!", dann brach er tot zusammen.

Orel rannte um sein Leben. Am Wasser wandte er sich noch einmal um, und als er nicht weit entfernt einen Petschenegen erblickte, spannte er seinen Bogen und schoß einen Pfeil ab. Im selben Augenblick spürte Orel einen Schmerz neben dem Herzen — ein Pfeil war in seine Brust eingedrungen. Aber er hatte noch die Kraft, sich in die Fluten zu stürzen...

Als er wieder zu Bewußtsein kam, lag er in einem Boot, über ihm blauer Himmel und irgendwelche gut bekannten Gesichter. Es waren Krieger des Fürsten Swjatoslaw. Er flüsterte ihnen zu: „Sagt dem Fürsten... mich hat die Fürstin geschickt... Die Petschenegen haben Kiew eingeschlossen... Fürstin Olga... Kiew ruft den Fürsten zu Hilfe..."

Im selben Augenblick wurde der Schmerz unerträglich. Der Pfeil steckte noch immer in Orels Brust und schien sie zerreißen zu wollen. Er packte ihn mit beiden Händen und zog ihn heraus...

3

Der Leuchtturm am Großen Palast arbeitete jetzt jede Nacht, vom frühen Abend bis zum Morgengrauen. Sein kalter, grünlicher Strahl durchdrang die Dunkelheit über dem Goldenen Horn und zog sich nach Galata, zum Gebirge hin. Dort, wo tags am Horizont die Berge blau schimmerten, flammten im nächtlichen Dunkel,

ebenfalls die ganze Nacht hindurch, geheimnisvolle Signale auf, die keiner der Einwohner Konstantinopels entziffern konnte.

Am Großen Palast jedoch wurden diese Signale ausgezeichnet verstanden: Kaiser Johannes wußte genau, was in Bulgarien vor sich ging. Die Lichtzeichen meldeten, daß die Krieger des Fürsten Swjatoslaw weiter im Vormarsch waren. König Boris flehte den Kaiser Nikephoros an, ihm Hilfe zu schicken. Aber auf dem Thron Salomos im Großen Palast saß nicht mehr Nikephoros, sondern Johannes Tzimiskes, er mußte König Boris unverzüglich Antwort geben, denn er wußte, Swjatoslaw bedrohte nicht nur Boris, sondern auch ihn selbst, Tzimiskes.

Der neue Kaiser zweifelte keinen Augenblick daran, daß er mit Swjatoslaw zusammenstoßen würde. Der Weg des Imperiums führte seit langem zu einer entscheidenden Schlacht zwischen Konstantinopel und Kiew. Tzimiskes pflichtete den früheren Kaisern von Byzanz bei, die unbeirrt alle Kräfte dafür eingesetzt hatten...

Der Kaiser wußte auch, daß es ein gnadenloser Kampf werden würde. Das, was im Osten geschehen mußte, war nicht mit dem zu vergleichen, was in Asien und Ägypten geschah. Dort unterwarfen sie die Länder und Völker, hier stießen zwei Welten zusammen: das glänzende, reiche, aristokratische Byzanz, das sich auf seine Legionen und Millionen von Sklaven stützte, und die unbekannte, geheimnisvolle und gefährliche Welt der Russen, wie sich die Menschen dort nannten.

Johannes Tzimiskes — einstmals selbst ein Heerführer, und kein schlechter — brannte auf diesen Kampf. Aber er — Kaiser seit drei Tagen — konnte seine Kräfte noch nicht zuverlässig einschätzen, und letztlich fürchtete er sich ebenso wie sein Vorgänger Nikephoros vor den unbekannten russischen Kriegern.

Wie der neue Kaiser von Byzanz, so spannte auch der neue König von Bulgarien alle Kräfte an. Konnte er denn wissen, daß er einem Maulwurf glich, der an einem Abhang grub und grub, bis er in die Tiefe stürzte? Kaiser Johannes schrieb, daß er ihm helfen werde — aber wann endlich? Die Gesandten brachten Gold — ehrlich gesagt, wenig — und Wein. Die Schwestern des Königs teilten mit, daß sie im Großen Palast mit allen Ehren empfangen worden seien und bald heiraten würden. Dann gäbe es eine dreifache Verbindung mit dem Thron Salomos. Boris' Gemahlin, eine Tochter des Kaisers Romanos, bekräftigte das alles mit ihren Küssen und Zärtlichkeiten. Bulgarien werde siegen, es lebe Byzanz!

König Boris mobilisierte alle Bojaren, setzte seine Statthalter aufs Pferd, er war böse und erbarmungslos, und viele hielten das für Entschlossenheit. Nur ein Mann am Hofe von Preslaw wußte, daß König Boris wie sein Vater ein Feigling war, daß ihn Furcht, Verzweiflung, Unvernunft leiteten. Dieser Mann war Sursuwul. Eines Tages trank er aus dem Pokal König Simeons — aber keinen Wein, sondern Gift. König Boris beunruhigte das nicht im geringsten. Sursuwul lebte nicht mehr, aber dafür waren andere da, junge Bojaren, die in Konstantinopel Bildung genossen hatten, die das Zeremoniell am kaiserlichen Hofe kannten, die trinken, singen, fröhlich sein konnten. Vergnüge dich, Bulgarien!

4

Fürst Swjatoslaw folgte nicht nur sein eigenes Heer. Wo er auch auftauchte, schlossen sich ihm bulgarische Freigelassene, Bauern und Sklaven an. Sie kannten hier jeden Stein, jeden Strauch und kämpften Schulter an Schulter mit den russischen Kriegern.

Als Fürst Swjatoslaw mit diesem Heer die Donau entlangzog und weiter durch die östlichen Teile des Balkans, entdeckte er, was für eine Gefahr der Rus seit langer Zeit drohte: An der Donau entlang waren von Sklavenhänden Städte und Festungen errichtet worden, achtzig an der Donau, einige hundert in den Bergen. Von hier aus sollte nicht irgendein Feind zurückgeschlagen werden, von hier aus wollte man in die Rus vordringen. Jetzt lagen diese Festungen hinter dem russischen Heer, Preslaw war nicht mehr weit.

Mikula hatte sich inzwischen mit dem Bulgaren Angel angefreundet. Eines Morgens näherten sie sich einer Siedlung.

„Das ist mein Dorf, Rossawa", erklärte Angel.

Mikula blieb stehen, die rechte Hand an die Stirn gelegt, die Augen halb zusammengekniffen.

„Es sieht genauso aus wie mein Dorf! Bei uns fließt der Dnepr, hier die Donau, hier wie dort gibt es die gleichen Weiden und die gleichen Hütten."

An einer Erdhütte am Steilhang der Donau sahen sie eine Frau stehen, die ihnen gespannt entgegenblickte. Plötzlich kam sie, die Hände vorgestreckt, auf sie zugerannt.

„Angel, Angel!" schrie sie.

Angel blieb stehen, ebenso Mikula.

„Meine Frau Zwitana!" Angel wurde blaß, und sein Unterkiefer zitterte. Aber er beherrschte sich und umarmte seine Frau.

„Angel!" rief sie. „Die Leute sagten, man hat dich im Krieg getötet... Ich habe so geweint."

Zwitana war eine junge, hübsche Frau in einem weißen Hemd und einem Rock, der aus zwei rotgrün gemusterten Stoffstücken bestand und mit einem Gürtel zusammengehalten war. Irgendwie hatte sie Ähnlichkeit mit Wista. Zwitana musterte Mikula mit einem auf-

merksamen Blick und verneigte sich tief vor ihm. Er tat dasselbe.

Dann gingen sie zu Angels Erdhütte. Wie sehr erinnerte sie Mikula an seine Hütte am Dnepr! Sie war direkt in die Erde am Berg gegraben. Als Angel die Tür öffnete, befand er sich sogleich im Flur, wo ein Webstuhl stand. Dahinter kam ein großer Raum, dessen Wände mit Bohlen ausgelegt waren. In der Mitte stand der Herd mit dem Rauchfang.

Mikula sagte: „Bei Perun, wie zu Hause!"

Und während sie am Herd saßen, speisten und dazu Wein tranken, wanderten Mikulas Blicke immer wieder durch die Erdhütte: in einer Ecke stand die Truhe mit der Lade für das Mehl, in der anderen das hölzerne Bettgestell, in der dritten führte eine kleine Tür in den Vorratsraum.

Aus dem Tal jagten Reiter herbei und übergaben dem Fürsten Swjatoslaw einen Pfeil.

„Was ist das für ein Pfeil?" fragte er.

Sie berichteten ihm von dem Krieger, der am Ufer der Donau durch diesen Pfeil umgekommen war und der sterbend die Nachricht übermittelt hatte, daß die Petschenegen vor Kiew standen und Fürstin Olga Swjatoslaw um Hilfe bat.

Nachdenklich betrachtete Fürst Swjatoslaw die Donau und das Gebirge. Der Sieg über die Rhomäer schien so nahe, bald würde er vereint mit den Bulgaren gegen Johannes Tzimiskes kämpfen und ihn besiegen. Aber der Kaiser der Rhomäer war wortbrüchig und heimtückisch! Während er mit offenem Visier gegen den Feind zog, fiel ihm der Kaiser in den Rücken!

Nicht aus eigenem Antrieb standen die Petschenegen vor Kiew. Oh, Fürst Swjatoslaw kannte sie gut. Sie streiften wie Hunde am Dnepr herum und würden niemals nach Kiew und in die Rus kommen. Wenn sie

aber kamen, so hatte sie der Kaiser der Rhomäer gekauft...

Unsagbarer Zorn erfüllte Swjatoslaw.

„Bewahrt diesen Pfeil für jenen auf, der ihn in das Herz meines Kriegers schoß", bestimmte er.

Dann befahl er seinen Bruder Ulib, die Wojewoden, Heerführer und Ranghöchsten der Drushina zu sich.

„Meine Drushina!" begann Swjatoslaw. „Viel Blut wurde vergossen, die russischen Krieger kämpfen kühn, der Feind zeigt uns schon den Rücken. Byzanz ist nahe und damit das Ende der Schlacht. Aber der Kaiser der Rhomäer hat uns auf seine christliche Art heimtückisch großen Schaden zugefügt. Ich habe Nachricht erhalten, daß die Petschenegen vor Kiew stehen, Fürstin Olga ruft uns..."

Die Wojewoden schwiegen, aber ihre blitzenden Augen, die auf Schwerter gelegten Hände, die zusammengepreßten Lippen gaben Zeugnis von ihrer verletzten Ehre und ihrem Haß.

Swjatoslaw fuhr fort: „Wir können den Kampf gegen Byzanz nicht aufschieben. Wir stehen hier und werden hier stehen bleiben. Ich aber eile mit einer kleinen Drushina nach Kiew. Wir werden auf zwei Seiten kämpfen — ihr hier, ich dort. Ich weiß, es wird schwer für euch, aber ich bin gewiß, ihr kämpft bis zum Tod, und der Feind wird euch nicht überwinden. Nicht uns, sondern den Kaiser der Rhomäer wird das Verderben treffen."

„So sei es, Fürst!" antworteten die Anwesenden.

Noch in derselben Nacht eilte Fürst Swjatoslaw, nachdem er die Donau überquert hatte, mit seiner Drushina nach Kiew.

5

Die Petschenegen versuchten mehrmals, die Gora zu nehmen. Des Nachts krochen sie heran und kletterten auf die Stadtmauer, sie schleppten Brennholz herbei, mit dem sie die Tore anzünden wollten, sie jagten auf ihren Pferden durch die Gegend, raubten die Fürstenhöfe von Berestowe und Obolon aus, brannten die Erbgüter der Bojaren nieder.

Bei der Lybedj, wo sich so viele Petschenegen zusammenballten, daß man die Pferde nirgends tränken konnte, auf dem Podol und auch in der Vorstadt waren unheilverkündend die durchdringenden Stimmen der Feinde zu hören, die sich in den fürstlichen und Bojarenkellern betrunken hatten und nun brandschatzten.

Von Zeit zu Zeit gellten Schmerzensschreie von der Lybedj und dem Podol herüber, bei denen die Bewohner der Gora zusammenzuckten: Die Petschenegen quälten die Menschen zu Tode, denen es nicht gelungen war, auf die Gora zu fliehen, und die sich in den Wäldern und Schluchten versteckt hatten. So vergingen viele Tage. Anfangs hofften die Belagerten, daß die Petschenegen nur eine Zeitlang vor Kiew stehen und dann in die Steppe zurückkehren würden. Aber diese dachten nicht daran. Offenbar kamen immer neue Horden heran.

Auf der Gora wurde es immer schwerer. Die Gridni standen Tag und Nacht auf den Stadtmauern, sie schlugen den Feind zurück, verstärkten die Mauern. Viele waren verwundet und lagen neben dem Tor nach Perewesistsche auf der Erde. Handwerker aus der Vorstadt, Bauern aus der Obolon gingen den Gridni zur Hand, sie brachten ihnen Steine und Sand, bereiteten die Pfeile vor. Auch die Frauen machten sich nützlich, viele hatten ein scharfes Auge und schossen sicher mit Pfeil und Bogen.

Nicht mehr lange, und die Menschen begannen unter Hunger und Durst zu leiden. Die Vorratskammern der Fürsten und Bojaren leerten sich zusehends. Je heißer es wurde, desto schwächer rieselte das Wasser aus den Quellen an der Berestjansker Mauer.

Fürstin Olga war schwach und krank. Sie wollte es keinem zeigen und stand deshalb oft nach einer schlaflosen Nacht wie gewohnt vor Tagesanbruch auf, stieg in die Diele hinab und beriet mit den Bojaren und Amtleuten, was zu tun sei. Und wenn die Petschenegen die Stadtmauern zu ersteigen drohten, blieb sie bei den jungen Fürsten.

Besonders sorgte sie sich um Wladimir. Äußerlich wurde er Maluscha immer ähnlicher, aber in seiner Art erinnerte er an den jungen Swjatoslaw, er war ebenso wortkarg, aufrichtig, tapfer, ja tollkühl wie er. Wladimir war ständig mit Dobrynja zusammen. Nur wenn Dobrynja auf der Stadtmauer kämpfte, blieb Wladimir in der Fürstenburg zurück. Es kam vor, daß Olga ihn dann dort vergeblich suchte und ihn auch im Hof nicht fand.

Endlich entdeckte sie ihn auf dem Podolsker Turm, wo er auf die Petschenegen, die die Mauer erkletterten, Pfeile abschoß.

„Wladimir!" sagte sie danach zu ihm. „Warum hütest du dein Leben nicht?"

„Ist mein Leben etwa wertvoller als das der Krieger?" fragte Wladimir.

Fürstin Olga schüttelte den Kopf. Er ist wie sein Vater, dachte sie.

Die Fürstin bat Dobrynja, noch besser auf Wladimir achtzugeben, Fürst Swjatoslaw habe ihm seinen Sohn doch anvertraut. Überhaupt beriet sich die Fürstin in allen Angelegenheiten mit Dobrynja. Er war ein guter Wojewode, er verstand es, die Männer zu führen, und besaß ihr Vertrauen. Deshalb erkundigte sich die Für-

stin jeden Morgen bei Dobrynja nach allem, was in der Gora geschehen war.

Dobrynja erzählte: „Es wird immer schlimmer auf der Gora. Die Leute jammern und munkeln, daß Perun sie bestrafe, einige beschuldigen auch die Christen... Irgend jemand hat vorgeschlagen, ein Menschenopfer zu bringen..."

Mit entzündeten Augen blickte die Fürstin auf den Dnepr und murmelte ein Gebet. Dann sagte sie: „Sieh genau hin, Dobrynja: Kommen da nicht Schiffe aus Tschernigow?"

„Nein, Fürstin."

„Was sollen wir bloß tun?" flüsterte sie. „Herr, erleuchte mich, erleuchte mich!"

Dobrynja überlegte.

„Fürstin, man muß einen Boten nach Tschernigow schicken, der Hilfe holt."

„Aber wie, Dobrynja, und wen?"

„Laß mich nachdenken. Es wird alles getan, was notwendig ist, Fürstin."

Es war eine dunkle, schwüle Nacht Anfang Juli. Auf der Gora brannte kein einziges Feuer. Auch an den Stadtmauern war es dunkel. Nur an einer Stelle in der Vorstadt loderte ein Feuer. Von dort dröhnte der Lärm einer Schellentrommel und der gurgelnde Gesang der Petschenegen herüber.

Dobrynja stand mit einem Krieger auf der Stadtmauer und blickte hinab in die Dunkelheit. Der Krieger befestigte in aller Ruhe das Ende eines Seils an der Mauer, das andere ließ er langsam hinunter.

„Leb wohl, Dobrynja!"

„Leb wohl, Tur!"

Der Griden Tur begann sich hinabzulassen. Bis zum Boden war es weit, das Seil pendelte in der Luft. Einmal kam es ihm vor, als ob sich unten jemand bewegte,

aber nein, im Graben war niemand, und Tur rutschte weiter abwärts. Unten angekommen, legte er sich an die Böschung des Grabens. Dort lag er lange, lauschte und starrte in die Nacht, dann zog er am Ende des Seils und gab damit Dobrynja das Zeichen, daß er loskroch.

Tur schlich über den hohen Wall hinter dem Graben, durch den Pfahlzaun, die Schlucht, stieg nochmals in einen flacheren Graben hinab und tauchte plötzlich vor einem Lagerfeuer auf, um das einige Petschenegen im Gras saßen. Jedoch keiner beachtete Tur. Mit der schwarzen Schafpelzmütze, der Lederweste und dem krummen Säbel am Gürtel, die er einem auf der Mauer gefallenen Feind abgenommen hatte, sah er aus wie ein Petschenege. Als er in die von Wind und Sonne verbrannten Gesichter sah, dachte Tur daran, was geschehen würde, wenn sie je in die Stadt eindringen könnten. Er dachte an seine Eltern, an Maluscha, die vielleicht durch ihre Hand umgekommen war, und ein Zittern ergriff ihn. Nur schnell über den Dnepr, in das nächste Dorf gelangen, ein Pferd nehmen und nach Oster, nach Tschernigow jagen, um Hilfe herbeizurufen!

Aber wie sollte er jetzt zum Dnepr kommen, ohne die Aufmerksamkeit der Feinde anzuziehen? Tur saß da, als sei er betrunken, den Kopf gesenkt und leicht schwankend. Er wußte, daß ihn überall Feinde umgaben, daß er das Lager jetzt nicht durchqueren konnte. Noch mehr beunruhigte ihn, daß die kurze Julinacht bald zu Ende ging. Jenseits des Dnepr begann bereits der Himmel heller zu werden. Plötzlich sah er, daß direkt vor ihm einige Petschenegen aufstanden. Sie waren völlig betrunken und steuerten an ihm vorbei auf den Dnepr zu.

Er erhob sich und faßte, als die Petschenegen vorbeikamen, einen von ihnen unter. Sie gingen weiter,

Tur schwankte zwischen ihnen und tat, als sei er noch betrunkener als sie. Sein Nachbar umarmte ihn sogar und lallte etwas, wobei er sich mit dem Gesicht an seine Schulter schmiegte.

Die Petschenegen kamen wie zum Trotz kaum voran, sie blieben immer wieder stehen, krakeelten und fielen hin. Ihre Gesichter waren schon im blassen Schein der Morgendämmerung zu erkennen. Tur schleppte sie immer dichter an den Dnepr heran.

Da war endlich das Ufer. Wahrscheinlich ernüchterte die Morgenluft die Köpfe der Petschenegen, denn plötzlich blieben sie stehen und schrien etwas. Tur blickte auf: Sie hatten begriffen, wer mit ihnen ging, einer riß schon den Säbel heraus und schwang ihn über dem Kopf. Tur warf sich auf ihn und schlug ihm mit solcher Kraft auf die Brust, daß dieser die Waffe fallen ließ.

Dann rannte er zum Dnepr, blieb auf dem Steilhang stehen, schwenkte die Arme und flog wie ein Pfeil ins Wasser.

Tur tauchte lange. Pfeile verfolgten ihn vom Ufer aus. Er hörte ihr Pfeifen, hörte, wie das Wasser neben ihm aufspritzte. Er schnappte Luft und tauchte noch einmal, erreichte das linke Ufer und verschwand im Gestrüpp.

Spät in der Nacht brach in einer Hütte am Perewesistschansker Tor Feuer aus. Die Menschen schrien, rannten zum Tor. Ob der Brand durch Unachtsamkeit oder durch einen brennenden feindlichen Pfeil verursacht worden war, konnte keiner sagen. Ein Feuer — jeder wußte, was das für die Stadt mit ihren Holzhäusern bedeutete.

„Helft löschen! Wasser!“ hörte man von allen Seiten. Aber es gab kein Wasser. Da stürzten die Menschen hin und erstickten die Flammen mit ihren Händen, mit ihrem Körper.

Seufzend und betend erwarteten die entkräfteten Menschen den Morgen. Sie baten um Wasser, um einen Schluck nur!

Aber auch das Atmen fiel schwer, die Luft innerhalb der Mauern war vom Rauch verpestet. Die Sonne ging hinter dem Dnepr auf und stieg schnell am Himmel empor; in der Nacht hatte es sich abgekühlt, aber jetzt sengten die Strahlen ohne Gnade.

Nach und nach fanden sich gegenüber der Fürstenburg, in der Nähe des Opferaltars von Perun, immer mehr Menschen ein. Keiner hatte sie gerufen, aber anscheinend hatte sie jemand auf den Gedanken gebracht, daß es notwendig sei, sich dort zu versammeln. Es kamen Männer und Frauen, es kamen Handwerker aus der Vorstadt und einfache Leute aus dem Podol. Auf Stöcke gestützt, bewegten sich die Krüppel vorwärts, unter furchtbarem Stöhnen die Verbrannten, deren Anblick Entsetzen bereitete.

Über die Köpfe der Menge erhob sich ein Greis mit einem langen grauen Bart und großen, glühenden Augen, der Oberpriester Peruns.

Die rechte Hand emporreckend, rief er: „Perun verflucht uns!... Die Götter schicken uns Unheil!... Wir müssen uns reinigen... Die Götter verlangen ein Opfer!“

Die Menge schrie: „Ein Opfer! Ein Opfer! Ein Opfer!“

„Perun fordert ein Menschenopfer!“ erklärte der Oberpriester. Jetzt konnte nichts mehr die Menschen aufhalten. Sie starrten nur noch den Oberpriester an, der auf einem Stein stand, und warteten ab, auf wen seine Hand zeigen würde. Über der Menge erhoben sich Streitäxte.

Auf einmal ließ der Oberpriester die Hand sinken, auf der Stadtmauer erklang das Wachtbrett und dann der siegestrunkene Ruf: „Auf dem Dnepr kommen Swjatoslaws Schiffe!“

Frühmorgens kam Unruhe im Lager der Petschenegen auf.

Als es gerade über den Wäldern am linken Ufer rosafarben zu schimmern begann und der Himmel blau wurde, erschienen auf dem Dnepr, Kiew gegenüber und weiter stromaufwärts, Schiffe. Zur selben Zeit öffneten sich die Tore der Stadt, durchdringend ächzten die Ketten, mit einem dumpfen Ton schlug die Brücke auf der anderen Seite des Grabens auf; die fürstliche Drushina stürzte aus der Gora, gefolgt von den Handwerkern, den Leuten aus dem Podol.

Von den Stadtmauern aus sah man, wie sich die Schiffe in den Ufersand bohrten, wie die Krieger heraus sprangen, die Steilhänge emporliefen und sich auf die Feinde warfen. Viele Petschenegen wurden getötet, nur wenige von ihnen konnten auf ein Pferd springen und flüchten.

Die Menschen von der Gora stürzten sich auf das Wasser. Oh, wie süß schmeckte es an diesem Morgen! Sie tranken sich satt, dann füllten sie die Eimer und trugen sie nach der Gora zu den Frauen und Kindern, die nicht mehr die Kraft hatten, zum Dnepr hinabzusteigen.

„Ruhm, Ruhm den Kriegern Swjatoslaws!"

Aber es waren nicht Swjatoslaws Krieger. Der Griden Tur hatte sie geschickt. Es war ihm gelungen, mit dem Wojewoden Pretitsch zusammenzutreffen; er hatte ihm erzählt, wo die Petschenegen standen. Noch in der Nacht brachen die Tschernigower Drushina und alle Krieger, die am linken Ufer zurückgeblieben waren, nach Kiew auf.

Doch auch Swjatoslaws Schwert entkamen die Petschenegen nicht. Er begegnete der flüchtenden Horde bei Rodnja, es kam zum Kampf, die Petschenegen wandten sich bald zur Flucht, ihr Khan Kurja ergab sich der Gnade des Fürsten.

Swjatoslaw rief Kurja zu sich. Der Sitte gemäß ließen sie sich in dem verwelkten Gras nieder, denn über den Frieden konnte man nur im Sitzen sprechen, die Beine gekreuzt, mit den Händen die Erde berührend, damit sie jedes Wort hörte.

Fürst Swjatoslaw begann: „Es ist verwunderlich, dich mit der Horde hier vor Kiew zu sehen. Die Petschenegen und die Russen liegen nicht in Fehde miteinander... Wenn ich wollte, hätte ich euch längst geschlagen und ins Meer getrieben. Warum bist du mit der Horde nach Kiew gekommen, Kurja?"

Der Khan der Petschenegen musterte Swjatoslaw mit stechendem Blick und erwiderte: „Wir haben im Winter gehungert... Die Horde war auf der Suche nach Brot..."

„Du lügst, Kurja!" schrie Swjatoslaw. „Hungerwinter gab es auch früher. Weshalb hast du nicht die Pferdeherden zu den Chersonesern getrieben? Dafür würden sie dir Getreide und Wein geben! Und auch hier würde man euch Pferde abnehmen."

Der Khan gab es immer noch nicht auf, sich herauszuwinden: „Wir wollten Pferdeherden forttreiben, aber russische Krieger haben uns in der Steppe angegriffen."

„Und dann seid ihr nach Kiew gezogen?" Swjatoslaw lachte. „Nein, Kurja, das glaube ich dir nicht. Wir haben auch ohne euch genug zu tun..."

Kurja schwieg.

Swjatoslaw hob die Stimme: „Antworte, Khan, schließen wir Frieden, oder liefern wir uns eine Schlacht? Meine Krieger sind bereit..."

„Frieden", sagte der Khan, wobei er zur Erde blickte.

„Dann sprich die Wahrheit."

Kurja schwieg. Endlich bekannte er: „Ich half den Rhomäern."

Je mehr sich Fürst Swjatoslaw mit seiner Drushina Kiew näherte, um so größer wurden die Zerstörungen, die sich seinen Blicken darboten. Der Wald an der breiten, schnellen Lybedj war abgeholzt, die Sträucher niedergerissen, über den Wiesen flogen scharenweise Krähen, die reichliche Beute ahnten. Ganze Dörfer waren zerstört, verbrannt, im Gras bleichten Pferdeknochen.

Endlich hielt Fürst Swjatoslaw vor dem Perewesistschansker Tor. Auf Anruf erschienen auf den angekohlten Stadtmauern die Wachen, die Flaschenzüge knarrten, die Brücke wurde herabgelassen.

Fürst Swjatoslaw ritt mit seiner Drushina niedergeschlagen durch die Gora: überall Brandstätten, Ruinen, an den Stadtmauern Grab neben Grab. Als die Menschen das Pferdegetrappel hörten, kamen sie aus den Hütten, den Herrschaftshäusern. Sie sahen furchtbar aus — das hatte der Krieg vollbracht.

Neben der Fürstenburg hatten sich Bojaren und Wojewoden versammelt, Swjatoslaw grüßte kurz, stieg schnell die Treppenstufen hinauf und verschwand im Haus.

Dort wurde der Fürst von seinen Söhnen Jaropolk, Oleg, Wladimir und einigen Bojaren erwartet. Swjatoslaw begrüßte die Bojaren und wandte sich den Söhnen zu.

Wie hatten sie sich in dem einen Jahr verändert! Jaropolk war groß und kräftig geworden, er sah den Vater mit Augen an, die zu brennen schienen. Oleg war noch blaß, linkisch. Wladimir eilte dem Vater entgegen und küßte ihn.

„Wie geht es der Fürstin?" fragte Swjatoslaw die Bojaren.

Der Priester Grigori, der gerade aus dem Zimmer

der Fürstin kam, antwortete: „Unsere Fürstin ist nicht wohlauf. Aber sie hat von deiner Ankunft gehört und bittet dich zu sich."

Die Fürstin saß in dem Zimmer, dessen Fenster zum Dnepr hinausgingen, ihre Augen waren geschlossen, vielleicht war sie in Gedanken versunken, vielleicht träumte sie.

„Mutter!" rief Swjatoslaw leise von der Schwelle aus, da er fürchtete, sie zu wecken.

Olga öffnete langsam die Augen — wie tief sie eingefallen waren! — und streckte ihrem Sohn die Arme entgegen.

„Du bist angekommen?" fragte sie leise.

„Ich bin so schnell ich konnte hergejagt, als ich die Nachricht erhielt."

„Danke, Söhnchen!"

Swjatoslaw trat näher, er kniete vor der Mutter nieder, sie legte ihm die Hand auf den Kopf und küßte ihn. Ihre einst so starke, warme Hand war jetzt schwach und kalt.

„Mutter! Was ist mit dir?" fragte Swjatoslaw.

Unter Schmerzen antwortete sie: „Du siehst, ich bin krank. Ich kann weder essen noch trinken, alles tut mir weh... der ganze Körper... das Herz."

„So rufen wir Ärzte, bringen ein Opfer..."

„Weder Ärzte noch Opfer können mir helfen... Ich bete zu Gott, daß er meine Leiden beendet... Bete auch du, mein Sohn!"

Sie schloß die Augen, schwieg eine Weile, dann sagte sie: „Lohnt es sich, über mich zu sprechen, Söhnchen? Es war schwer in Kiew, die Petschenegen haben uns fast bezwungen. Aber wir hielten stand..."

„Ich weiß, Mutter, ich traf die Horde an der Ros und jagte sie über den Dnepr davon. Ich sprach auch mit Khan Kurja. Die Rhomäer haben die Petschenegen bezahlt und gegen uns geschickt..."

Die Fürstin seufzte schwer: „Wieder sie. Nein, du hast keinen Fehler begangen, als du gegen sie gezogen bist. Wie steht es dort?"

Swjatoslaw berichtete, was geschehen war, seit die Krieger zur Donau aufgebrochen waren, und daß er dicht vor Preslaw stand.

„Und mein Sohn Ulib? Und Svenald? Ikmor? Erzähle, Söhnchen, erzähle!"

Swjatoslaw beantwortete alle ihre Fragen.

Als er verstummte, sagte sie: „König Peter lebt also nicht mehr. Nun, sei's drum. Vielleicht erinnert sich sein Sohn an den Großvater Simeon. Schließe Frieden mit ihm!"

„O nein!" widersprach Swjatoslaw bitter. „Boris ist wie sein Vater, auch er hält es mit den Griechen. Der neue Kaiser in Konstantinopel, Johannes Tzimiskes, unterstützt Boris."

„Dann schicke deiner Drushina an der Donau Unterstützung, du selbst aber bleibe hier in Kiew."

„Nein, Mutter, es wäre unehrenhaft, in Kiew zu bleiben, solange der König und der Kaiser nicht geschlagen sind, solange er die Petschenegen gegen uns aufwiegelt. An der Donau steht meine Drushina, dort ist auch mein Platz."

„Und Kiew?" fragte die Fürstin unter Schmerzen. „Ich fürchte für unser Land. Schon ein Jahr dauert der Krieg."

Swjatoslaw versuchte sie zu beruhigen: „Ich denke stets an Kiew und an die Länder der Rus. Aber du bist ja hier..."

„Was bin ich?" sagte sie mit einem Lächeln. „Der Tod steht schon auf der Schwelle, Igor ruft mich jede Nacht."

Fürstin Olga schwieg abermals einige Zeit, um auszuruhen, dann fuhr sie fort: „Nein, Söhnchen, ich kann nicht mehr auf dem Kiewer Thron sitzen."

„Meine Söhne werden bei dir sein..."

„Nein, Swjatoslaw, ich kann nicht mehr regieren, setze deine Söhne ein."

„Aber wen soll ich auf Igors Thron setzen?"

Die Fürstin überlegte. Sie seufzte: „Drei Söhne hast du, und alle drei sind so verschieden. Jaropolk ist getauft, aber oftmals böse und grob, Oleg ist gut, aber still. Wladimir..." Die Fürstin verstummte wieder eine Weile. „Wladimir ist gut, wenn er auch ein Heide ist, aber die Bojaren erkennen ihn nicht an... Nein, man muß Jaropolk nehmen."

„Gut, Mutter, das erledige ich noch, dann breche ich wieder auf."

„Söhnchen, warte... Beerdige mich und gehe dann erst..."

„Ich verlasse dich nicht, solange du lebst, Mutter!" versprach Swjatoslaw.

„Das ist gut!" sagte die Fürstin, und nachdem sie die Augen geschlossen hatte, schlummerte sie ein.

Fürst Swjatoslaw verbrachte drei Tage in Kiew, er ging durch die Gora, stieg mit den Drushinniki in die Vorstadt und auch den Podol hinunter. Überall sah er Verwüstungen und Trümmer, überall begegnete er besorgten Blicken und stummen Fragen.

„Wann haben Zerstörungen und Krieg ein Ende? Fürst, siehst du nicht, wie das russische Land leidet?" klagten die Menschen.

Nach der Gora zurückgekehrt, begab er sich zu den Söhnen und der Mutter. Die Fürstin quälte sich, selbst das Sprechen fiel ihr schwer, aber sie wollte nicht, daß es ihr Sohn bemerkte. Wenn Swjatoslaw kam, bat sie ihn mit einem Blick, sich zu setzen, und so vergingen die Stunden in Schweigen...

Als er sie am Abend des dritten Tages wie üblich aufsuchen wollte, war gerade der Priester Grigori bei

ihr. Swjatoslaw wartete, um ihr Gespräch nicht zu stören. Als der Priester herauskam, sagte er voller Unruhe zu Swjatoslaw: „Eile, Fürst, sie ruft dich."

Swjatoslaw betrat das Gemach und blieb an der Tür stehen. Eine Kerze brannte in der Ecke. Ungewöhnlich bleich lag die Mutter auf ihrem Bett.

„Setz dich, Swjatoslaw", sagte sie.

Er setzte sich an ihr Lager.

„Ich habe alle meine Sünden gebeichtet... Das Ende naht, mein Sohn..."

„Warum sagst du so etwas, Mutter? Du wirst noch lange leben."

Ein schwaches Lächeln glitt über ihr Gesicht.

„Jedes Leben geht einmal zu Ende, auch ein fürstliches", sagte sie. „Tröste mich nicht, mein Sohn. Ich bin bereit für meinen langen Weg." Sie schwieg, um die Gedanken zu sammeln und den Schmerz zu bezwingen.

„Um eins nur bitte ich dich... Verzeih auch du mir, mein Sohn..."

„Was sollte ich dir verzeihen?" fragte Swjatoslaw.

„Wegen Maluscha verzeih mir..."

„Ich verzeihe dir, Mutter!"

„Danke, mein Sohn." Die Fürstin lag mit geschlossenen Augen da. „Wenn ich sterbe", sprach sie weiter, „halte für mich keine Totenfeier ab... Sie sollen mich wie eine Christin bestatten..."

„Mutter! Erlaubst du mir, Maluscha nach Kiew zu holen?" brach es aus Swjatoslaw hervor.

Fürstin Olga antwortete lange nicht, dann versuchte sie sich zu erheben, als wolle sie etwas ganz Wichtiges sagen.

„Weißt du, Swjatoslaw", antwortete sie, wobei sie den Sohn ansah und ihre Augen immer größer wurden, „damals... in jener Nacht... als Maluscha aus der Stadt fortging... schenkte ich ihr ein Dorf... Budutin."

„Du hast ihr ein Dorf geschenkt?"

„Ja... aber sie hat es nicht angenommen. Sie hat abgelehnt... sie wollte kein Geschenk, sie wollte dich..." Olga holte Luft. „Maluscha ist... sie ist stärker als ich... such sie — nimm sie."

Plötzlich erloschen ihre Augen, und ihr Kopf fiel auf das Kissen zurück.

In Kiew wußte man längst, daß die Fürstin unheilbar krank war. Und als die schwarze Fahne, der Bote des Todes, auf den Stadtmauern wehte, kam dies nicht überraschend. Die Bojaren- und Wojewodenfrauen eilten zur Fürstenburg, wo ihre schmerzerfüllten Klagerufe zu hören waren.

Fürst Swjatoslaw saß in seinem großen Zimmer, dessen hohe Fenster auf den Dnepr hinausgingen, umgeben von seinen Söhnen und einigen Wojewoden, die mit ihm von der Donau gekommen waren. Die Bojaren und Wojewoden des Hofes betraten das Gemach, verneigten sich tief und gingen schweigend zur Seite: Die Seele der verstorbenen Fürstin war noch im Raum, und es schickte sich nicht, zu sprechen.

Aber den ganzen Abend über zu schweigen, dazu reichte die Kraft nicht. Einer der Bojaren, es war Lawrit, trat einen Schritt vor, räusperte sich und fragte: „Fürst, wann findet die Beisetzung unserer Fürstin statt?"

Swjatoslaw, der beobachtet hatte, wie über dem Dnepr der erste Stern aufflammte, schien aus tiefem Schlaf zu erwachen.

„Was ist?.. Wir werden sie bestatten, wie es sich gehört..."

Lawrit fuhr fort: „Die Sitte befiehlt, am Abend des nächsten Tages die Bestattung vorzunehmen, damit sich die Seele nicht verirrt, sondern direkt in die Ewigkeit eingeht."

„So ist es", stimmten die Bojaren zu, „morgen muß die Beisetzung sein, so will es der Brauch."

Der Fürst blickte seine Männer an. „Aber ich möchte, daß auch Gäste zur Bestattung kommen. Die Boten sind schon unterwegs, aber sie werden nicht so schnell zurückkehren. Wyschgorod, Belgorod und Rodnja jedenfalls müssen dabeisein."

„Wyschgorod, Belgorod und Rodnja müssen sein", stimmten die Bojaren zu.

Aber Lawrit hatte noch nicht alles gesagt, was er auf dem Herzen hatte. Er strich mit seiner breiten Hand die Haare im Nacken glatt und fragte gereizt: „Fürst, wann werden wir die Totenfeier machen? Schließlich müssen ein Schiff, Diener für das Opfer wie auch Pferde und allerlei Vorrat für den Weg bereitgestellt werden..."

Swjatoslaw antwortete: „Nun, man muß ihr natürlich die letzte Ehre erweisen; und ich habe schon befohlen, alles vorzubereiten. Aber eine Totenfeier wird es nicht geben. Meine Mutter war Christin, und sie hat verfügt, sie auf christliche Art beizusetzen, ohne Totenfeier, also nicht nach unserer Sitte."

„Nicht nach der Sitte... ohne Totenfeier... eine Christin." Ein vielstimmiges Raunen rollte durch den Raum.

Lawrit empörte sich: „Fürst, deine Mutter war zwar Christin, aber wir bringen die Opfer, wir beten, daß Perun ihr verzeiht! Sie war unsere Fürstin, deshalb wollen wir sie auch der Sitte gemäß bestatten, wie wir es bei deinem Großvater und bei deinem Vater getan haben... Die Totenfeier muß vollzogen werden!"

Großvater Oleg! Vater Igor! Oh, der Bojar Lawrit wußte, wohin er zielen mußte, und er hatte den Fürsten Swjatoslaw ins Herz getroffen. Und Lawrit stand nicht allein — die Kerzen an den Wänden flackerten, in ihrem rötlichen Licht zogen an dem Fürsten die

bärtigen, gegerbten Gesichter der anwesenden Männer vorüber, böse, gereizt starrten sie ihn an.

Fürst Swjatoslaw sprach: „Ich habe alles gesagt. Es wird so ablaufen, wie es die Fürstin befohlen hat."

Zwei Tage lang brannten die Feuer, stieg schwarzer Rauch zum Himmel empor, der von der Trauer und dem Schmerz der Gora kündete.

Boten jagten von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt. Aber nach Nowgorod und den tscherwenischen Städten war es weit, und dort traf die Nachricht vom Tod der Großfürstin viel zu spät ein. Kiew bestattete Olga ohne sie.

Die Feier fand zwei Tage nach dem Tod der Fürstin statt. Vor der Fürstenburg, wo der Leichnam aufgebahrt lag, versammelte sich die ganze Gora. Nur jenen, die von vornehmer Herkunft waren, den Fürsten näherstanden, gelang es, auch in den Goldenen Saal vorzudringen und neben der Bahre zu stehen. Die Mehrzahl der Leute aber drängte sich an der Treppe im Hof zusammen.

Die Fenster waren geschlossen. Von draußen hörte man, wie im Saal von Zeit zu Zeit der Chor der Kirche des Heiligen Elias sang, wie die Frauen nach altem Brauch schluchzten und wehklagten. Dann wurde es still, und plötzlich erschienen auf der Schwelle Wojewoden und Bojaren, die auf den Schultern den Sarg mit der Verstorbenen trugen. Die Gora verstummte. Sie stellten den Sarg aus Eichenholz auf den Schlitten, wie es der Brauch gebot, überschütteten ihn mit frischen Blumen, legten eine Dolde des Schneeballstrauchs dazu, die schon rot zu werden begann...

Gezogen von den acht schönsten Pferden aus den fürstlichen Herden, bewegte sich der Schlitten, in dem

Fürstin Olga einst durch ihre Länder gefahren war, vorwärts.

Das Gesicht der Fürstin war ungewöhnlich bleich und wirkte ruhig und irgendwie nachdenklich.

Vor dem Schlitten ging der Priester Grigori, das Kreuz in Händen, neben ihm die Diakone Herakleon und Prokopi sowie einige Mädchen, die sich zum griechischen Glauben bekannten.

Hinter dem Schlitten schritt Swjatoslaw in einem weißen, langen Hemd, das mit einem breiten Lederriemen umgürtet war, an dem das Schwert hing, in weißen Hosen, roten Stiefeln und mit einem Fürstenmantel. Sein Kopf war kahl rasiert bis auf eine grauschwarze Strähne, die auf die linke Schulter fiel; die Enden des langen Schnurrbarts reichten bis zum Hals. Neben dem Fürsten gingen Jaropolk, Oleg und Wladimir. Hinter ihnen kamen die Wojewoden, Bojaren, Gesandten und Gäste.

Zu beiden Seiten des Weges, auf dem sich der Leichenzug bewegte, standen die Kiewer — Handwerker aus der Vorstadt und dem Podol, Boten aus Wyschgorod, Belgorod, Rodnja, Bauern von den Fürsten- und Bojarenhöfen. Als der Leichenzug vorüber war, schlossen sie sich ihm an.

Die Sonne neigte sich bereits, als der Schlitten mit dem Sarg am frisch ausgehobenen Grab auf Wosdychalniza am Rande von Kiew anhielt, wo die Fürstin auf ihren Wunsch hin begraben werden sollte. Dort stand auch schon ein großer Sarkophag aus rotem Stein.

Der Priester Grigori las mit Tränen in den Augen das letzte Gebet, die Frauen von der Gora und dem Podol weinten laut, aber sowohl das Gebet wie auch das Weinen wurden von anderen Geräuschen übertönt: Die Wachen auf den Mauern der Stadt schlugen auf

die Wachtbretter und die fürstlichen Drushinniki mit ihren Schwertern gegen die Schilde.

Jetzt verhüllten die Frauen das Gesicht der Fürstin mit schwarzem Samt, der Geistliche legte ein Kreuz in den Sarg, eine der Frauen streute Getreide aus, Schneeballdolden wurden hineingeworfen, ein Krug mit Wasser dazugestellt... Sie bestatteten die Fürstin nach altem Brauch und einem neuen Gesetz, das siegreich in der Gora einzog.

Siebentes Kapitel

1

Fürst Swjatoslaw in Kiew wußte genau, was an der Donau vor sich ging, obwohl es für die Boten des Fürsten Ulib und des Wojewoden Svenald keine leichte Aufgabe war, von der Mündung der Donau bis nach Kiew zu gelangen. Sie ritten in den Nächten, am Tage versteckten sie sich in den Wäldern und Schluchten, denn die Petschenegen hatten ihre Nomadenlager in der Steppe und am Meer aufgeschlagen. Einige Boten fanden in der Steppe den Tod, aber andere erreichten Kiew und brachten dem Fürsten Swjatoslaw Nachricht.

Der Bruder Ulib teilte mit, daß sie sich fest in den Städten hielten und erst zum Winter zusammenzurükken gedachten. Er riet dem Großfürsten, in Ruhe Ordnung in den Ländern zu schaffen und erst dann an die Donau zurückzukehren.

Der Wojewode Svenald aber schrieb: „Seit Du, Fürst, von der Donau fortgegangen bist, wurde es bei uns in den Städten an der Donau unruhig, und wir mußten uns aus vielen zurückziehen. König Boris hat alle Bojaren und Statthalter zu sich beordert und, wie man hört, bereits ein großes Heer gesammelt. Von den Griechen kommt auch Hilfe nach Bulgarien. Eile, mein Fürst, ich spüre Verrat, die Krieger warten auf Dich!"

Fürst Swjatoslaw las diese Schreiben, und sein Gesicht wurde finster. Olga war nicht mehr, überall roch es noch brandig, es gab viel zu tun in Kiew und den russischen Ländern. Er fühlte, daß sich an der Donau etwas Furchtbares vorbereitete, und ihm war, als müsse

er nicht dorthin reiten, sondern fliegen, denn dort entschied sich das Schicksal der Drushina und der ganzen Rus.

Doch er konnte unmöglich an die Donau fliegen, wo es in Kiew selbst nicht zum besten stand. Als Swjatoslaw hierhergekommen war, hatte er nicht nur daran gedacht, die Stadt von den Petschenegen zu befreien. Er wollte in Kiew wie auch in den umliegenden Ländern Verstärkung für das Heer an der Donau holen, dort war viel Blut geflossen, die Krieger gingen schlecht gekleidet, sie brauchten Waffen.

Wie sich jedoch herausstellte, war es schwierig, in Kiew Hilfe zu erhalten. Die Bojaren, Kaufleute, die Landedelleute und die Männer der Fürstendrushina, die Swjatoslaw einst an die Donau geschickt hatten, dachten sicherlich, daß dort alles mit dem ersten Einfall beendet sei. Aber der Krieg dauerte schon zwei Jahre, viele Krieger waren umgekommen, die Mittel nahezu erschöpft, der Überfall der Petschenegen hatte großen Schaden angerichtet. Fürst Swjatoslaw rief zu einem neuen Feldzug auf, wieder verlangte er Waffen... Aus dem Land der Drewljanen kamen Nachrichten, daß es dort unruhig sei. Eilboten aus dem Norden berichteten vom Überfall Schwedens — die Rus erbebte von einem Ende zum anderen.

Der Fürst faßte einen Entschluß. An einem der folgenden Tage befahl er den Bojaren, der Fürstendrushina und den Landadligen, bei ihm zu einer Beratung zusammenzukommen.

Nachdem diese den Befehl des Fürsten vernommen hatten, eilten sie am frühen Morgen, als auf dem Dnepr und über dem Podol noch Nebel lag, in den Goldenen Saal.

Hier war es kalt und düster. Durch die Fenster floß die Morgendämmerung, einige Öllampen brannten. Ein Teil der Männer setzte sich auf die Bänke an den

Wänden, andere blieben in den Ecken des Saales stehen.

Seit dem Tod der Fürstin waren sie nicht mehr zusammengekommen. Was plant der Fürst, warum hat er sie heute gerufen, fragten sie sich voller Unruhe.

Als Fürst Swjatoslaw leise durch die Tür hinter dem Podest in den Saal kam und neben seinem Sessel stehenblieb, erblickte er die aufgeregten Männer, hörte ihre gereizten Stimmen und begriff, was sie beunruhigte.

„Sei gegrüßt, Fürst Swjatoslaw! Wir heißen dich willkommen, Fürst!" erklangen aus allen Ecken heisere, gedämpfte Stimmen.

Swjatoslaw verneigte sich, dann blickte er die Anwesenden lange schweigend an. Schließlich nahm er in dem Sessel Platz und begann: „Ich habe euch zusammengerufen, Männer, um mit euch über die Rus zu sprechen und darüber, wie es weitergehen soll. Aus einem fernen Land kam ich hierher und wollte gleich mit euch reden. Ihr wißt selbst, Fürstin Olga lebt nicht mehr, ich habe lange getrauert und nachgedacht, jetzt will ich mich mit euch beraten."

Der Bojar Kosnjatschok stand auf und fragte: „Sage, Fürst, ist der Krieg an der Donau beendet?"

„Nein, Bojaren", antwortete Swjatoslaw ruhig, „der Kampf mit den Rhomäern ist noch nicht zu Ende."

Kosnjatschok fuhr fort: „Wann wird es endlich soweit sein, Fürst? Unsere Krieger stehen den dritten Sommer an der Donau. Die Petschenegen haben beinah unsere Stadt genommen, morgen erscheinen womöglich die Polowzer oder die Torken... Die Feinde bedrohen uns, in den Ländern flackern Unruhen auf, unser Handel mit den Chersonesern, den Griechen und der ganzen Welt siecht dahin, an der Donau aber wird gekämpft und gekämpft..."

Im Saal wurde es heller, und Fürst Swjatoslaw konn-

te jetzt die erregten Gesichter der Männer, ihre blitzenden Augen, die geballten Fäuste sehen.

Er sagte: „Ich habe euch zusammengerufen, damit ihr erfahrt, warum ich mit den Kriegern an der Donau stehe und ob der schwarze Rabe noch lange über der Rus Unheil verkünden wird. Einige unter euch", sagte Swjatoslaw zornig, „tadeln mich, weil sie meinen, daß ich auf fremde Länder und auf Tribut aus bin... Oh, meine Bojaren, ich gehe nicht wegen des Tributs, und ich bin auch nicht auf die Länder aus. Mit Schwert und Schild stand ich an der Donau, denn ich will die Rus frei sehen. Vor zwei Jahren, als ihr hier im Saal versammelt wart, da sagte ich, daß wir an die Donau ziehen, mit Peter kämpfen, die Bulgaren aufrichten und mit ihnen gemeinsam gegen die Rhomäer ziehen müssen. Ich bin an die Donau gezogen, habe das Heer König Peters zerschlagen und alle Städte an der Donau eingenommen. Viele Menschen waren bereit, mit uns gegen Byzanz zu ziehen..."

Fürst Swjatoslaw verstummte, und ein Schatten legte sich auf sein Gesicht.

„Jetzt aber", setzte er fort, „haben die Griechen die Petschenegen nach Kiew geschickt, in Konstantinopel hat Kaiser Johannes Tzimiskes den Thron bestiegen, der neue König von Bulgarien, Boris, empfängt von ihm Tribut. Gemeinsam trachten sie danach, unsere Drushina an der Donau zu zerschlagen und dann nach Kiew vorzugehen..."

„Der Fürst spricht die Wahrheit", sagten die Wojewoden, die im Saal standen. „Führe auch weiterhin die Krieger in die Schlacht. Rufst du uns, so werden wir kommen."

Die Männer aber, die auf den Bänken an der Wand saßen, hatten Swjatoslaws Worte offenbar nicht überzeugt. Aufgebracht klopften sie mit den Stäben auf den Holzfußboden und riefen einander zu: „Wieder in den

Krieg... Es wäre besser, mit Schiffen zum Handel nach Zargrad zu fahren... Auch Chersones kann man nicht besuchen. Das ganze Land ist verschlossen."

Die Wojewoden riefen lärmend: „Fürst! Führe die Krieger in die Schlacht..."

„Gut", antwortete Swjatoslaw. „Ich gehorche und führe unsere Krieger in den Kampf. Aber, meine Männer, Fürstin Olga ist nicht mehr, und ich will, daß in Kiew Ruhe herrscht und daß der Thron nicht leer ist. Einer meiner Söhne soll den Thron besteigen, zwei nehme ich mit an die Donau, mögen sie sich beizeiten an den Krieg gewöhnen."

„Bleib auf dem Thron und führe das Heer", hörte man Stimmen im Saal.

„Verlaß uns nicht, Fürst!"

„Laß den Thron deiner Väter nicht im Stich!"

Es ließen sich aber auch andere Rufe vernehmen: „Ein Thron ohne Fürst ist wie die Erde ohne Sonne. Reite zur Donau, Fürst... Wir wollen einen deiner Söhne zum Fürsten... Wir wollen Jaropolk haben!"

Düster blickte Fürst Swjatoslaw auf seine Männer. Im Namen der Rus, für das Glück all ihrer Menschen und jener, die hier im Saal anwesend waren, verzichtete er auf den Thron seines Vaters Igor. Aber Swjatoslaw sah und fühlte, daß nicht alle verstanden, was er dachte und was für eine schwere Bürde auf seinen Schultern lag.

„Ich gehe an die Donau", rief er, „und solange ich nicht die Feinde der Rus überwunden habe, kehre ich nicht nach Kiew zurück. Auf dem Thron sitzen und gleichzeitig das Heer führen kann ich nicht, Männer... Auf den Thron meines Vaters setze ich meinen Sohn Jaropolk... Seid ihr damit einverstanden? Was ihr entscheidet, wird der Wille der Rus sein."

Es trat eine lang anhaltende Stille ein. Draußen war es jetzt hell, durch das Fenster leuchtete der neue Tag.

In seinem Licht trat das müde, bleiche Gesicht des Fürsten Swjatoslaw hervor, der, sich an der Lehne des Sessels festhaltend, vor den Männern der Stadt stand. Sie neigten in tiefem Nachdenken die Köpfe.

Jaropolk? Oh, es würde nicht einfach sein mit diesem christlichen Fürsten! Und Oleg? Er ist noch weniger geeignet als Jaropolk, schüchtern und ängstlich, wie er ist. Dann doch lieber Jaropolk! Die Kaufleute und Gesandten haben sich längst mit ihm verständigt, er wird in ihrem Sinn handeln.

Aber Fürst Swjatoslaw hatte noch einen Sohn, Wladimir, doch der kam für die Kiewer Männer gar nicht in Betracht. Wer war Wladimir schon — der Sohn irgendeiner Magd.

„Es geschehe, wie du es willst!" Der Bojar Kosnjatschok gab als erster seine Stimme: „Wir wollen Jaropolk!"

Durch den Saal hallte es: „Wir wollen Jaropolk..."

Auf der Stadtmauer schlugen die Wachen auf das Wachtbrett, hinter dem Dnepr stieg die Sonne empor.

Die Nachricht, daß Fürst Swjatoslaw sich in Kiew aufhielt, war auch nach Iskorosten gelangt. Von dort kamen in schwarzen Booten Abgesandte des Drewljanenlandes. Sie brachten großzügige Geschenke mit und gelobten, daß sie den Vertrag einhalten würden, den Fürstin Olga festgelegt hatte, und versprachen auch, Swjatoslaw Krieger für den neuen Feldzug zu schicken.

Sie hatten aber noch ein Anliegen.

„Fürst", begannen sie vorsichtig, „du bist oft weit weg, im Krieg, und wir sitzen in unseren entlegenen Wäldern."

Der Fürst antwortete: „Es ist weit zu mir, aber Kiew ist nahe. Ich habe meinen Sohn Jaropolk auf den Thron gesetzt, geht zu ihm, er sorgt für Gesetz und Ordnung."

„Wir meinen, es wäre besser, es würde jemand an Ort und Stelle für Gesetz und Ordnung sorgen."

„Wer aber soll das tun?"

„Wir bitten dich, uns einen Fürsten zu geben. Du hast ja außer Jaropolk noch zwei Söhne."

Fürst Swjatoslaw blickte die Abgesandten des Drewljanenlandes an und fragte: „An welchen meiner Söhne habt ihr gedacht?"

Die Drewljanen baten: „Wir wollen den Fürstensohn Oleg."

„Es sei so!"

Auch das Drewljanenland will den Sohn einer Magd nicht zum Fürsten haben! dachte Swjatoslaw. Nun denn, so soll Wladimir mit mir gehen, Vater und Sohn werden mit Schwert und Schild an der Donau stehen!

Aber auch Wladimir war es nicht bestimmt, den Rhomäern an der Donau zu begegnen. Dazu sollte es erst bedeutend später kommen...

Eines Abends legten einige Boote an der Potschaina an. Die Bewohner des Podols, die sich unter den Schiffen der ganzen Rus gut auskannten, sahen sogleich, daß sie aus einem stromaufwärts gelegenen Land kamen. Es dunkelte schon, als einige Bojaren von der Gora auf die Boote stiegen, mit den Gästen sprachen und dann wieder in die Stadt zurückkehrten.

Wie sich herausstellte, waren es Edelleute aus dem Nowgoroder Land mit dem Heerführer Michalo an der Spitze. Er war einst mit Fürst Igor gegen die Griechen gezogen, kannte Fürstin Olga gut, hatte sie mit den Bojaren in Nowgorod empfangen und mit ihr den Vertrag aufgesetzt.

Als sie am nächsten Morgen zur Gora hinaufstiegen, wohin sie Fürst Swjatoslaw rufen ließ, kamen sie auch am Grab der Fürstin vorbei. Der Heerführer Michalo

und alle Nowgoroder Männer blieben stehen und verneigten sich.

Immer zwei zu zwei, reich gekleidet, mit spitz zulaufenden schwarzen Hüten, mit goldenen Ketten auf der Brust und ihren Stäben in den Händen, schritten sie würdevoll durch das weit geöffnete Tor in den Hof, bogen kurz vor der Opferstätte nach links ab und betraten die Fürstenburg.

Fürst Swjatoslaw empfing die Gäste gemeinsam mit seinem Sohn Jaropolk, umgeben von den Wojewoden und Bojaren. Nachdem Michalo den Hut abgenommen und sich verneigt hatte, begann er: „Wir grüßen den Großfürsten, seine Wojewoden und Bojaren, alle Menschen der Stadt Kiew. Uns schickt das große Nowgorod, um uns vor euch zu neigen, Geschenke zu bringen und mit Fürstin Olga über den Vertrag zu sprechen. Da aber Fürstin Olga, unsere Mutter, nicht mehr unter uns weilt, beten wir mit euch für ihre Seele, wir preisen den Fürsten Swjatoslaw und seine Söhne und bitten, die Geschenke anzunehmen, uns anzuhören und den von der Fürstin festgelegten Vertrag einzuhalten."

Die Drushinniki, die neben dem Heerführer standen, legten nach diesen Worten die Geschenke vor dem Fürsten nieder — Pelze, Bernstein, weißes Fischbein.

Der Fürst erwiderte: „Wir danken Nowgorod und allen Menschen eures Landes. Euer Gebet für die Fürstin Olga schließen wir in unsere Gebete ein, wir nehmen die Geschenke dankend entgegen, der Vertrag, den die Fürstin geschlossen hat, wird ewig bestehen."

Danach ließ sich Fürst Swjatoslaw nieder, Jaropolk ebenfalls. Die Gäste aus Nowgorod wurden gebeten, auf den Bänken im Saal Platz zu nehmen. Michalo blieb vor dem Thron des Fürsten stehen und wartete auf Swjatoslaws Zeichen.

Dieser sagte: „Ich höre euch, Männer aus Nowgorod. Was für ein Anliegen habt ihr?"

„Die Nowgoroder und die Menschen aller Länder stromaufwärts haben uns gesandt", begann der Heerführer in singendem Tonfall, doch allen verständlich, „um zu übermitteln, daß wir den Vertrag mit der Fürstin Olga einhalten und dem Kiewer Thron dienen werden. Unsere Männer ziehen gemeinsam mit dir gegen die Griechen, im Frühling werden unsere Schiffe mit den Abgaben in Kiew eintreffen. Aber wir haben auch Sorgen: In Nowgorod gibt es die Volksversammlung, den Statthalter und die Heerführer, aber in den Bezirken kommt es zu Unruhen, weder die Volksversammlung noch der Statthalter können sich behaupten — wir brauchen einen Fürsten! Hinzu kommt noch: Die Normannen jenseits des Meeres schärfen ihre Schwerter, auf dem Meer kreuzen ihre Wikingerschiffe, unsere Dörfer und Gehöfte am Ladogasee haben sie im vergangenen Jahr mit Feuer und Schwert verheert. Wenn wir einen Fürsten hätten, würden wir sagen: ‚Führe uns gegen die Waräger.' So wünscht es das ganze Nowgoroder Land."

Fürst Swjatoslaw hörte Michalo an und fühlte die ganze bittere Wahrheit seiner Worte. Fürstin Olga hatte gut daran getan, den alten Vertrag zu bestätigen und einen neuen abzuschließen. Aber jetzt riefen die Nowgoroder Kiew zu Hilfe. An die Länder der Rus schlich sich nicht nur von Süden ein Feind heran, ein heimtückischer und listiger Feind drohte auch aus dem Norden, aus Uppsala.

„Ich verstehe euch, Männer", sagte Swjatoslaw, „aber wen wollt ihr zum Fürsten haben? Jaropolk sitzt als Fürst in Kiew, Oleg gab ich dem Drewljanenland, und meinen Sohn Wladimir will ich mit an die Donau nehmen."

Da antwortete Michalo: „Fürst, wir wissen, wie schwer es die Rus jetzt hat. Wir wissen auch, daß du an der Donau gegen die Rhomäer kämpfen mußt; du wirst

siegen, Fürst, und unsere Glocke wird deinen Sieg verkünden. Wir bitten dich, uns Wladimir zu geben. Wir haben darüber schon beraten und wünschen ihn uns als Fürsten!"

Fürst Swjatoslaw überlegte, dann sagte er zu Dobrynja, der in der Nähe stand: „Wojewode, rufe Wladimir her!"

Dobrynja verließ den Saal und kehrte sogleich mit Wladimir zurück.

Kaum war jener eingetreten, als sich die Nowgoroder Männer verneigten. Michalo erklärte: „Wir bitten dich, Wladimir, Nowgorod zu lenken, wie es Fürstin Olga festgelegt hat."

Fürst Swjatoslaw lächelte. Er freute sich, daß sich in dieser schweren Zeit das ruhmreiche Land Nowgorod an Kiew wandte und einen seiner Söhne bat, ihr Fürst zu werden. Swjatoslaw freute sich auch deshalb, weil die Nowgoroder Männer gerade für Wladimir stimmten.

Er sagte zu seinem Sohn: „Mein Sohn Wladimir! Nowgorod, die große Stadt, bittet dich, ihr Fürst zu werden. Willst du nach Nowgorod gehen?"

Oh, wenn jemand in diesem Augenblick die Gedanken des jungen Fürsten erraten könnte!

Wladimir wußte nichts davon, daß der Vater ihn mitzunehmen beabsichtigte. Der Gedanke, so ohne den Schutz der Großmutter und des Vaters in Kiew zurückbleiben zu müssen, hatte ihn beunruhigt. Jaropolk haßte ihn, und von allen anderen hier auf der Gora wurde ihm nur Verachtung zuteil.

Was gab es da noch lange zu überlegen? Der Vater sah ihn an und lächelte ein wenig, als wollte er ihn ermuntern.

Leise antwortete Wladimir: „Es ist dein Wille. Ich bin einverstanden, Fürst!"

Swjatoslaw stand auf, er rief Michalo zu sich und legte dessen Hand in Wladimirs.

„So sei es!“ sagte er kurz.

Der Heerführer Michalo umarmte und küßte den jungen Fürsten, und auch die anderen Nowgoroder Männer traten an Wladimir heran.

Fürst Swjatoslaw saß auf dem Thron und hing seinen Gedanken nach.

Nur der neue Fürst des Kiewer Throns, Jaropolk, war offenkundig unzufrieden und blickte Wladimir haßerfüllt an.

Bevor der Abschied nahte und Wladimir sich auf einen weiten und mühevollen Weg begeben mußte, rief ihn Fürst Swjatoslaw zu sich.

Als Wladimir auf der Schwelle seines Gemachs stehenblieb, sagte der Vater: „Komm näher, mein Sohn. Ich habe einiges mit dir zu besprechen.“

Wladimir setzte sich seinem Vater gegenüber, und dieser begann: „Ich freue mich, daß Nowgorod dich ruft. Du weißt jetzt noch nicht, was für ein Land das ist und was dich dort erwartet.“ Er überlegte einen Augenblick und fuhr dann fort: „Einst ging es mir ebenso, mein Sohn. Aber nachdem ich die Rus von einem Ende bis zum anderen durchquert hatte, erkannte ich, wie unermeßlich groß sie ist. An einem Ende sind die Eisberge, am anderen das Russische Meer... Unsere Vorfahren mußten viele Kämpfe austragen, um die Rus zu stärken, das Heimatland zu ordnen... Dafür zog dein Großvater Igor in das Land der Drewljanen, deshalb ging ich zu den Wjatitschen in die stromaufwärts gelegenen Länder. Ich wollte ihnen nichts Böses antun, sondern befreite sie von den Chasaren. Und jetzt stehen unsere Stämme und Länder vereint an der Donau, unter meiner Fahne widersetzen sich den Rhomäern sowohl Poljanen wie auch Drewljanen und Wjatitschen.“

„Die ganze Rus!“ warf Wladimir leise ein.

„Deshalb freue ich mich auch", ergänzte Fürst Swjatoslaw, „daß man dich in die stromaufwärts gelegenen Länder ruft. Ich weiß nicht, wann wir uns einmal wiedersehen. Du mußt daran denken, mein Sohn, daß wir neben dem Feind im Süden, dem Imperium, auch im Norden einen gefährlichen Gegner haben, die Waräger. Allerdings gibt es unter ihnen auch gute Menschen wie den Wojewoden Svenald." Nach kurzem Schweigen fuhr Swjatoslaw fort: „Du, Wladimir, achte und wahre den alten Glauben. Sprich mir nach: Ich glaube an Perun und werde in allem nach dem Gesetz und der Sitte meiner Väter handeln..."

Wladimir wiederholte den Satz Wort für Wort.

„Mit deinen Brüdern, den Fürsten der Länder, mußt du ein Herz und eine Seele sein. Und noch eins", Fürst Swjatoslaw stand auf und legte seinem Sohn die rechte Hand auf den Kopf, bog ihn ein wenig zurück und sagte, ihm direkt in die Augen blickend: „Wenn aber die Zeit kommt, mein Sohn, daß das Glaubensgesetz unserer Väter schwindet und ein neues kommt, wenn sich die Menschen von Perun lossagen und nach Christus verlangen, stell dich ihnen nicht entgegen. Nur fasse den christlichen Glauben nicht so auf, wie das die Kaiser in Byzanz wollen, sondern wie ein Gleicher unter Gleichen... Wirst du dich daran halten?"

„Ich werde es, Vater!" Der Fürstensohn Wladimir verneigte sich.

„Dann geh, mein Sohn", schloß Fürst Swjatoslaw. „Ein weiter Weg steht euch bevor. Mach dich fertig."

„Gut, Vater!"

Fürst Swjatoslaw beugte sich zu Wladimir und küßte ihn auf die Stirn, der Sohn küßte die väterliche Hand.

„Geh!"

Wladimir wandte sich der Tür zu, aber auf der Schwelle blieb er stehen.

„Was hast du?" fragte Swjatoslaw.

Wladimir machte unentschlossen kehrt.

„Bist du mir auch nicht böse, Vater?"

Swjatoslaw erwiderte: „Aber nein, sprich!"

„Ich wollte dich schon lange etwas fragen, Vater", begann Wladimir, „aber ich habe mich nie getraut... Meine Brüder nennen mich immer den Sohn einer Magd. Weshalb ist das so, weshalb sind sie Fürstensöhne und ich der Sohn einer Magd?"

Fürst Swjatoslaw zögerte, sein Ausdruck wurde ernst. Es war eine bittere Wahrheit, daß Jaropolk und Oleg bis zum Ende ihrer Tage Fürsten sein würden, aber ihm, Wladimir, bis zum Tode der Makel anhaften würde, Sohn einer Magd zu sein.

„Gut, daß du mich danach fragst", sagte er. „Ich werde dir die Wahrheit sagen, Wladimir..."

Swjatoslaw verstummte, ihm, der in seinem Leben keine Tränen kennengelernt hatte, stieg etwas in die Kehle, preßte sie zusammen und ließ ihn nicht sprechen.

Er ging zum Fenster, wo eine Bank stand, ließ sich auf ihr nieder und hieß Wladimir, neben ihm Platz zu nehmen. Und während er auf den Dnepr blickte, auf die Schiffe mit den weißen Segeln, auf die Wolken, die wie rosafarbene Muscheln über dem weiten Firmament hingen, sagte er: „In meinem Leben gab es zwei Frauen, Wladimir. Eine von ihnen war die Tochter des ungarischen Fürsten, die Mutter von Jaropolk und Oleg. Ich kann dir jetzt, wo sie schon lange das Zeitliche gesegnet hat und du ein Mann geworden bist, sagen, daß ich sie nicht geliebt habe. Ich mußte sie heiraten, das verlangte meine Mutter, deine Großmutter."

„Also war meine Großmutter gar nicht so gut?" entfuhr es Wladimir.

„Nein", antwortete Fürst Swjatoslaw fest, „Fürstin Olga ist nicht schuld, sie handelte so, wie die Bojaren, die Wojewoden, die ganze Rus es verlangten. Wenn ich

mich ihrem Willen nicht gefügt hätte, wäre ich nicht Fürst geworden..." Er bedeckte die Augen mit den Händen, als blende ihn der Glanz des Himmels, der Wolken und des Wassers. Als er die Hände vom Gesicht gelöst hatte, sprach er weiter: „Ich habe nur eine Frau geliebt. Sie war Magd bei Fürstin Olga, ihre Beschließerin..."

„Wie hieß sie, Vater?"

„Maluscha", sagte Swjatoslaw leise. „Ich liebte sie, wie man den Himmel, die Wolken, den Dnepr, die Heimaterde liebt. Begreifst du, wie ich sie liebte?"

„Ja, Vater!"

„Sie gebar dich, Wladimir. Vergiß nicht, daß deine Mutter eine Magd war, aber schäme dich dessen auch nie, mein Sohn!"

„Wo ist meine Mutter jetzt?"

„Maluscha lebt in einem Dorf, in das meine Mutter sie damals geschickt hat. Ich konnte sie nicht nach Kiew zurückholen, solange Fürstin Olga lebte. Aber Fürstin Olga hat ihr kurz vor dem Tode erlaubt, in die Stadt zurückzukehren. Ich werde sie finden..."

2

Viele Jahre waren vergangen, seit Fürstin Olga ihre Beschließerin Maluscha nach Budutin geschickt hatte. Viel Wasser war die Ros entlanggeströmt, viel Kummer hatte Maluscha gehabt und so viel nachgedacht, daß, hätte man diese Gedanken ausgesät, alle Felder und Wege von der Ros bis nach Kiew mit Heckenrosen und Schlehdorn bewachsen wären. Aber im Schatten des Schlehdorns und der Heckenrose gedeihen blaue Blumen, die Vergißmeinnicht heißen. Bei all der Arbeit und der Sorge um das tägliche Brot verlor Maluscha die Hoffnung nicht. Gibt es Menschen auf der Erde, die

ohne Hoffnung leben können? Sie wußte, was in Kiew vor sich ging. Fürstliche Dienstleute kamen nach Budutin, Bauern aus Budutin besuchten Kiew. Begierig fing Maluscha jedes Wort über die Stadt auf.

Sie wußte, daß Fürst Swjatoslaw den Thron bestiegen und eine ungarische Fürstentochter geheiratet hatte. Sie litt mit ihm, als er in das Land der Chasaren zog und danach gegen die Rhomäer.

Dann aber drangen böse Nachrichten nach Budutin — vor Kiew standen die Petschenegen! Das Dorf geriet in Aufregung! Sie konnten jeden Tag auch hier auftauchen.

Daraufhin verließen alle Bewohner von Budutin, darunter auch Maluscha, ihre Hütten und versteckten sich in den Wäldern, die sich zwischen der Ros und dem Dnepr hinzogen. Sie lebten lange in den Wäldern und Schluchten, nachts schlichen sie voll Angst in ihr Dorf, um irgend etwas im Gemüsegarten auszugraben.

Einmal übernachtete eine Horde Petschenegen am Ufer der Ros. Die Einwohner von Budutin, unter ihnen auch Maluscha, fielen mit Messern, Sicheln, Forken über sie her, erschlugen sie oder ertränkten sie in der Ros.

Später vernahm man jenseits des Flusses eine ganze Nacht lang Pferdegetrappel. Die Bewohner von Budutin fürchteten sich, den Wald zu verlassen. Erst am Morgen erfuhren sie, daß es russische Krieger gewesen waren, die auf dem Weg von der Donau nach Kiew die Ros durchquert hatten, unter ihnen auch Fürst Swjatoslaw...

Da fühlte Maluscha zum ersten Mal, daß sie nicht länger in Budutin bleiben könne. Sie beschloß fortzugehen.

Sie wußte, daß sie sich in Kiew in acht nehmen mußte, daß man auf der Gora nichts von ihr erfahren durfte!

Trotz allem ging Maluscha fort. Sie schlich durch die Wälder, von Dorf zu Dorf; in einer Hütte gab man ihr ein Nachtlager, in einer anderen zu essen. Die Menschen am Dnepr und an der Ros, die bald von den Petschenegen, bald von den Polowzern überfallen wurden, halfen ihr bereitwillig. Aber diese Frau benahm sich nicht wie die anderen. Sie streckte die Hand nicht aus, beklagte sich nicht, bat um nichts. Sie wollte nur den Weg nach Kiew wissen und ob es weit war bis zum nächsten Dorf.

Es war Abend, als Maluscha endlich Kiew erblickte, die Vorstadt, den Podol, den Dnepr und die Potschaina.

Maluscha war, als erfülle sich ihr ein alter Traum. Sie wollte in Kiew sein, und hier lag es vor ihr. Sie hatte es sich schön vorgestellt, aber es zeigte sich ihr noch schöner.

Inzwischen war die Sonne untergegangen, vom Dnepr wehte ein kalter Wind, die Nacht kam. Maluscha mußte eine Unterkunft finden.

Sie strebte eilig den Hütten zu, die, Pilzen ähnlich, in einiger Entfernung von der Gora am Weg verstreut waren. Auf dem Hof einer Hütte bemerkte sie einen älteren Bauern, der einen Mühlstein drehte. Neben ihm stand eine Frau. Als der Bauer hinter sich Schritte hörte, unterbrach er die Arbeit und blickte sich unwillig um.

Maluscha fragte zögernd: „Erlaubt ihr, gute Leute, daß ich bei euch übernachte?"

„Woher kommst du?" erwiderte der Bauer mürrisch.

„Aus Rodnja... Die Petschenegen haben unser Haus niedergebrannt, und mein Mann ist im Feuer umgekommen."

„Und wohin gehst du jetzt?"

Maluscha seufzte: „Wohin schon? In Kiew kenne ich keinen, ich mache Rast, und dann geht es weiter. Vielleicht werden meine Hände irgendwo gebraucht..."

„Hände sind immer wertvoll, billig sind nur unsere Köpfe", brummte der Bauer.

Die Frau neben ihm mischte sich ein: „Bitte sie endlich ins Haus, du siehst, sie kommt aus der Steppe."

Dann saß Maluscha in der Hütte am Herd, auf dem in einem Topf Suppe kochte, und sie wartete darauf, daß der Hausherr etwas ins Feuer warf, wie das in der väterlichen Hütte fern am Dnepr zu sein pflegte. Aber er brachte kein Opfer. Als er in die Hütte kam, blickte er auf den Herd und sagte: „Wenn die Götter nur sehen würden, was wir essen!"

Maluscha blickte ihn verwundert an, aß aber schweigend.

Später verließ sie die Hütte und blickte lange zu der Gora hinauf, wo an der Opferstätte ein großes Feuer brannte und eintöniger Gesang ertönte.

„Die Fürsten feiern mit den Bojaren", sagte hinter ihr eine Stimme. „Die einen sterben, die anderen trinken..."

Der Bauer war aus der Hütte getreten und stand in der Dunkelheit hinter ihr.

„Was ist los?" fragte sie, und es lief ihr eiskalt über den Rücken. „Ist jemand gestorben?"

Der Bauer antwortete: „Fürstin Olga ist gestorben. Vor einigen Tagen wurde sie beigesetzt... Ehre ihrem Andenken..."

„Und was ist mit Fürst Swjatoslaw?" fragte Maluscha mit stockender Stimme.

Finster entgegnete der Bauer: „Den sehen wir in Kiew nicht, er kämpft und kämpft. Hier haben die Bojaren, Wojewoden und Amtleute längst alles in Besitz genommen. Der Fürst ist gut, die Gora schlecht... Jetzt ist er in Kiew. Aber es heißt, er bleibt nicht, sondern reitet wieder in den Kampf. Er hat Jaropolk auf den Kiewer Thron gesetzt und Oleg zu den Drewljanen

geschickt. Wir werden es schwer haben mit Jaropolk, Wladimir wäre uns lieber gewesen."

„Was ist mit dem Fürstensohn Wladimir?".

„Oh, Frau, Frau! Hier in Kiew sprechen alle von ihm. Er ist nicht der Sohn irgendeiner Ungarin, sondern der eines einfachen, russischen Mädchens. Möge sie gesund und glücklich sein!"

Damit endete das Gespräch.

3

Zu Ehren der Nowgoroder Männer und zum Ruhm seiner Söhne, von denen jeder jetzt auf einem Thron saß, befahl Fürst Swjatoslaw ein großes Festmahl auszurichten, wozu er die Gesandten aus Nowgorod, Iskorosten und auch die Männer der Fürstendrushina einlud.

Im Goldenen Saal wurden Tische und Bänke aufgestellt und mit Leinwand und Teppichen bedeckt, aus den Kellern Fässer mit griechischem Wein, mit Met und Kwaß herangerollt. Dann wurde Fleisch aufgetragen, das auf Kohlen oder an Spießen gebraten oder in Töpfen gekocht und reichlich mit Pfeffer und Thymian bestreut war; es gab sowohl Schweine- wie auch Hammel-, Rind- und Pferdefleisch. Außerdem tischte man verschiedene Arten von Geflügel auf, Gänse, Enten, Schwäne und Hühner sowie allerlei Fischarten, an denen der Dnepr reich war, Stör, Karpfen, Wels, und schließlich Gemüse und Früchte, Pflaumen, Nüsse, Weintrauben.

Auf den Tischen standen Krüge aus Silber und Ton, Humpen, Schüsseln, Becher und Pokale, auch Löffel lagen bereit.

Man feierte nicht nur im Goldenen Saal. Dort hätte der Platz nicht für alle ausgereicht, denn zum Gastmahl konnte jeder kommen, der die Fürsten preisen

wollte. Deshalb standen überall, in den Gemächern, Dielen, im ganzen Haus und sogar im Hof, reichgedeckte Tische, unter denen duftendes Gras von den Oboloner Wiesen ausgebreitet lag.

Jeder hatte sich zu diesem Anlaß herausgeputzt. Die Bojaren trugen Gewänder aus griechischem Tuch und persischer Seide, die mit Gold und Silber durchwirkt, mit Spitzen um den Rockschoß und mit goldenen Spangen und Edelsteinen geschmückt waren; am Hals glänzten goldene Ketten.

Die Wojewoden der Länder erschienen in gegürteten Überröcken aus Samt, in farbigen Umhängen, die sie sich geschickt über die linke Schulter geworfen hatten, mit Schwertern am Gürtel und Stiefeln aus rotem oder grünem Saffianleder. Ihre Mützen waren mit Pelz verbrämt und mit Edelsteinen besetzt.

Die Kaufleute kamen in dunklen, langen Gewändern, nur einige trugen goldene Halsspangen und Ketten. Aber die Gewänder waren aus dem kostbarsten griechischen Samt, die Spangen und Ketten aus purem Gold.

Die Nowgoroder Männer hatten sich in schweren fränkischen oder schwedischen Samt gekleidet, dazu trugen sie ebenfalls goldene Halsspangen und Ketten.

In der Diele wurde Musik gemacht, einige kupferne Trompeten, Hirtenflöten, Zimbeln und Schellentrommeln ertönten.

Der Saal hallte wider vom Stimmengewirr. Dank den Göttern und dem Fürsten war es nach den langen leidvollen Tagen ruhig in der Stadt Kiew, in den Ländern herrschte Frieden, die Feinde waren weit, man konnte nach Herzenslust essen und trinken, es bestand keine Gefahr für das eigene Leben und das der Kinder.

Fürst Swjatoslaw saß mit seinen Söhnen am Tisch, sein Blick wanderte von einem zum anderen. Oleg saß nachdenklich und hellhörig da, fast wie ein Jäger im

Anstand. Jaropolk blickte auf die Männer im Saal, so als suche er jemanden. Hin und wieder warf er einen scheelen Blick auf Wladimir und biß sich dabei die Lippen blutig. Fürst Swjatoslaw spürte, daß zwischen seinen Söhnen keine Eintracht herrschte, aber er tröstete sich mit dem Gedanken, daß sie jung waren und das Blut noch in ihren Adern schäumte. War er selbst nicht ebenso gewesen? Die Jugend würde vergehen und jeder von ihnen einsehen, daß sie einem gemeinsamen Geschlecht entstammten; Frieden und Eintracht würden dann zwischen ihnen sein.

Im Saal wurden Lieder angestimmt. Auf das Podest, wo gewöhnlich der Fürst saß, traten Burschen und Mädchen und wetteiferten, wer am längsten einen Ton halten konnte; sie kamen zu zweit, zu dritt, zu viert und sangen; sie stellten sich in den Ecken des Saales auf zu mehrstimmigem Gesang. Aber das war nicht das, was der Fürst jetzt hören wollte.

„Ruft Bajan!" befahl er.

Schon trat aus dem Beratungssaal der ergraute, noch immer stattliche Bajan in einem weißen Gewand, mit der Zimbel im Arm.

Der Fürst rief: „Sing für uns, Bajan!"

Dieser verneigte sich tief vor den Fürsten, fing jedoch nicht zu singen an.

„Ich weiß, Bajan", sagte Swjatoslaw lächelnd.

Man goß dem Sänger einen Pokal voll. Er trank ihn bis zur Neige und fuhr sich mit der Hand über den Schnurrbart.

„Danke, Fürst, und Ruhm der Drushina!"

Er setzte sich vor dem Fürsten auf das Podest. Im Saal wurde es so still wie über dem Dnepr vor Sonnenaufgang. Bajan fuhr mit der Hand über die Saiten und rief: „Heda, Brüder, ich erzähle euch mit einfachen Worten vom russischen Land, von den drei Brüdern Ki, Stschek, Choriw und ihrer Schwester Lybedj,

von unseren Fürsten, von allen Menschen der Rus. Heda! Heda!!"

Beim Klang der Saiten versank Swjatoslaw in traurige Gedanken, sie kreisten um die ferne Vergangenheit, und auf einmal wurde dem Fürsten klar, was nicht länger aufzuschieben war.

„Unsere Menschen mußten sich plagen, in viele Schlachten zogen sie, mit ihren Knochen übersäten sie das Land, sie vergossen dunkelrotes Blut. Heda! Heda!.."

Fürst Swjatoslaw hörte, was Bajan sang, die Worte drangen tief in sein Herz. Leise, damit es keiner bemerkte, stand er vom Tisch auf und ging hinaus.

Mit aller Umsicht trugen sie den Nowgoroder Heerführer Michalo aus dem Saal, er hatte ordentlich gezecht und sogar zu zeigen versucht, wie die russischen Menschen mit den Warägern kämpften, und war dann selig eingeschlafen. Da legten sie ihn auf einen Teppich, acht Nowgoroder griffen zu und trugen ihn hinaus. Die sehnigen Hände auf die Brust gelegt, schlief Michalo seelenruhig weiter.

Nur Fürst Swjatoslaw konnte nicht schlafen. Er hatte Wein, Met und Kwaß getrunken, war aber nüchtern geblieben und konnte seine Traurigkeit nicht überwinden. Als auf der Gora alles verstummt war, wanderte er noch lange durch die Räume. Schließlich befahl er, Dobrynja zu rufen.

Dobrynja hatte mehr als ein Glas getrunken, aber er hielt sich wacker auf den Beinen. Er hatte sich allerdings zurückgehalten, denn er wußte, daß er bald mit dem Fürsten Wladimir nach Nowgorod aufbrechen sollte.

Der Fürst blickte auf den Dnepr, der sich zwischen den dunklen Abhängen und den Landzungen wie ein silberschimmernder Pfad hinzog, und sagte: „Du fährst

mit dem Fürsten Wladimir nach Nowgorod, dort wirst du mich vertreten, ihm rechte Hand und Vater sein. Schau, Dobrynja, große Dinge liegen vor euch, schwer und weit wird der Weg sein. Wenn ihr in Nowgorod sitzt, leiht auch Kiew ein Ohr, und wenn es notwendig ist, eilt ihm zur Hilfe."

„Ich höre und befolge alles, Fürst!"

„Um eins noch bitte ich dich, Dobrynja: Sollte Wladimir zu zweifeln beginnen, gib ihm deinen Rat, hat er Sorgen, hilf ihm, ist er in Gefahr, schütze ihn! Wenn ihm jemand vorzuwerfen wagt, er sei kein Fürst, sondern der Sohn einer Magd, steh ihm bei! Ich habe ihm gesagt, wer seine Mutter ist. Ich wollte ihm eine Freude machen und seine Mutter nach Kiew holen, aber du siehst selbst, es sollte wohl nicht sein."

„Fürst", erwiderte Dobrynja. „Und wenn ich Maluscha finde und herbringe?"

Fürst Swjatoslaw kniff die Augen zusammen, als wollte er sich etwas Vergangenes ins Gedächtnis zurückrufen, und blickte dann Dobrynja an.

„Gut, genügen dir drei Tage?"

„Sie genügen mir, Fürst!" rief Dobrynja und sprang auf.

In dunkler Nacht verließen zwei Reiter durch das Tor die Gora, voran Dobrynja, hinter ihm der Griden Tur. Die Pferde galoppierten, die Reiter beugten sich vor, als wollten sie mit den Hälsen der Pferde zusammenwachsen.

Bei Tagesanbruch hatten sie Kiew weit hinter sich gelassen. In einem Eichenhain machten sie halt und ließen die Pferde weiden; sie aßen, tranken Quellwasser und ruhten sich ein wenig aus. Dobrynja hatte die Augen gerade geschlossen, als Tur ihn schon weckte. Sie standen auf, fingen die Pferde ein, zogen die Sattelgurte straff und jagten weiter, hinein in die Flut

rosafarbener Strahlen, die sich über die Steppe ergoß. Gegen Abend hoben sich im glühendheißen Dunst am Horizont mittelhohe Berge, Wälder, ein Dorf ab.

„Budutin!" rief Dobrynja aus.

Obwohl sie den Pferden das Letzte abverlangten, erreichten sie das Dorf erst in der Dunkelheit. Schweigend durchquerten sie es und machten auf einem Felsen an der Ros bei einer alten Hütte halt.

Dobrynja sprang vom Pferd, lief zur Tür und klopfte. „Maluscha!" rief er.

Keiner antwortete.

„Maluscha! Maluscha!" schrie Dobrynja und hämmerte mit beiden Fäusten an die Tür.

Keine Antwort. Dunkle Nacht umgab sie, nirgends ein Lichtschein, überall Schweigen. Nur die Ros plätscherte hinter dem Felsen.

„Sie ist nicht da, Tur..."

„Ich höre, Dobrynja! Aber wir müssen sie finden, sie ist bestimmt irgendwo im Dorf."

Sie ritten durch das Dorf, machten den Amtmann ausfindig, weckten ihn und fragten, wo die Frau sei, die seit vielen Jahren in der Hütte an der Ros lebte.

Der Amtmann erkannte, wer ihn mitten in der Nacht geweckt hatte. „Ach, du bist es, Dobrynja? Ich erinnere mich. Maluscha war eine gute Frau, aber sie ist fortgegangen — wohin, weiß ich nicht..."

4

Die Stadt Kiew bereitete den Nowgoroder Gesandten und Wladimir einen feierlichen Abschied. Der Fürst, seine Wojewoden und Bojaren, die Männer der Fürstendrushina und des Landadels begleiteten die Gesandten bis zum Dnepr. Auf dem Podol schlossen sich ihnen Scharen von Menschen an.

Unter ihnen befand sich auch eine Frau in dunkler Kleidung und mit einem Tuch um den Kopf. Sie stand lange in der Menge und wartete, bis der Fürst mit seinen Bojaren, Wojewoden und den Nowgoroder Gästen vorbeizog. Keiner hätte in ihr das hübsche Mädchen erkannt, das einst hier auf der Gora Beschließerin der Fürstin Olga gewesen war.

Maluscha war immer noch schön und anmutig, aber das strenge, dunkle Gewand veränderte sie, außerdem trug ihr Gesicht die Spuren eines tiefen Kummers. Nur die großen, braunen, tiefgründigen Augen waren dieselben geblieben.

Der Bauer Dawilo hatte Maluscha bei sich aufgenommen. Dieser Mann, davon überzeugte sie sich bald, war überhaupt nicht böse, wie es ihr anfangs vorgekommen war. Armut, Hunger und Not hatten ihn bitter und den Fürsten und Bojaren gegenüber unversöhnlich gemacht. Seine Frau war herzensgut und kam Maluscha gastfreundlich entgegen. Diese vergalt es ihnen und half, wo sie konnte.

Von Dawilo hatte sie erfahren, daß Gäste aus Nowgorod in Kiew eingetroffen waren und Wladimir gebeten hatten, als Fürst zu ihnen zu kommen. Ferner erzählte der Bauer, daß Wladimir demnächst nach Nowgorod abreisen, daß Fürst Swjatoslaw die Drushina gesammelt und nach Verabschiedung seines Sohnes wieder in den Kampf nach Bulgarien ziehen werde.

Eines Abends wurde bekannt, daß die Nowgoroder Männer mit dem Fürsten Wladimir am nächsten Morgen Kiew verlassen würden.

Als auf der Gora, in der Vorstadt und auf dem Podol die Hähne krähten und Dawilo und seine Frau erwachten, war Maluscha schon zur Gora geeilt, hatte die linke Stadtmauer umgangen und sich dort aufgestellt, wo der Weg aus der Vorstadt zum Podol abbog. Die Menschen mußten lange warten, und Maluscha kam

allerlei Neues über den Fürsten, seine Kinder und die Bojaren zu Ohren.

„Der Fürst tut gut daran, seinen Sohn nach Nowgorod zu schicken", sagte ein Handwerker, der neben Maluscha stand. „Schließlich sind Nowgorod und Kiew ein Land."

„Wir geben das Gute fort und behalten das Schlechtere", meinte ein anderer. „Nicht Jaropolk wird hier regieren, sondern die Bojaren. Mit ihm sind wir übel dran."

In diesem Augenblick rief jemand: „Sie kommen! Sie kommen!"

Maluscha durchfuhr es wie ein Blitz. Sie stellte sich auf die Zehenspitzen, damit sie alles sehen konnte, um es sich für ein ganzes Leben einzuprägen. Es war ein wundervoller Augustmorgen, über dem Dnepr duftete es nach Getreide und Honig, alles versank in Blüten.

Auf der breiten kurvenreichen Straße, die von der Gora zur Vorstadt führte und weiter zum Podol, näherte sich, Staub aufwirbelnd, ein langer Zug, über dem verschiedene Fahnen wehten, die von Kiew, von Nowgorod und von den Ländern der Rus.

Voran die fürstlichen Musikanten: junge, in weiße Gewänder gekleidete Jünglinge, die in Sackpfeifen bliesen, ins Horn stießen, auf Hirtenflöten spielten, auf riesengroße Trommeln schlugen. Ihnen folgten die Knappen mit den Fahnen, an der Spitze das Banner Swjatoslaws — zwei gekreuzte Speere auf glänzendem blauem Samt.

Gleich hinter den Fahnen schritt Fürst Swjatoslaw, ihm zur Seite Jaropolk, der in Kiew blieb, und Wladimir, der an diesem Morgen in das ferne Nowgorod reiste. Fürst Oleg war bereits nach Iskorosten unterwegs. Dem Fürsten mit seinen Söhnen folgten die Wojewoden, Bojaren, Männer des Landadels und der Für-

stendrushina sowie die Krieger Swjatoslaws. Den Zug beschlossen die einfachen Männer von der Gora mit ihren Frauen und Kindern.

Wie hat sich mein Fürst verändert, dachte Maluscha, als sie Swjatoslaw erblickte. Was war nur mit ihm geschehen? Oh, ihr Götter! Das konnte doch nicht jener Swjatoslaw sein, den sie einst geliebt hatte! Ein strenges, nachdenkliches Gesicht, auf der Stirn und in den Mundwinkeln tiefe Sorgenfalten.

Dann erblickte Maluscha ihren Sohn Wladimir. Er trug ein weißes Gewand, einen roten Umhang über der Schulter, eine dunkle Mütze, die mit Zobelpelz verbrämt war, und rote Stiefel aus Saffianleder. Er war eine stattliche Gestalt und schritt forsch voran, wobei er die Menschen, die die Straße säumten, lächelnd anblickte. Maluscha spürte, wie seine Augen auf ihr ruhten. Ja, Fürst Wladimir schaute sie an und, wie ihr dünkte, länger als die anderen. Weshalb nur? Weshalb?..

Aber da glitt sein Blick schon weiter.

Neben dem Fürsten Wladimir ging Dobrynja. Maluscha erkannte ihn kaum. War das ihr Bruder Dobrynja? Er trug ein prachtwolles golddurchwirktes dunkles Gewand mit zwei Spangen am Hals und eine Kette auf der Brust. Das Gewand wurde von einem breiten Ledergürtel gehalten, auf den Schultern wehte ein Umhang aus grünem Samt mit einer schwarzen Borte, am Gürtel hing das Schwert.

Maluscha freute sich, ihren Bruder neben Wladimir zu sehen. Nur schien Dobrynja irgend etwas zu bedrücken, finster schritt er einher, als denke er angestrengt nach.

Wahrscheinlich macht er sich Sorgen um Wladimir, dachte Maluscha, sie gehen nebeneinander, das heißt, sie fahren auch zusammen nach Nowgorod.

Aber ihr Blick verweilte nicht lange bei Dobrynja,

sondern wanderte wieder zu Wladimir. Wenn er geahnt hätte, was für ein kostbares Geschenk er an diesem Tag seiner Mutter Maluscha machte...

Als der Zug zum Dnepr abbog, schloß sich Maluscha den anderen Schaulustigen an. Die Erregung, mit der sie dem Fürsten Swjatoslaw und dem Sohn entgegengegangen war, hatte sie verlassen, eine wunderbare Ruhe breitete sich in diesen Minuten in ihrer gequälten Seele aus.

Alles, was danach am Ufer der Potschaina geschah, zog wie im Traum an ihr vorüber. Der Zug blieb vor dem heiligen Feuer stehen, das die Opferpriester auf dem Sand entzündet hatten.

„Fürst Swjatoslaw bringt ein Opfer, einen schwarzen Hahn", flüsterte jemand neben Maluscha.

Die Hörner und die Hirtenflöten ertönten, die Trommeln wurden geschlagen, Wladimir und die Nowgoroder Männer nahmen in den Schiffen Platz, diese stießen vom Ufer ab und fuhren auf der Potschaina zum Dnepr hinaus. Dort wurden die Segel gesetzt, und der Wind jagte die Schiffe stromaufwärts...

Maluscha sah, wie sich Fürst Swjatoslaw und seine Wojewoden auf die Pferde schwangen und zurück zur Gora sprengten. Dabei ritten sie ganz nahe an ihr vorüber. Nach und nach zogen sich die Leute von der Potschaina zurück, Maluscha aber saß auf dem Steilhang und verfolgte die weißen Segel der Nowgoroder Schiffe, die sich in der blauen Weite hoben und senkten. Sie wünschte sich, daß diese Segel niemals ihren Augen entschwinden würden.

Ihrem Sohn Wladimir aber wünschte sie Glück, Kraft und Gesundheit.

Die Nacht rückte heran. Langsam hüllte sie den Podol und die Gora ein und auch die einsame Frau an der Potschaina.

Maluscha löste den Blick vom fernen Horizont und sah sich verwirrt und ängstlich um. Nacht. Oh, wie fürchtete sie sich jetzt vor der Dunkelheit!

Bis eben noch war sie glücklich gewesen. Wie wenig braucht ein Mensch bisweilen dazu. Der eine benötigt Gold, der andere Land, der dritte Liebe... Nach all den Jahren, nach all dem, wozu oft nicht einmal ein Mann die Kraft aufbringt, hatte Maluscha für einen Augenblick ihren Traum — Swjatoslaw — erblickt, sie hatte ihre Hoffnung — Wladimir — gesehen. Das war der Gipfel des Glücks, von dem sie geträumt, für das sie gelitten und dem sie so lange zugestrebt hatte. Wie sollte es jetzt weitergehen, wohin sollte sie sich wenden?

Vielleicht nach Ljubetsch zu Vater und Mutter? Sie würden ihr gewiß ein Stück Brot geben, aber das konnte Maluscha sich auch mit eigenen Händen verdienen. Und was brachte sie den Eltern außer Schmach und Schande? Wer würde ihr schon glauben, daß sie die Mutter des Fürsten Wladimir war?

„Ihr Götter!" flüsterte Maluscha. „So rettet mich doch, rettet mich!"

Aber die Götter schwiegen, wie sie immer schwiegen, wenn sie sie angefleht hatte.

Keiner brauchte Maluscha, wie sie selbst nichts mehr auf der Welt brauchte.

Sie trat näher ans Wasser und spürte, wie es sie unerbittlich anzog...

Aber was war das? Durch die Finsternis ertönte aus der Ferne Gesang, gedehnt, traurig wie diese Nacht, eine Melodie, gleichförmig wie der Himmel, aber unwiderstehlich rufend.

Maluscha war es, als erwache sie. Wie kam es, daß dieses Lied ihre Seele so gebieterisch berührte?

Schon war sie vom Wasser zurückgetreten. Die Hände ausgestreckt, als fürchte sie, in der Dunkelheit ir-

gendwo anzustoßen, schritt Maluscha vorwärts, dorthin, wo das Lied erklang.

So gelangte sie zur Kirche der Christen am Bach. Von dieser Kirche hatte Maluscha schon zu jener Zeit gehört, als sie auf der Gora arbeitete. Einige Male hatte sie Fürstin Olga in der Nacht dorthin begleitet, aber niemals darüber nachgedacht, was es mit dieser Kirche auf sich hatte.

Sie stand in dem kleinen Hof der Kirche, von welcher der Gesang ausging. Ringsum war es dunkel, nur aus den Fenstern drang Kerzenschein. In seinem Licht erblickte Maluscha eine Frau, die im Gras saß und sich bekreuzigte.

„Was stehst du hier?" fragte die Frau.

Maluscha antwortete: „Mir schien, als riefe mich jemand. Nur weiß ich nicht, wer. Was geschieht hier?"

„Wir beten", sagte die Frau und fügte leise hinzu: „Wir sind Christen."

„Worum betet ihr?" fragte Maluscha interessiert. Die Frau blickte in die Ferne und sagte, wobei sie die aufgesprungenen Lippen kaum bewegte: „Auf der Gora gibt es Holzgötter, sie helfen nicht. Ich habe zu Perun und Dashd-Bog gebetet, trotzdem ist mein Mann im Dnepr ertrunken, meine Kinder hat eine Seuche hinweggerafft, die Hütte und das Land haben die Bojaren genommen. Ich habe auf Erden nichts mehr zu verlieren..." Mit veränderter Stimme fügte sie hinzu: „Frau, ich trage das Kreuz, damit Christus mir Gerechtigkeit widerfahren läßt und mich nicht vergißt. Herr, erbarme dich! Herr, erbarme dich! Herr, erbarme dich!" ereiferte sich die Frau. „Christus ist gütig, barmherzig, und er gibt alles..."

Maluscha beneidete plötzlich die neben ihr sitzende Frau. Sie hatte alles verloren, aber — sie glaubte.

War es Maluscha nicht ebenso ergangen? Was war

ihr auf dieser Welt geblieben? Nichts! Die Zukunft lag wie ein schwarzer Abgrund vor ihr.

Diese Frau neben ihr, verwelkt und hungrig, war glücklicher als Maluscha, denn sie glaubte, daß es ein ewiges Leben gab.

„Schlage ein Kreuz", sagte die Frau, „dann wird dir leichter werden.— Ist dir leichter?"

„Ja", antwortete Maluscha.

„Dann komm mit." Die Frau ergriff Maluschas Hand.

Maluscha folgte ihr zum Eingang der Kirche. Vor einigen auf Holz gemalten Bildern brannten Kerzen, viele Männer und Frauen knieten auf der Schwelle nieder. Zwei bärtige Männer versperrten ihnen mit dicken Stöcken den Weg.

Die Frau näherte sich den Bärtigen, öffnete die Bluse, wo an einer Schnur ein glänzendes Kreuz hing.

Einer der Bärtigen sagte: „Geh, Schwester. Aber wer ist das?" Er blickte Maluscha an.

„Eine, die den Glauben annehmen will", antwortete die Frau.

Der zweite Bärtige, der an der anderen Seite des Eingangs stand, ließ den Stock sinken und gab Maluscha den Weg frei.

Sie zuckte zusammen. Das Gesicht des Mannes kam ihr irgendwie bekannt vor. Die hohe, von einer Narbe durchschnittene Stirn, die Augen, der Mund...

„Tur", flüsterte Maluscha kaum hörbar.

Wer weiß, vielleicht hatte er es gehört, vielleicht auch einfach so begriffen, daß sie ihn erkannt hatte. Der Griden Tur neigte nur den Kopf und sagte: „Geh, Malka!"

Und Maluscha trat leichten Herzens über die Schwelle in die Kirche.

Als der Gottesdienst beendet war, führte die Frau Maluscha zum Priester Grigori und ließ sie allein.

Der Geistliche sagte: „Meine Tochter, ich sehe, du hast es schwer, ich weiß, wieviel du erdulden mußt, ich weiß, du denkst, daß es sich für dich nicht mehr zu leben lohnt. Ist es so?"

„So ist es, Vater", antwortete Maluscha.

„Arme, verirrte Seele!" sagte Grigori mitfühlend. „Wie schrecklich irrst du dich! Was ist dein Schmerz vor dem, was Christus erduldet hat? Was sind deine Qualen im Vergleich zu jenen, die er erlitten hat? Weshalb denkst du an die Vergänglichkeit des Lebens, wenn es ewig ist?"

„Das Leben ist ewig?" wiederholte Maluscha, die nicht alles von dem verstand, was der Priester sagte.

„Ja, meine Tochter, das Leben ist ewig!" bekräftigte er. „Höre! Es gibt viele Menschen auf der Welt, aber was für ein Leben führen sie? Wir alle leben durch Gott, durch seinen göttlichen Willen. Dem einen gibt er Gold und Silber, Vieh und Getreide, dem anderen gibt er nichts. Er schuf auch verschiedene Menschen, die einen sind Fürsten, die anderen Krieger, die dritten Bauern, Knechte und Mägde. Auch das ist nach seinem göttlichen Willen..."

Maluscha wußte das alles, neu war ihr nur, daß es nach dem Willen Gottes geschah.

„Aber was bedeutet Reichtum, was bedeutet es, ein Fürst oder ein Bauer zu sein, wenn ein Feuerfunken jeglichen Besitz vernichten kann, wenn sowohl Fürsten wie Bauern irgendwann den Tod finden? Die Eitelkeit des Lebens ist vergänglich. Vor dem Tod sind alle Menschen gleich, so ist es Gottes Wille... Christus wurde hier auf Erden geboren, von einer einfachen Frau, der Magd Gottes, Maria. Sie wurde für etwas würdig befunden, wovon sie zuvor nicht einmal träumte — sie wurde die Mutter Gottes, des Heilands..."

Wenn der Geistliche geahnt hätte, was für einen

Sturm er mit diesen Worten in Maluschas Seele hervorrief!

„Als Christus auf die Erde kam", sprach der Priester weiter, „begann er, der Sohn der Gottesmutter Maria, über die Vergänglichkeit des Lebens auf Erden und über das ewige Leben im Himmel zu sprechen. Christus hatte Apostel, wahrhaftige Diener, und viele Menschen kamen zu ihm und wurden gerettet. Aber die Heiden glaubten nicht an ihn, sie ergriffen ihn und schlugen ihn ans Kreuz, sie töteten ihn..."

„Sie töteten ihn?" rief Maluscha.

„Ja, meine Tochter, sie töteten ihn. Aber am dritten Tag ist er auferstanden, in den Himmel aufgestiegen, und jetzt thront er dort in seiner ganzen Herrlichkeit..."

„Und Maria?"

„Maria, seine Mutter, ist bei ihm."

Maluscha erschauerte. Ihr ganzes Leben lang hatte keiner gefragt, wie sie lebte, was sie dachte, was ihre Seele ängstigte. Die Hauptsache aber — niemals hatte ihr jemand versprochen, daß sie für die Qualen auf der Welt eine Belohnung erhalten würde. Das war etwas ganz Neues.

Auf die Ikone Christi blickend, sagte der Geistliche: „Bist du gewillt, seinen Spuren zu folgen, ihm zu dienen, Qualen und Leiden auf dich zu nehmen, um im Jenseits Freude und Glück zu finden?"

„Das will ich, Vater!"

„Bist du bereit, die Taufe von ihm zu empfangen?"

„Ich bin bereit."

„Dann taufe ich dich, Magd Gottes, im Namen des Herrn..."

Er führte sie zu einem steinernen Taufbecken, das an der Tür stand, nahm den Weihwedel, tauchte ihn ins Wasser und besprengte Maluscha.

„Im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen

Geistes taufe ich dich, Magd Gottes, genannt..." Der Geistliche überlegte einen Augenblick. „Ich gebe dir den Namen Maria. Maluscha warst du, als Maria wirst du gen Himmel fahren..."

Damit verließ Maluscha die Kirche am Bach. Der Priester begleitete sie bis zur Schwelle, leise flüsterte er der Frau, die dort auf Maluscha wartete, etwas zu und kehrte in die Kirche zurück. Sich in der Ecke bei einer Wachskerze niederbeugend, führte er die Chronik dieser schweren Tage. Darin tauchte nun auch Maluscha auf.

Als er fertig war, stand der Priester auf, verbarg die Chronik in einem Versteck hinter einer der Ikonen und löschte die Kerze auf dem Altar. Leise ging er durch die schmale Tür in das Gotteshaus und löschte dort die Öllampe. Draußen war es dunkel; der Geistliche plagte sich lange, um die Tür zu schließen. Über der Kirche pfiff in den Zweigen der Wind, Wellen schlugen ans Ufer.

„Tur!" rief der Priester.

Zwei dunkle Gestalten kamen hinter den Sträuchern hervor und näherten sich dem Geistlichen.

„Gehen wir!" sagte dieser erschöpft, und zu dritt schritten sie der Gora entgegen, wo Grigori lebte.

Die bärtigen Christen waren Gridni, sie begleiteten den Geistlichen immer auf seinem Heimweg. Hier an der Potschaina, auf dem Podol und in der Vorstadt fielen Anhänger des alten Glaubens immer wieder über die Christen her. Erst vor kurzem war der Priester, als er nach dem Abendgottesdienst spätnachts nach Hause ging, mit Steinen beworfen worden.

5

In derselben Nacht kam vor Sonnenaufgang ein Eilbote nach Kiew gejagt. Er schwankte und wäre fast gefallen, als er am Tor vom Pferd stieg, aber die Wachen stützten ihn. Als sie ein Licht anzündeten und in das Gesicht des Boten blickten, bekamen sie einen Schreck. Es war der fürstliche Krieger Kosta, aber wie sah er aus! An seinem Kopf klaffte eine Wunde, die Augen waren tief eingefallen, die Lippen aufgesprungen.

„Zum Fürsten... Swjatoslaw!" röchelte er.

Als Swjatoslaw kurze Zeit später erschien, stand Kosta an der Treppe.

„Gruß dir, Fürst!" sagte er.

„Bist du es, Kosta?"

„Ja, Fürst!"

„Sprich!"

Östlich der Stadtmauer wurde der Himmel schon heller, überall verbreitete sich ein silberglänzender Schein; der Fürst sah das bleiche Gesicht des Eilboten, die Wunde, die halbgeschlossenen Augen.

„Ich bin viele Tage und Nächte geritten, Fürst. Ein Pferd nach dem anderen stürzte... Am Dnepr ergriffen mich die Petschenegen... In der Steppe lungerten die Polowzer herum, sie verwundeten mich... Aber jetzt bin ich hier...."

„Sprich weiter, Kosta!"

„Der Wojewode Svenald läßt sagen, daß die bulgarischen Bojaren mit den Rhomäern zusammengehen. Auch bei uns gibt es Verrat. Viele Städte mußten schon aufgegeben werden, wir stehen nur noch in Perejaslawez. Die Lage ist dort sehr schwierig, eine große Schlacht ist im Gange. Sie erwarten dich, Fürst!"

Kosta schwankte. Den Krieger stützend, stieg der

Fürst mit ihm die Treppe hinauf. In der Diele legte sich Kosta auf eine Bank und schlief sofort ein.

Fürst Swjatoslaw trat auf die Treppe hinaus. Rundum spannten sich die grauen Fäden der Morgendämmerung. Vor dem blauen Himmel hob sich im Osten die Stadtmauer mit den Türmen ab, darüber funkelte der Morgenstern.

Der Tag begann, der letzte, den Swjatoslaw in Kiew zubrachte.

Achtes Kapitel

1

Noch in Kiew, als er dem Fürsten zugeredet hatte, gegen Bulgarien zu ziehen, und dann von ihm auch die Zusage erhielt, war Kalokir, der Gesandte des rhomäischen Kaisers, davon überzeugt, Swjatoslaws Vertrauen gewonnen zu haben.

Kalokir nahm an, daß er sich mit dem Kiewer Fürsten über alles verständigt und jeder von ihnen jetzt nur das auszuführen hatte, was geplant war. Fürst Swjatoslaw sammelte sein Heer, rückte nach Bulgarien vor, zog weiter nach Konstantinopel und bedrohte Nikephoros. Und Kalokir? Wenn Swjatoslaw erst vor Konstantinopel stand, mußte Nikephoros sterben. War er, der Gesandte und Patrizier, etwa nicht würdig, Kaiser der Rhomäer zu werden?

Swjatoslaw war nicht sein Freund, das hatte Kalokir schon in Kiew gespürt, als er ein offenes Gespräch mit ihm anfing und Gold versprach. Fürst Swjatoslaw war auch dann nicht sein Freund geworden, als er erklärte, daß die Rus beschlossen habe, ihr Heer nach Bulgarien zu schicken, und das Gold nahm. Fürst Swjatoslaw wurde auch in Bulgarien nicht sein Freund, zog er doch nicht wie ein Sieger und Beherrscher dieses Barbarenvolkes an die Donau, sondern wie sein Bundesgenosse.

Auf einmal geschah etwas, was Kalokir niemals erwartet hätte. Auf dem Schlachtfeld in Bulgarien erfuhr er vom Tode des Kaisers Nikephoros und daß sein Nachfolger auf dem Thron in Konstantinopel

Johannes Tzimiskes war, der Feldherr und reiche Armenier. Oh, Kalokir kannte ihn gut! Wie schnell dieser verstanden hatte, das auszuführen, wovon Kalokir nur geträumt hatte! Was nun? Johannes besaß alles, Gold wie auch Legionen. Er war ein gerissener und wagemutiger Feldherr, der sich wohl auf dem Thron zu halten wußte!

Kalokir fühlte sich erneut als der, der er gewesen war, als er aus Konstantinopel in den Norden fuhr — als Gesandter des Imperiums. Er überlegte nun eins: Wie konnte er dem Kaiser zu verstehen geben, daß er sich, wie ihm von Nikephoros aufgetragen war, mit Ṣwjatoslaw in Bulgarien befand? Er hatte geschwiegen, solange Nikephoros lebte, jetzt gratulierte er dem neuen Kaiser von Byzanz von ganzem Herzen und versprach, ihm aufrichtig zu dienen.

Die Antwort aus Konstantinopel ließ nicht lange auf sich warten. Allerdings kam sie nicht vom Kaiser, sondern von seinem Ersten Minister Basileios. Und da begann Kalokir zu handeln.

Eines Abends saß er in den Gemächern des armenischen Kaufmanns Isot, den noch König Peter zu seinem Bojaren ernannt hatte und sogar mit einer goldenen Halsspange auszeichnete. Auf dem Tisch vor ihnen stand ein wunderbarer griechischer Rotwein, dazu aßen sie Johannisbrot.

„Wie steht es mit den Bojaren, Isot?"

„Sie haben eingewilligt, alles zu tun, was der Kaiser befiehlt."

„Sie sollen ihre Waffen bereithalten, und wir erledigen dann alles, wenn das Heer von König Boris heranrückt..."

2

Das Schicksal führte Kalokir mit Igors Sohn, dem Fürsten Ulib, zusammen. Der Fürst wollte sich immer noch nicht damit abfinden, daß zwischen dem Kaiser der Rhomäer und dem Fürsten der Rus kein Frieden zustande kam. Sie waren doch Christen, und auch er, Fürst Ulib, war ein Christ.

Swjatoslaw jedoch vertrat andere Ansichten, und als Großfürst und Igors Sohn vielleicht zu Recht: Wenn die Heimat sich gegen den Feind erhebt, muß ein Fürst an der Spitze der Krieger stehen. Der Großfürst hatte befohlen, und sein Bruder war gezwungen, sich unterzuordnen und gegen die Rhomäer zu kämpfen.

Dann aber begann der Kampf, und er war grausamer, als Ulib angenommen hatte, weil sowohl Russen wie auch Bulgaren gegen den König von Bulgarien und den Kaiser von Byzanz kämpften und weil sich der Feind wild verteidigte. Fürst Swjatoslaw zog unbeirrt weiter — zum Herzen des Imperiums.

Eines Abends unterhielt sich der Gesandte Kalokir, der in das fürstliche Zelt gekommen war, lange mit dem Fürsten Ulib über die Niederlagen im Gebirge und im Tal, er verurteilte die verräterischen Bulgaren und sagte dann: „Ich denke, daß Fürst Swjatoslaw richtig handelte, als er für einhunderttausend Goldstücke dem Kaiser half, die aufsässigen Bulgaren zu unterwerfen. Kaiser Johannes würde dem Fürsten noch mehr Gold geben, und der Fürst könnte Bulgarien einen Tribut auferlegen..."

Fürst Ulib überlegte. „Aber Fürst Swjatoslaw macht nicht einmal in Gedanken in Bulgarien halt, er will hindurchziehen und Byzanz überfallen. Du selbst hast ihn dazu überredet!"

Der Gesandte Kalokir lächelte. „Oh", antwortete er, „zu jener Zeit, als im Großen Palast der verrückte

Nikephoros saß und ich sein Gesandter war, habe ich den Fürsten Swjatoslaw geradezu angefleht, ihn zu vernichten. Aber jetzt sitzt auf dem Thron in Konstantinopel nicht Nikephoros, sondern Johannes Tzimiskes..."

„Kennst du ihn?" fragte Ulib leise.

Ebenso leise antwortete Kalokir: „Johannes Tzimiskes ist mein Landsmann, ein Armenier und ein kühner Feldherr, er hat viele Länder und Städte Asiens besiegt. Man sagt von ihm, daß man sich ihm besser unterwirft, als ihn sich zum Feinde zu machen."

„Wenn das so ist, bedeutet er eine Gefahr für die Rus...", begann Fürst Ulib, aber er besann sich, daß Kalokir der Gesandte des Kaisers von Byzanz war, und verstummte.

Kalokir jedoch hatte verstanden.

„Warum sollte der Kaiser die Rus angreifen? Ich glaube auch nicht, daß Johannes mit Bulgarien Krieg führen will. Der wahnsinnige Nikephoros hat diesen ganzen blutigen Kampf angezettelt. Ich bin davon überzeugt, Johannes wünscht nur den Frieden. Um das zu erreichen, wäre er sicher auch mit einem Tribut einverstanden... Frieden, nur Frieden und Freundschaft!" schloß der Gesandte Kalokir.

Fürst Ulib wiederholte: „Frieden und Freundschaft, das wünscht sich jeder, und auch ich sehne mich danach!"

3

Kaiser Johannes bereitete sich auf den Krieg mit Swjatoslaw vor. Noch sein Vorgänger Nikephoros hatte in die Provinzen Thrakien und Makedonien, die an Bulgarien grenzen, seine Legionen geführt. Alle Provinzen und Städte waren mit Truppen vollgestopft: In Rodosto, Arkadiopel und überall bis Saloniki, in

Agathopel am Meer und bis zu den Bergen, bis Philippopel. Kaiser Nikephoros hatte nur auf einen günstigen Augenblick gewartet, um nach Bulgarien zu ziehen und Swjatoslaws Heer anzugreifen.

Kaiser Johannes konnte um so leichter sein Vorhaben verwirklichen, da Gerüchte nach Konstantinopel gelangten, daß die Petschenegen Kiew überfallen hatten.

„Die Petschenegen haben eingewilligt." Mit dieser freudigen Botschaft kam Bischof Theophil auf einem leichten Schiff über den Bosporus herangejagt.

„Fürst Swjatoslaw ist mit einer Reiterdrushina nach Kiew geeilt", teilte der Leuchtturm aus Preslaw mit. Und König Boris bat, flehte, beschwor Kaiser Johannes, ihm endlich Hilfe zu schicken. Aber der Kaiser konnte ihm diese Bitte nicht erfüllen. Er verlegte die Legionen aus Thrakien und Makedonien nicht nach Bulgarien, sondern nach Asien. Dorthin entsandte er auch seine besten Feldherren, den berühmten Ward Sklir und den Patrizier Peter.

Im fernen Asien, in Kappadokien, hatten sich Ward, der Neffe des ermordeten Nikephoros, und seine Vettern erhoben. Leon Phokas, der Bruder des Kaisers, war von der Insel Lesbos geflohen und hatte sich mit ihnen vereinigt. Sie zogen durch die Städte und Dörfer Asiens, wo sich ihnen viele Menschen anschlossen. Auch Konstantinopel war bedroht.

Kaiser Johannes wußte, daß die Bevölkerung der Stadt hungerte. Hunger wütete auch in den Provinzen, denn seit drei Jahren gab es in Byzanz Mißernten, und unter Nikephoros hatte sich keiner um die hungernde Bevölkerung Konstantinopels gekümmert.

Johannes Tzimiskes sandte Schiffe nach Asien und Ägypten aus, die von dort Getreide holen sollten. Auch dort hungerten die Menschen, aber was kümmerte das ihn?

Johannes befahl, das Getreide für einen Spottpreis an die Bevölkerung von Konstantinopel auszugeben; die Menschen, die bis dahin Hunger gelitten hatten, riefen: „Lange lebe Kaiser Johannes!"

Er, der neue Kaiser von Byzanz, beging, hoch zu Roß sitzend, große Prozessionen, Menschenmengen geleiteten ihn, überschütteten ihn mit Blumen, rühmten ihn.

Im Hippodrom, das einst dröhnte und funkelte, aber unter Nikephoros von Unkraut überwuchert war, wurden wieder Wettkämpfe und Spiele veranstaltet. Johannes saß in der geschlossenen Loge, blickte auf die tobende Menge, manchmal zeigte er sich dem Volk, auf dem Gesicht ein strahlendes Lächeln.

Aber manchmal huschte über dieses Gesicht auch eine Wolke von Unruhe. Dann dachte er an das ferne Kappadokien, von wo immer noch keine Nachrichten eintrafen, er dachte an die nicht allzu ferne Insel Protos, wo auf einem hohen Felsen Theophano in einem Kloster lebte.

Der Erste Minister Basileios neigte sich zum Ohr des Kaisers und flüsterte: „Konstantinopel jubelt vor Glück, das ist dein Sieg!"

„Theophano", entfuhr es Johannes. Unablässig, wo er auch war, dachte er an Theophano, er konnte ihre Zärtlichkeiten, ihre Küsse und Umarmungen nicht vergessen... Oh, wenn der Kaiser könnte, würde er auf Flügeln zu ihr eilen. Aber über ihm hing der Fluch der Kirche, noch war der alte Patriarch Polyeuktos am Leben, und sein Wort war heilig.

Endlich jedoch ging der Wunsch des Kaisers in Erfüllung. Spät in der Nacht teilte man ihm mit, daß der Patriarch das Zeitliche gesegnet hatte. Johannes Tzimiskes seufzte erleichtert auf. Das Versprechen, das er dem Patriarchen gegeben hatte, konnte gebrochen werden.

Gleich nach der Beisetzung Polyeuktos' wurde in Konstantinopel ein Konzil der Bischöfe zur Wahl eines neuen Patriarchen zusammengerufen. Johannes erschien auf dem Konzil, setzte sich auf den Thron und schlug vor, den ungebildeten Asketen vom Olymp, den Mönch Basileios, der in der kirchlichen Hierarchie von niedrigstem Rang war, zum Patriarchen zu wählen.

Das Konzil war ratlos. Hier in der Hagia Sophia hatten sich Männer von den Metropolitensitzen Asiens und des ganzen Imperiums versammelt, die eines Patriarchenranges würdig waren, Philosophen, Bischöfe, Gelehrte, Vorbilder an Frömmigkeit. Aber Johannes Tzimiskes blickte mit kalten Augen auf die Bischöfe, und sie wußten, was sie erwartete, wenn sie den Willen des Kaisers nicht erfüllten. Der Mönch Basileios wurde zum neuen ökumenischen Patriarchen gewählt. Von nun an würde Johannes uneingeschränkt über ihn bestimmen; er konnte tun, was immer er wollte, und sich sogar in der Hagia Sophia oder in der Blachernen-Kirche mit Theophano trauen lassen.

Und der Kaiser ließ sich trauen. Die künftige Kaiserin wurde mit verschleiertem Gesicht in die Hagia Sophia geführt, wie es das Zeremoniell befahl. Kaiser Johannes kam ihr entgegen und warf ihr das purpurrote, vom Patriarchen Basileios geweihte Obergewand über. Nachdem er die Hand seiner Braut ergriffen hatte, führte er sie zum Altar, wo der Patriarch stand.

In dem Augenblick, als der Patriarch die Kronen auf das Haupt des Kaisers und der Kaiserin setzte, um beide für viele gemeinsame Jahre zu vereinen, hob Kaiser Johannes, wie es das Zeremoniell vorschrieb, den Schleier der Braut. Alle, die bei der Trauung anwesend waren, erblickten das reizlose, faltige Gesicht der alternden Tochter des verstorbenen Kaisers Konstantin, Theodora.

Keiner in der Kathedrale konnte verstehen, wie und wann es zu dieser Verbindung gekommen war. Aber alle Anwesenden riefen, als sie Theodora sahen, begeistert aus: „Lang lebe die erhabenste und glückseligste Theodora!"

„Lang lebe unser Kaiser!"

Natürlich ahnte keiner von ihnen, am wenigsten Theodora, daß Kaiser Johannes, während er mit der Krone auf dem Kopf dastand und das Bildnis der Muttergottes in der Kuppel über dem Altar betrachtete, an Theophano dachte.

Ja, er konnte sie selbst in diesem Augenblick nicht vergessen. Noch als Polyeuktos lebte, hatte Johannes nur davon geträumt, Theophano von Protos zu holen und mit ihr ins Bukoleon einzukehren. Er wußte, daß dies keinen in Konstantinopel verwundert hätte, alle waren darauf gefaßt.

Aber während Kaiser Johannes am Sarg des Patriarchen stand, begriff er, daß Polyeuktos weise gehandelt hatte. Es war besser, nur einen Mörder im Großen Palast zu haben statt zwei. Und es war für ihn sicherer, wenn Theophano, die schon drei Kaiser auf dem Gewissen hatte, nicht hier war.

4

Nicht weit von Konstantinopel liegen inmitten der blauen Weiten des Marmarameeres neun Inseln wie ein Schwarm grauer Möwen. Von ferne sehen diese Inseln mit ihren gelben, zum blauen Wasser steil abfallenden Felsen, den goldbedachten Kirchen und Klöstern, den Gärten, den hohen Zypressen und stillen Buchten überaus reizvoll aus.

Aber auf diesen Inseln gibt es mehr Gräber als Zypressen: Selt jeher schickten die Kaiser von Byzanz

diejenigen, die ihnen unbequem waren, hierher, vor allem auf die Insel Protos.

Hier legte am Tag nach der Ermordung des Kaisers Nikephoros spätabends ein Schiff an. Eine Frau mit ihrer Dienerschaft und zwei Kindern, Mädchen, stieg ans Ufer. Die Frau war Theophano.

Obwohl sie niemals auf dieser Insel gewesen war, wußte sie, daß kaum einer, der hier ankam, lebend nach Konstantinopel zurückkehrte. Im übrigen hatte Theophano vor zehn Jahren selbst angeordnet, die fünf Schwestern ihres ersten Mannes Romanos nach Protos zu bringen, natürlich lebenslänglich.

Trotzdem stieg sie stolz, wie es einer Majestät gebührt, das Steilufer hinauf, furchtlos betrat sie ihre Klosterzelle mit dem kleinen vergitterten Fenster, das zum Meer hinausging. Die ganze Nacht schlief Theophano nicht, sie wanderte durch die Zelle und erwog Fluchtpläne. Dabei kam es ihr nicht einen Augenblick lang in den Sinn, daß sie ihr ganzes Leben hier zubringen könnte. Allerdings besaß sie einen Schlüssel, der im Imperium alle Türen öffnen konnte: Kurz vor der Abfahrt nach Protos war es ihr gelungen, große Schätze an sich zu bringen, Gold, Edelsteine.

Noch eins wußte Theophano: Sie war die schönste Frau des Imperiums, und das würde sie auch noch eine ganze Weile bleiben. Vielleicht war sie im Augenblick etwas verstört, aber das tat der Schönheit der göttlichen Theophano keinen Abbruch.

Das Kloster war düster und furchterregend. Bartlose Mönche verfolgten mit stummen Blicken jeden ihrer Schritte; sie standen an ihrer Tür und blickten von Zeit zu Zeit durch das vergitterte Fensterchen in die Zelle, sogar wenn sie schlief. Draußen schlug das wütende Marmarameer an die steilen Ufer. Es schien, als habe Theophano nichts zu erwarten, nichts zu erhoffen...

Trotzdem wartete und hoffte sie, daß ihr irgend jemand zu Hilfe kam.

In einer Herbstnacht, als im Kloster alles verstummt war und Theophano sich gerade anschickte schlafen zu gehen, öffnete plötzlich ein bartloser Wächter die Tür, kam in die Zelle und löschte die Öllampe.

„Wer ist da?" flüsterte Theophano.

„Ein Freund, von Freunden geschickt."

„Wer bist du?"

„Ich bin der Gardist Ward Walent aus dem Bukoleon."

„Warte! Dann bist du der Bruder von Leon Walent, der Nikephoros getötet hat?"

„Ich bin sein Bruder. Aber Kaiser Johannes befahl, Leon zu töten."

Theophano wurde unheimlich zumute. In der dunklen Zelle vor ihr stand Ward, der Bruder des Befehlshabers der berittenen Garde Leon Walent, der ihren Mann getötet hatte. Das hieß, er war ein Verbündeter von ihr und Johannes... Aber Ward sagte, daß Johannes befohlen hatte, Leon zu töten. Wem diente Ward dann?

Endlich erfuhr sie, was geschehen war.

Ward flüsterte: „Leon Phokas und sein Sohn haben sich in Kappadokien erhoben, und obwohl es in Bulgarien drunter und drüber geht, hat Johannes einige Legionen aus Thrakien und Makedonien abgezogen und sie unter der Führung von Ward Sklir und dem Patrizier Peter nach Asien geschickt. Kaiser Johannes fürchtet sich, deshalb hat er Konstantinopel mit Getreide überschüttet."

Theophano schwieg nach wie vor, sie begriff immer noch nicht, wem Ward diente und wer ihn zu ihr geschickt hatte.

Schließlich sagte Ward: „Der Erste Minister Basileios hat mich hergeschickt, um dir zu sagen, daß er

an dich denkt, sich Sorgen macht. Er wartet ab, wie der Aufstand in Asien endet und was in Konstantinopel geschieht. Dann gibt er dir Bescheid und läßt dir Hilfe zukommen. Geduld, Erhabene. Einige der Bartlosen hier auf Protos sind unsere Leute, und ich komme zu dir, sobald es der Minister befiehlt!"

Theophano trat einen Schritt vor und ergriff Ward Walents Hand. Diese Hand zitterte. Mit ihren heißen Lippen berührte sie zärtlich sein Gesicht und merkte, daß er keiner der Bartlosen war.

5

Fürst Swjatoslaw flog mit seiner Drushina wie ein schwarzer Wirbelwind voran. Neben jedem Pferd galoppierten noch zwei oder drei Ersatzpferde. Die Reiter wechselten die Tiere oft, sie schliefen kaum und jagten immer weiter...

Nicht alle Krieger hielten durch. Dieser und jener blieb unterwegs in den poljanischen Städten und Dörfern, im Land der Ulitschen und Tiwerzen zurück, sie würden den Fürsten später einholen.

In den kühlen Herbstnächten war den Reitern warm, in der Glut des Tages kühlte sie der Gegenwind, bei Tagesanbruch kauten sie hartes Brot und tranken Wasser.

Als sie aus Kiew losritten, waren sie zehntausend Mann, aber als sie über den Bug und den Dnestr setzten, waren sie weit mehr. Sowohl die Tiwerzen als auch die Ulitschen folgten in dieser schweren Zeit dem Ruf des Fürsten.

Als es bis zur Donau nicht mehr weit war, zügelte Fürst Swjatoslaw plötzlich sein Pferd. Die Sonne sank. Am fernen Firmament glänzte ein purpurroter Strom, dahinter zeichneten sich blau die Berge ab.

Der Fürst sagte: „Bis zur Donau ist es nicht mehr weit, ein halber Nachtritt hin, ein halber zurück. Wir wissen nicht, was uns dort erwartet, aber wir müssen es wissen. Ein Spähtrupp soll zur Donau vorreiten und gegen Morgen zurückkehren. Die Drushina soll sich erholen, es ist ungewiß, was der morgige Tag bringt."

Sogleich lösten sich einige Reiter vom Heer und flogen dem purpurroten Horizont entgegen. Die übrigen Krieger sprangen von den Pferden und bauten das Lager auf.

Fürst Swjatoslaw erwachte vor Morgengrauen, fern in der Steppe hörte er die Erde unter den Hufen von Pferden erdröhnen. Er setzte sich hin, lauschte, sprang auf. Das Pferdegetrappel kam von der Donau. Bald hatten sie das Lager erreicht.

„Ein Unglück, Fürst! Gestern haben die Bulgaren Perejaslawez mit der Lanze genommen. Unsere Krieger stehen am Ufer der Donau, sie warten auf dich, Fürst!"

Die Drushina war schon auf den Beinen. Es wurde schnell hell, aber der Fürst befahl den Männern, erst etwas zu essen. Er selbst aß ein Stück gesalzenes Pferdefleisch und Brot dazu. Die Krieger führten die Pferde durch den Tau. Von allen Seiten kamen aus dem blauen Dunst des Morgens die Spähtrupps herbeigeritten. Der Himmel war wolkenlos, alles kündete einen klaren Tag an.

Ausgeruht und gestärkt schwangen sich die Krieger auf die Pferde und jagten nach Westen, der Donau entgegen.

Die Sonne stand schon hoch am Himmel, als die Reiter am linken Donauufer ihre Pferde zügelten und auf Boote umstiegen, die im Schilf auf sie warteten und sie ans andere Ufer brachten, wo sich das Hauptheer befand.

Fürst Swjatoslaw traf sich mit seinem Bruder Ulib,

dem Wojewoden Svenald und den anderen Wojewoden an einem Steilhang. Er berichtete, was inzwischen in Kiew geschehen war, vom Tod Fürstin Olgas, von der Einsetzung Jaropolks, Olegs und Wladimírs als Fürsten, von den Petschenegen und seiner Begegnung mit Khan Kurja.

„Die Rhomäer haben auch hier ihre Hand im Spiel. Wir mußten viele Städte aufgeben und stehen nun hier an der Donau."

„Warum mußtet ihr die Städte aufgeben? Wo sind unsere Krieger, wo die Bulgaren?" schrie Fürst Swjatoslaw.

Svenald antwortete: „Sie stehen hier am Ufer. Aber König Boris und seine Bojaren haben viele bewaffnete Scharen aufgeboten, die überall herumkriechen und uns wie Schlangen beißen..."

„Wie konntet ihr das zulassen? Weshalb seid ihr nicht sofort mit ganzer Kraft gegen sie vorgegangen?"

Der Wojewode Svenald schwieg.

Swjatoslaw wandte sich an Ulib: „Und was hast du zu sagen, Bruder?"

„Ich wollte vorgehen. Aber wir kamen zu spät, weil in Danai und dann in Pliska rebelliert wurde..."

„Wer zur Schlacht zu spät kommt, weiht sich und seine Männer dem Untergang."

„Außerdem wollte ich die Krieger schonen und ein Blutvergießen verhindern."

„Wer sein Blut in der Schlacht schont, muß dafür später viel mehr vergießen", sagte der Fürst. „Du hast versagt, Bruder Ulib, und auch du hast mich enttäuscht, Svenald. Messen wir jetzt unsere Kräfte, meine Drushina, hier ist zu wenig Platz für uns!"

Fürst Ulib starrte in die Ferne, zum Mündungsgebiet der Donau. Den Griff seines Schwertes umfassend, stand Svenald schweigend da und vermied es, Fürst Swjatoslaw in die Augen zu blicken.

Neuntes Kapitel

I

Das russische Heer bewegte sich gen Süden. Fürst Swjatoslaw ritt an der Spitze seiner Drushina den Weg, der sich von der Donau zum Östlichen Balkan entlangzog. Fürst Ulib führte die Drushina an der rechten Seite, wo dem Fürsten die Ungarn zu Hilfe eilten. An der linken Seite, im Gebirgsvorland, wo sich die bulgarischen Abteilungen herumtrieben, ritt auf einem feurigen Pferd der ernste, nachdenkliche Wojewode Svenald mit seinem Sohn Ljut vor seinen Kriegern her.

In den Städten und Dörfern Bulgariens erhob sich alles, was lebte, als die Nachricht kam, daß Fürst Swjatoslaw dabei war. Die bulgarischen Drushinas überfluteten den ganzen Raum zwischen den Russen, und es war, als ziehe ein schreckliches Gewitter, das nichts aufhalten konnte, mit Blitz und Donner die Donau entlang.

In einem bulgarischen Bauernwagen mit hohen Rädern, den vier Ochsen zogen, folgte der Gesandte Kalokir in einem schwarzen Gewand, die hohe Schafpelzmütze tief in die Stirn gezogen, dem Heer. Er warf nach allen Seiten finstere Blicke unter den buschigen schwarzen Brauen hervor. In Perejaslawez war er zum Fürsten Swjatoslaw gegangen, um sein Bedauern auszudrücken, daß sich ohne ihn der Krieg in die Länge zog, und zu fragen, ob Swjatoslaw gedenke, Preslaw zu nehmen.

Fürst Swjatoslaw hatte dem Gesandten darauf eine

seltsame Antwort gegeben: „Aber Preslaw ist doch längst unser."

„Wie?" rief Kalokir. „Bis Preslaw ist es noch weit, viele Kämpfe stehen bevor..."

Der Fürst hatte geantwortet: „Preslaw ist schon lange unser, und es ist schade, daß du das nicht miterlebt hast, mein Freund."

Über diese unverständlichen Worte dachte Kalokir nach, wobei er mit hinterlistigen, bösen Augen um sich blickte.

2

Hinter Preslaw, in der Burg Wyschni Grad, erwischten die Krieger viele Bojaren, die nicht rechtzeitig geflohen waren.

In dem geräumigen Burghof standen mehrere prächtige Kutschen. In der einen saß auf Kissen eine Frau mit zwei Kindern, offensichtlich aus vornehmem Geschlecht. Daneben tänzelte ein Pferd, auf seinem Rücken ein rothaariger Mann mit einem langen Bart und einem Schnurrbart, in einen Purpurmantel und rote Sandalen gekleidet. Es war Bulgariens König Boris mit seiner Frau. Eine mit Schwertern und Speeren bewaffnete Truppe umringte die beiden.

König und Fürst begegneten einander in Preslaw im alten Fürstenpalast, in dem einst König Simeon lebte und starb. Die schmalen Fenster des Gemachs waren verhängt. In einer Ecke brannten zwei Öllampen, ihre Strahlen entrissen der Dunkelheit Gegenstände, die an König Simeon und seine Taten erinnerten. Auf Regalen an der Wand standen von Simeon geschriebene Bücher, schimmerten trübe goldene und silberne Krüge und Pokale, unter ihnen auch der Pokal, den Khan Krum aus dem Schädel eines Kaisers der Rhomäer hatte anfertigen lassen.

Als der Wojewode Svenald und zwei Krieger König Boris in das Gemach führten, saß Fürst Swjatoslaw am Tisch, das Kinn auf die Hand gestützt. Er empfing den König mit einem langen, prüfenden Blick.

Boris, der nicht einmal Zeit gehabt hatte, sich umzukleiden, stand bleich, mit unbedecktem Kopf vor dem Fürsten und blickte ihn mit erschrockenen Augen an.

Schließlich stieß er hervor: „Sei gegrüßt, Fürst Swjatoslaw!"

„Sei gegrüßt, König", antwortete Swjatoslaw gelassen, dann wandte er sich an Svenald: „Geht, ich will mit dem König allein sein und mit ihm unter vier Augen sprechen."

Svenald gab den Kriegern ein Zeichen, und sie verließen das Gemach.

Swjatoslaw fragte: „Wohin wolltest du, König? Du schweigst? Was frage ich dich überhaupt! Ich weiß genau, wohin die Reise gehen sollte. Nach Konstantinopel, zum Kaiser der Rhomäer. Gib es zu, so ist es doch?"

„Du hast recht", antwortete Boris mit belegter Stimme. „Wohin sollte ich sonst fliehen?"

Fürst Swjatoslaw schüttelte den Kopf. „Wehe dem König von Bulgarien, der keinen Schlupfwinkel mehr findet", sagte er streng. „Zu Lebzeiten deines Großvaters Simeon war das anders, er verstand zu kämpfen und wußte, an wen er sich in schwierigen Zeiten wenden konnte. Frage, wen du willst, in Bulgarien wie auch bei uns in der Rus; sie werden dir sagen, er war ein guter, gerechter König. Damals war Bulgarien unbesiegbar, und Byzanz zitterte vor ihm."

Plötzlich, als habe er begriffen, was ihm drohte, saugte sich Boris mit seinen großen, erschrockenen Augen an Swjatoslaw fest und rief heiser: „Fürst Swjatoslaw, du hast recht, so recht! Es ist richtig, wir haben uns geirrt, ich habe mich geirrt. Aber so ist

es nun mal — bis Kiew ist es weit, bis Konstantinopel nah, und die Kaiser sind mächtig. Ich fürchte sie, und nicht nur ich, sondern alle Bojaren. Laß Gnade vor Recht ergehen! Schenk mir das Leben!"

„Nichtswürdiger König!" rief Swjatoslaw und erhob sich. „Du hast nicht zu leben verstanden und verstehst auch nicht zu sterben."

Er ging zum Fenster und schob mit einem kräftigen Ruck die Vorhänge beiseite. Da sah man, wie in der Nähe von Preslaw ein Brand wütete; ein purpurroter Feuerschein loderte zum Himmel.

Swjatoslaw fuhr fort: „Wie gern wollte ich, daß dich, so wie du jetzt bist, alle Bulgaren sehen und unser Gespräch mit anhören... Ich müßte dich töten, denn einen König wie dich braucht Bulgarien nicht. Aber ohne König kann Bulgarien auch nicht sein... Nicht um dich sorgt sich mein Herz, sondern um Bulgarien, es soll stark sein. Ich weiß, deine Vorgänger haben große Schätze gesammelt, aber nicht wegen eines Tributs bin ich hergekommen, Bulgarien soll seine Schätze behalten."

„Fürst Swjatoslaw!" rief Boris. „Du schenkst mir das Leben?"

„So ist es."

Feierlich erklärte Boris: „Fürst Swjatoslaw, dann werde ich für dich mein Leben, meine Seele geben..."

Swjatoslaw unterbrach ihn: „Nicht für mich, für Bulgarien mußt du dein Leben geben."

Der Fürst trat vom Fenster zurück, blieb vor Boris stehen und zog das Schwert aus der Scheide.

„König!" sprach er. „Ich rufe als Zeugen alle Götter, an die ich glaube und an die du glaubst... Du verdienst den Tod, die Rus schenkt dir das Leben. Du hast deinen Purpurmantel besudelt, aber ich lasse ihn dir. Meine Krieger gehen barfuß und schlecht gekleidet, aber wir tasten die Schätze der bulgarischen Könige nicht an.

Nur schwöre, daß du Bulgarien nicht noch einmal verkaufst, daß du die Rus nicht verrätst und in Zukunft gegen Byzanz kämpfst."

„Ich schwöre!" antwortete der König und berührte mit kalten Lippen das Schwert.

Fürst Swjatoslaw steckte das Schwert in die Scheide und rief Svenald.

„Wojewode!" sagte der Fürst. „Von nun an ist König Boris unser Freund, führe ihn in die Burg Wyschni Grad. Er wird dort wie ein König behandelt."

König Boris verneigte sich tief: „Leb wohl, Fürst Swjatoslaw. Ich bin dir dankbar..."

Swjatoslaw hörte die Schritte von König Boris und Svenald noch lange durch die dunklen Gänge des Palastes hallen, sie wurden immer leiser und verstummten schließlich.

Das Feuer wütete die ganze Nacht hindurch, der purpurrote Schein loderte gen Himmel.

3

In Konstantinopel wußte man, was in Bulgarien vor sich ging. Seit Swjatoslaw wieder an den Ufern der Donau stand und in den Östlichen Balkan eindrang, empfing der Leuchtturm am Großen Palast unaufhörlich Lichtsignale. Der König flehte um Hilfe, die russischen und bulgarischen Krieger näherten sich Preslaw, schon standen sie vor seinen Toren. Eine Nacht noch blinkte der Leuchtturm in den Bergen, dann erlosch er.

Preslaw war gefallen.

Durch die Schluchten schleichend und in den Tälern die Pferde zu Tode hetzend, strebten die Boten des Königs und die bulgarischen Bojaren, denen es gelungen war, aus Preslaw zu fliehen, auf Konstantinopel

zu. Unter ihnen war auch der Freund des Gesandten Kalokir, der armenische Kaufmann Isot aus Perejaslawez.

Kaiser Johannes erfuhr auch, daß Swjatoslaw König Boris gefangengenommen, aber sein Leben geschont hatte. Er zweifelte nicht daran, daß der Fürst von den Schätzen der bulgarischen Könige Besitz ergriffen hatte, und nahm auch zur Kenntnis, daß Swjatoslaw nicht in Preslaw stehenblieb, sondern weiter in Richtung Byzanz jagte. Eins wußte der Kaiser der Rhomäer jedoch nicht: wieviel Krieger dem russischen Fürsten geblieben waren und auf wen er sich künftig zu stützen gedachte.

Johannes war dennoch der Ansicht, Byzanz habe sein Ziel erreicht. Die Rus, überlegte er, hat viel Kraft eingebüßt, als sie zweimal durch ganz Bulgarien nach Preslaw zog. Die Petschenegen haben in Kiew ein Blutbad angerichtet, und König Boris mit seinen Bojaren und den verkleideten Legionären hat dem russischen Heer erheblichen Schaden zugefügt. Fürst Swjatoslaw mußte wahrscheinlich alle Kräfte anspannen, um bis nach Preslaw vorzudringen. Nun, in diesen Krieg haben die Kaiser der Rhomäer und er, Johannes Tzimiskes, die Russen hineingetrieben.

Die Nachricht, daß die russischen Krieger nicht mehr fern stünden, beunruhigte ganz Konstantinopel. Niemand aber ahnte, daß Fürst Swjatoslaw in Preslaw haltmachen mußte und durch eine dichte Schneedecke daran gehindert wurde, in die Berge zu ziehen.

Swjatoslaw wußte, daß der Kampf mit den Rhomäern äußerst schwer werden würde, daß er aber unvermeidlich war. Vorerst ließ der Kaiser von Byzanz fremde Arme für sich kämpfen: König Boris und, im Rücken Swjatoslaws, die Petschenegen. In Preslaw erfuhr er, daß westlich der Rhodopen schon seit längerer Zeit ein Heer der Rhomäer stand. Es war zum

Kampf bereit und würde, wenn Swjatoslaw nicht selbst angriff, ihm in den Rücken fallen.

Späher berichteten, daß griechische Schiffe mit vielen Kriegern und dem Griechischen Feuer an Bord in die Donaumündung eingefahren seien. Das bedeutete, Kaiser Johannes umzingelte ihn, Byzanz zog gegen die Rus zu Felde.

Swjatoslaw schickte den Wojewoden Svenald zu den Ungarn. Nach einem Monat kehrte er mit froher Botschaft zurück: der ungarische Fürst willige ein, einige tausend Reiter der Fahne des Kiewer Fürsten zu unterstellen. Svenald hatte vereinbart, daß diese Krieger unverzüglich in das Tal hinter Preslaw vorrückten, wo sie auf Swjatoslaws Signal warten sollten.

Schließlich sandte Swjatoslaw seine Boten auch zu Kurja, dem Khan der Petschenegen, den er in der Steppe am Dnepr so großmütig behandelt hatte. Er versprach dem Khan viel Gold und Kriegsbeute. Wenn die Petschenegen auch nicht in offener Schlacht gegen die Rhomäer kämpfen wollten, so würden sie immerhin dem Heer der Rus nicht in den Rücken fallen.

Der Frühling kam. Die Berge im Westen schimmerten blau; der Schnee schmolz dahin, die Flüsse fingen zu rauschen an, die Wege trockneten.

Fürst Swjatoslaw befahl den Kriegern, sich bereit zu halten.

Am Abend, als die Boten zu den Petschenegen aufgebrochen waren, traf der Fürst in der Nähe der Stadtmauer von Preslaw auf Kalokir. Der Gesandte stand auf einem Hügel und ergötzte sich am Anblick der Berge, die von purpurrotem Licht der sinkenden Sonne übergossen waren.

Kalokir stürzte Swjatoslaw entgegen: „Großer Fürst! Ich habe dich so lange nicht gesehen, ich dachte schon, du hättest deinen alten Freund vergessen."

„Nein, Patrizier", antwortete der Fürst, „ich vergesse weder meine Freunde noch das, was ich ihnen versprochen habe. Du siehst selbst: Wir haben in Kiew vereinbart, daß ich nach Bulgarien aufbreche, und hier bin ich. Ich sagte zu, gegen den Kaiser zu ziehen, und schon rücke ich aus."

Kalokir sah Swjatoslaw mißtrauisch an. „Hast du nicht zu wenig Streitkräfte, Fürst? Die Kämpfe waren blutig, und der Kaiser der Rhomäer hat ein großes Heer gesammelt."

„Wenn ich Angst vor dem Kaiser hätte", erwiderte Swjatoslaw lachend, „wäre ich dann gegen ihn gezogen? Hast du im Laufe der Zeit überhaupt nichts gelernt?"

„Du hast Verbündete. So ist es doch, Fürst?"

Swjatoslaw erwiderte: „In einer Schlacht verlasse ich mich grundsätzlich nur auf meine Streitkräfte."

Kalokirs Gesicht wurde finster, die langen, dünnen Finger preßten sich zu Fäusten zusammen. Er hatte vergeblich gehofft, daß er Fürst Swjatoslaw entlocken könnte, wann und mit wieviel Mann er in die Berge vorzurücken gedachte.

Als in den bulgarischen Bergen gerade der Schnee taute und in den Schluchten die schnellen Ströme dahinjagten, stand am Marmarameer, in Konstantinopel und in den Provinzen der Frühling schon in voller Blüte.

Zu dieser Zeit kehrten Ward Sklir und der Patrizier Peter mit ihren Legionen nach Konstantinopel zurück. Sie hatten die Aufständischen lange durch die Wüsten Kappadokiens gejagt und sie schließlich erwischt.

Ward Sklir hatte den Befehl des Kaisers ausgeführt, Leon, den Bruder Nikephoros Phokas', geblendet, den Neffen Ward ein Mönchsgelübde ablegen lassen, ihn zusammen mit Frau und Kindern auf die Insel Chios

geschickt und auch alle ihre Verwandten grausam bestraft.

Der Kaiser bereitete sich auf den Feldzug vor und beriet sich mit seinem Ersten Minister Basileios.

„Ist dir ein Geschichtsschreiber bekannt", fragte er ihn, „der würdig zu beschreiben versteht, wie die Truppen des Imperiums durch Bulgarien ziehen und die Rus zerschlagen?"

Der Erste Minister antwortete: „Vielleicht Johannes, der Sohn des Würdenträgers Theodor, der Geistliche..."

„Der Geistliche Johannes hat sein Leben lang Nikephoros gepriesen", erwiderte der Kaiser aufgebracht, „und jetzt schreibt er eine Hymne auf sein Grabmal... Alle diese Geschichtsschreiber sind Anhänger entweder von Konstantin oder von Nikephoros."

„Ich hörte, daß sich unter den jungen Diakonen der Hagia Sophia ein gewisser Leon durch seine Redegewandtheit auszeichnet. Er kommt aus Asien und ist von einfacher Herkunft."

„Sehr gut, wenn er jung ist. Seine Redegewandtheit wird unsere Heldentaten preisen. Rufe ihn, sprich mit ihm und gib ihm ein silbernes Tintenfaß. Er soll uns begleiten! Leon der Diakon. Was soll's? Das Imperium muß schließlich seine Geschichte kennen."

Johannes Tzimiskes war noch weit von Adrianopel entfernt, da erschienen im Tal der Mariza schon Heerführer und Wachen, begleitet von Hopliten, den Landvermessern, die mit langen Stricken und Stangen ausgerüstet waren. Die Wachen durchstöberten die Wälder und Schluchten nach Spionen, die Landvermesser suchten eine weite Ebene aus und zeichneten vor, wie hier das Feldlager aufzustellen war.

Das Zelt des Kaisers mußte in der Mitte des Lagers stehen. Von diesem Punkt, mit einer Fahne markiert, maßen sie mit Stricken jeweils ungefähr zweitausend

Schritt nach allen vier Seiten ab. Innerhalb dieser Grenzen entstand eine ganze Stadt; vorläufig war sie noch menschenleer. Auch für ihren Schutz war noch nicht alles getan, und die Hopliten schlugen alle zwanzig Schritt Eisenpfähle ein, spannten Leinen dazwischen und hängten Glöckchen daran. Außerhalb des Lagers hoben sie überall Gruben, sogenannte Knochenmühlen, aus, in deren Boden spitze Pfähle eingeschlagen wurden.

Jetzt rückte das rhomäische Heer zum Lager vor. Rund um das Kaiserzelt stellte die Garde ihre Zelte auf, ihnen schloß sich die Reiterei an, und dann kamen die Tausendschaften aus den Provinzen. Das Lager belebte sich, überall wieherten Pferde, der Rauch von Lagerfeuern stieg zum Himmel empor.

Gegen Abend traf Kaiser Johannes Tzimiskes ein, hoch zu Roß. Er trug einen silberschimmernden Überwurf, einen leichten Helm, das goldene Schwert am Gürtel. Ihm folgten eilig die Heerführer. An der Spitze und am Ende des Zuges ritten die Unsterblichen.

4

Noch einmal kam Ward Walent spätabends in die Zelle von Theophano.

Er war sehr aufgeregt.

„Der Erste Minister Basileios hat befohlen, dich heute von Protos fortzubringen", sagte er. „Für die Flucht ist alles bereit, das Boot liegt unten am Felsen, Gott hat uns günstigen Wind geschickt..."

„Aber wie kommen wir hier heraus?" fragte Theophano.

„Durch das Fenster."

„Und das Gitter?.. Und die Steilküste?"

„Fürchte dich nicht, Erhabene. Die Stäbe zersäge

ich. Eine Strickleiter habe ich auch bei mir. Du läßt dich an ihr hinunter, ich folge dir. Unten warten die Männer des Ersten Ministers auf dich."

Theophano begab sich in die Ecke der Zelle und ließ sich vor dem Bett nieder, in dem ihre Töchter schliefen.

Ward Walent verhängte das Fensterchen zum Korridor, dann ging er zu dem Fenster in der Wand. Einige Minuten später hatte er das Eisengitter durchsägt, mit starker Hand bog er die Stäbe um und befestigte die Strickleiter an ihnen.

„Es ist alles bereit, Kaiserin!" flüsterte er und nahm die Decke vom Türfensterchen. „Komm!"

Beim schwachen Licht der Öllampe, die im Korridor brannte, sah Ward, wie Theophano sich erhob, einen Schritt vorwärts ging, etwas aus einem Kästchen unter dem Tisch nahm und an der Brust verbarg. Am Fenster blieb sie stehen.

„Ich habe Angst!" Ihr Gesicht war bleich, die Augen geweitet.

„Nur Mut, Erhabene! Halte dich an diesem Strick fest und klettere abwärts."

„Ich fürchte mich!" rief sie, immer noch unentschlossen.

Da nahm Ward Walent Theophano mit starken Armen, setzte sie auf den kalten Fenstersims und berührte mit seinem glühenden Gesicht ihre kalte Wange.

„Danke, Ward! Ich werde mich dir erkenntlich zeigen", flüsterte sie und küßte den Gardisten aus dem Bukoleon.

„Ich brauche nichts, Erhabene!" antwortete er und zwang sie mit einer geschickten Bewegung, aus dem Fenster zu steigen, wobei er unruhig auf das Türfensterchen blickte, wo ein Bartloser irgendwelche Zeichen gab.

Theophano hing über der Tiefe, sie ertastete den ersten Halt, und nachdem sie sich etwas beruhigt hatte, begann sie hinabzusteigen. Aber wie schwer war das! Ringsum war Nacht, ein grimmiger Wind zerrte an der Leiter. Das einzige, was sie in der Finsternis fühlte, waren die dicken Stricke, die schwankenden Quersprossen unter den Füßen und bisweilen noch, wenn der Wind vom Meer her die Leiter an den Felsen preßte, an den Händen der kalte, feuchte Stein.

Endlich spürte sie festen Grund unter den Füßen.

„Hierher, Kaiserin, hierher!" drang eine Stimme aus der Dunkelheit zu ihr. Sie lief auf diese Stimme zu, stieg in das Boot, setzte sich. Die Ruderer sprangen nach ihr hinein.

„Wo ist Ward? Was zögert er?" fragten die Männer ringsum.

Plötzlich gellte hoch in der Luft ein Schrei, dann sauste etwas am Felsen entlang in die Tiefe und schlug in der Nähe des Bootes dumpf auf.

Einen Augenblick schwiegen alle. Nur der Wind heulte und warf die tobenden Wellen gegen die Steine.

Dann stießen die Ruderer in aller Eile das Boot vom Ufer ab, sie setzten Segel und jagten auf den hohen Wellen in die nächtliche Finsternis. Nur Ward Walent war nicht bei ihnen, sein Leichnam lag am Ufer des Marmarameeres. Hoch auf den Felsen blinkte in der stockfinsteren Nacht ein Lichtschimmer aus dem Fenster der Zelle, aus der Theophano entflohen war.

Woran dachte sie in dieser späten nächtlichen Stunde? Noch vor kurzem hatte sie im Großen Palast gelebt, Macht ausgeübt, wobei sie sich auf den Starken stützte und den Schwachen vernichtete. Jetzt regierte dort Johannes, aber was in seiner Seele vorging, wußte und verstand sie nicht. Die Tochter des Kaisers Konstantin, die sie einst aus dem Großen Palast verjagt

hatte, war zurückgekehrt und herrschte. Wohin sollte Theophano sich in Konstantinopel wenden?

In den Morgenstunden jagte das Boot, das aus dem Dunst des Meeres auftauchte, an den hohen Mauern und dem Hafen des Bukoleon, am Großen Palast vorüber. An der Landzunge, wo die Akropolis stand, bog es scharf nach links und fuhr in die stillen Gewässer des Goldenen Horns. Hier griffen die Männer nach den Rudern und lenkten das Boot zum Fischerhafen, wo schon viele andere Boote standen.

Keiner hätte in der Frau, die, den Kopf mit einem Tuch umhüllt, das Boot verließ und sich zu einem Tor in der Stadtmauer begab, die ehemalige Kaiserin erkannt.

Plötzlich tauchte in Theophano ein Gedanke auf, der ihr zuerst leichtsinnig, undurchführbar, aber dann als einzig erfolgversprechender Ausweg aus ihrer komplizierten Situation erschien. Theophano, die noch immer nicht das Tuch vom Kopf genommen hatte, schlich vorsichtig an der Mauer entlang, blieb stehen, blickte sich nach allen Seiten um, ging weiter und blieb wieder stehen...

Endlich hatte sie die Hagia Sophia erreicht und die Tür gefunden, die in die Gemächer der Kaiserin führte. Dahinter, wo gewöhnlich eine Wache stand, war niemand. Theophano trat über die Schwelle und lief schnell auf die Treppe zu.

„Wohin? Wohin?" hörte sie eine Stimme hinter sich.

Aber Theophano, die das Tuch vom Kopf genommen hatte, stieg entschlossen die Stufen hinauf. Jetzt befand sie sich im Gemach der Kaiserin, ging zu dem Sessel, in dem sie einst gesessen hatte, und ließ sich hineinfallen.

Im Gemach der Kaiserin war sie sicher, nicht einmal der Patriarch hatte das Recht, sich hier Eintritt zu verschaffen. Es war der einzige Winkel im Imperium,

wo sie Kaiserin geblieben war. Gott war jetzt der Beschützer der größten Sünderin der Welt.

Sogleich liefen Diener herbei und forderten Theophano auf, das Gemach zu verlassen.

Sie antwortete: „Ich bin die Kaiserin, schert euch weg!"

Dann erschienen mehrere Priester und Bischöfe, sie baten Theophano, vom Sessel aufzustehen.

Theophano entgegnete: „Was wollt ihr? Ich spreche nur mit dem Patriarchen Polyeuktos..."

„Der Patriarch Polyeuktos lebt nicht mehr."

„Um so besser", antwortete Theophano dreist. „Dann mag der neue Patriarch kommen."

Als sie den linkischen, knochigen Mönch Basileios vom Olymp erblickte, in dessen Gesicht die Haare wucherten, so daß nur Stirn, Augen, Nase und Mund zu sehen waren, packte sie eine Wut wie einst in der Schenke ihres Vaters.

„Wer bist du?" fragte Theophano.

„Ich... bin der Patriarch Basileios."

„Du bist der ökumenische Patriarch?" Theophano lachte. „Das glaube ich nicht! Bekreuzige dich!"

Der verwirrte Patriarch bekreuzigte sich.

„Was willst du?"

„Ich verlange, daß du den Tempel verläßt."

Theophano lachte.

„Den Tempel verlassen? O nein, Patriarch! Ich will erst einmal mit Kaiser Johannes sprechen. Und sag deinen Dienern, sie sollen mir zu essen und zu trinken bringen!"

5

Umgeben von seinen Feldherren, stand Kaiser Johannes Tzimiskes in einem silberschimmernden Obergewand, einem purpurroten Umhang und mit einem

goldenen Helm auf dem Kopf vor seinem Zelt. Er blickte auf die fernen schneebedeckten, bläulich geäderten Höhen, auf die weite Ebene, den Fluß und die Wälder zu seiner Rechten, auf die beiden Berge mit den weißen Kappen zur Linken.

In der Ebene, nicht weit vom Lager entfernt, stand das Heer des Imperiums. Die Einheiten, die sich aus schwerbewaffnetem Fußvolk, Speerträgern und Bogenschützen zusammensetzten, waren noch vor Sonnenaufgang hinter dem Graben vorgerückt und in der Ebene zu dunklen Quadraten angetreten.

In dem bevorstehenden Kampf mußten die vordersten Einheiten den ersten Schlag tun oder den Angriff des Feindes abwehren. An der Spitze schritten einige Reihen schwerbewaffneter Fußsoldaten in Rüstungen, mit Schilden und Lanzen in den Händen. Ihnen folgten Reihen von Bogenschützen, dahinter die Lanzenträger und schließlich die Schwertkämpfer. Es war eine mächtige Streitmacht, die bereit war, dem Feind mit Tausenden von Pfeilen, einem Wald von Lanzen und Schwertern, mit geschmiedeten Schilden und Rüstungen zu begegnen.

Aber Kraft bricht Kraft, die feindlichen Krieger konnten möglicherweise die vorderen Linien durchbrechen und ins Lager der Rhomäer eindringen. Deshalb befahl Kaiser Johannes, gleich hinter den ersten Gliedern beiderseits leichte Reiterei aufzustellen; falls den russischen Kriegern ein Durchbruch gelänge, würde die Reiterei sie von den Seiten her zusammenpressen, und wenn die russischen Krieger zurückwichen, sie verfolgen und ihnen schwere Verluste zufügen.

Von einem hohen Hügel aus blickte Kaiser Johannes auf sein Lager: Die Einheiten standen in Bereitschaft, er brauchte nur ein Zeichen zu geben, und die Boten der Heerführer würden durch die Ebene jagen, und

das Heer würde sich wie ein mächtiger Wall vorwärts wälzen.

Aber Johannes beabsichtigte nicht, das Zeichen zu geben. Er sah nämlich nicht nur sein Lager. Einen Pfeilflug weit entfernt, näher an das Gebirge heran, stand das Heer des Fürsten Swjatoslaw.

Dieser hatte, ebenso wie er, die Streitmacht in breiter Front aufgestellt. Die russischen Krieger standen so dicht, daß sich ihre purpurroten Schilde berührten. Ihre Speere blitzten silbern in der Sonne, es waren so viele wie Stoppeln auf dem Feld. Und das war nur die Spitze von Fürst Swjatoslaws Heer.

Außerdem hatte der Fürst der Rus in einiger Entfernung vom Lager Sicherungseinheiten aufgestellt — vom Hügel aus sah man Reihen von Fuhrwerken, die mit den Deichseln ineinander verkeilt waren, und viele Reiter.

Hinter der Spitze des Heeres und den Sicherungseinheiten, mitten in der Ebene, über die sich einige Hügel erstreckten, war das Lager der Rus aufgeschlagen. Dunkel hoben sich auf den grünen Matten Kriegerscharen ab. In einem tiefen Einschnitt sah man hinter dem Lager einen weiteren Schutzwall aus Fuhrwerken.

Johannes lächelte befriedigt. Schon auf den ersten Blick wurde deutlich, daß das Imperium bedeutend mehr Krieger in den Kampf führte als die Rus. Im Notfall konnte für die Truppen des Kaisers noch Unterstützung aus Adrianopel kommen — den russischen Kriegern konnten höchstens die Berge helfen!

Allerdings kannte der Kaiser die Standhaftigkeit der Russen nicht. Und nicht immer entschied die zahlenmäßige Stärke, das hatte er auf den Feldzügen in Asien erkannt. Dort mußte er sich manchmal mit seinem riesigen Heer vor mittelgroßen Städten, in denen nur Hunderte von Kriegern kämpften, länger als geplant

aufhalten. Oft ließen sich diese Städte nur nehmen, indem er sie aushungerte oder niederbrannte.

Der Kaiser wartete. Sein Wunsch wurde Wirklichkeit — die Rus begann die Schlacht. Der Kaiser und seine Feldherren sahen, wie über den russischen Regimentern die Fahnen emporstiegen und im Winde flatterten. Alle Kriegerscharen, alle Fürstentümer, alle Stämme und Länder hatten ihr eigenes Feldzeichen.

Für Kaiser Johannes begann die lang ersehnte Stunde. Swjatoslaws Krieger gingen gegen den Feind vor, der aber rührte sich nicht von der Stelle und beschoß den Angreifer nur mit Pfeilen. Als die Russen heran waren, begannen die Rhomäer zurückzuweichen. Zuerst wankten die vordersten Reihen, und die ersten fünf Kohorten, die im Nahkampf mit den russischen Kriegern lagen, gingen zurück. Etwas später wichen weitere fünf Kohorten... Kaiser Johannes und seine Feldherren stellten sich vor, wie die russischen Krieger triumphierten. Ein Schrei flog zu ihm auf den Hügel — es war ein drohender Schrei, der den Rhomäern Furcht einflößen sollte.

Aber Johannes faßte diesen Schrei anders auf. Mit heiserer Stimme sagte er: „Sie gehen in meine Falle! Seht nur, Heerführer, wie die Rus untergeht! Schneller, schneller! Vorwärts, Imperium!"

Alles verlief so, wie es der erfahrene Stratege Johannes Tzimiskes vorausgesehen hatte. Die russischen Krieger folgten den zurückweichenden Rhomäern und näherten sich schon dem Lager, voran die Reiter mit den Fahnen. Auch die Fahne des Kiewer Fürsten mit den zwei gekreuzten Speeren war darunter.

„Was für eine Stunde!" rief Johannes Tzimiskes. „Schneller, schneller!"

Im selben Augenblick brachen aus dem dichten Wald am Fluß, der rechts vom Lager lag, und aus

dem Wald, der sich links davon dunkel abhob, Reiter hervor. Sie jagten im Halbkreis dorthin, wo der Kampf zwischen den Rhomäern und den russischen Kriegern tobte.

Auf dem Hügel war es still. Nur die Ebene lärmte und stöhnte unter den Pferdehufen, der Strom der Reiter schien kein Ende zu nehmen.

„Lang lebe der Kaiser!" rief einer der Heerführer auf dem Hügel.

„Es lebe der Kaiser!" fielen andere ein.

Und er, der Kaiser des Oströmischen Reiches, stand voller Stolz da, über sich sein Banner mit dem Antlitz Christi und der Aufschrift „Sieg!". Er hatte einen kühnen Plan erdacht, wie er die russischen Krieger vernichten könne, und jetzt war er begierig, ihrem Untergang beizuwohnen.

Aber was ging dort eigentlich vor? Die rhomäischen Reiter, die Unsterblichen in den Rüstungen, jagten durch die Ebene. Hinter ihnen her andere Reiter, und sie waren offenbar in der Überzahl. Sie zerstreuten die rhomäischen Reiter, wie vom Hügel aus zu sehen war, und umgingen nicht die russischen Krieger, sondern die byzantinischen Abteilungen.

„Verflucht!" schrie Tzimiskes. „Heerführer! Was ist geschehen? Was für Reiter sind das?"

„Die Petschenegen! Die Petschenegen!" ertönte es im Lager.

„Die Ungarn! Die Ungarn!" erklang es von der anderen Seite.

Aber weder die Petschenegen noch die Ungarn schlugen in der Ebene die Rhomäer, sie vereitelten nur den teuflischen Plan des Kaisers, das russische Heer aus dem Hinterhalt zu überfallen.

„Die Kohorten zurück ins Lager! Ins Lager!" schrie der Kaiser, und sein bleiches Gesicht bedeckte sich mit Flecken, purpurrot wie sein Kaisermantel.

Erst jetzt begriff er, daß im entscheidenden Augenblick, da alles zur völligen Vernichtung der Russen bereit war, dem Gegner die Petschenegen und Ungarn zu Hilfe gekommen waren, seinen Kriegern zum Verderben. Ihnen blieb nur, ins Lager zurückzulaufen, hinter den Gräben zu stehen und dort die Russen, Bulgaren, Petschenegen und Ungarn abzuwehren.

So geschah es auch. Von allen Seiten hasteten sie ins Lager. Dabei hatten sie es so eilig, daß manche sogar in ihre eigenen Fallen gerieten, in die Gruben...

Aber keiner folgte ihnen. Zehn byzantinische Kohorten waren in der Ebene eingekreist. Russische Krieger, Petschenegen und Ungarn kämpften mit ihnen und trieben sie auf den Fluß zu. Die rhomäischen Krieger, die sahen, daß es keine Rettung gab, warfen die Waffen weg und hoben die Arme...

Die Sonne versank hinter den Bergen. Kaiser Johannes stand immer noch auf dem Hügel, als warte er auf ein Wunder. Aber es geschah kein Wunder. Die Legionen rückten wie dunkle Wolken eilig auf das Lager zu. Sie hatten getan, was sie konnten und vielleicht noch mehr, jetzt lechzten sie nur nach Ruhe. Viele von ihnen blieben auf dem Schlachtfeld — sie hatten an diesem Tag die ewige Ruhe erkämpft.

In der abendlichen Dämmerung hoben die Fußsoldaten Gruben aus und bestatteten die Gefallenen. Eile war nötig, denn morgen mußten andere Krieger über diese Gräber marschieren. Die Leichen der Heerführer wurden nicht hinter dem Lager beigesetzt, man legte sie auf Tragen und brachte sie zu dem Hügel, auf dem Kaiser Johannes stand. Bald war der ganze Hügel mit Gefallenen bedeckt und der Kaiser von Byzanz von Toten umgeben.

6

Nach der schmählichen Niederlage in der bulgarischen Ebene konnte das byzantinische Heer weder auf dem Weg, der durch Adrianopel nach Konstantinopel führte, noch bei Philippopel oder in Mesembria, wo die Ungarn und Petschenegen vorrückten, Fuß fassen. Wie ein Sturm, der die Bäume entwurzelt, jagten Swjatoslaws Krieger vorwärts, und die auseinandergetriebenen Einheiten der Rhomäer konnten sie nicht aufhalten.

In Adrianopel, im Hause des Patriziers Theodor, wo der Kaiser Quartier nahm und seine Heerführer versammelte, befahl er dem Obersten Kammerherrn Manuil, den Heerführer Ward Sklir, dessen Sohn Konstantin, den Patrizier Peter, den Befehlshaber der Wurfmaschinen, Johannes Kurkuas, und die Heerführer von Thrakien und Makedonien zu sich zu rufen. Der Kaiser fiel über sie her, weil sie angeblich seinen Befehl nicht erfüllt und während des Kampfes keine Hinterhalte in der Ebene aufgestellt hatten. Sie waren auch, so behauptete er, schuld daran, daß inzwischen Plowdiw und andere Städte aufgeben und die Truppen Tag und Nacht zurückgehen mußten.

Die Heerführer schwiegen. Sie hatten nur den Willen des Kaisers ausgeführt. Sie verurteilten ihn auch nicht, denn Johannes hatte alle Kämpfe gemäß der byzantinischen Kriegskunst geführt, mit der sie in Italien und Asien siegreich gewesen waren. Nur der etwas angeheiterte Johannes Kurkuas bemerkte: „Und bis nach Konstantinopel ist es nicht weit..."

Der Kaiser blickte ihn und die anderen drohend an. „Wollen wir etwa zulassen, daß die Rus bis nach Byzanz vordringt? Soll der grausame Swjatoslaw etwa an den Mauern unserer heiligen Stadt stehen?"

„Das werden wir nicht zulassen!" schrien die er-

schreckten Heerführer. „Führe uns in den Kampf, Imperator!“

In diesem Augenblick betrat ein Eilbote aus Konstantinopel das Haus. Er trug einen leichten Helm mit langen Straußenfedern. Als er die Schwelle überschritten hatte, fiel er zu Boden, zog aus einer Geheimtasche ein zusammengefaltetes Pergament und reichte es dem Obersten Kammerherrn, und jener übergab es dem Kaiser, nachdem sich der Bote wieder entfernt hatte.

Johannes Tzimiskes riß das Schreiben auf und entfaltete es. Nachdem er einige Schritte näher an das Fenster getreten war, las er aufmerksam die eilige Botschaft.

Mit geheuchelt gleichgültiger Miene legte er danach das Pergament auf den Tisch, hob den Kopf und blickte die Heerführer an. Er war blaß geworden, sein Blick irrte umher, die Hände, das bemerkten alle Heerführer, zitterten.

„Es ist nichts, es ist nichts!“ sagte der Kaiser mehr zu sich selbst. „Der Erste Minister schreibt, daß drei Legionen aus Asien eintrafen, sie sind bereits aus Konstantinopel ausgerückt und auf dem direkten Weg zu uns...“ Er schwieg einen Augenblick und stieß dann hervor: „Aber der Erste Minister zögert! Er denkt wahrscheinlich, daß wir an einer Prozession in die Hagia Sophia teilnehmen und nicht an einer Schlacht, aber wir... wir haben keinen Ausweg...“

Aus der Ferne vernahm man den schweren Schritt der Kohorten. Pferde wieherten, Waffen klirrten. Es schien alles wie immer zu sein, aber irgend etwas war mit Kaiser Johannes geschehen.

Sonderbarerweise half Johannes Kurkuas, der sich nie durch besondere militärische Fähigkeiten ausgezeichnet hatte und oft ungereimtes Zeug daherredete.

Er sagte: „Was ist, Imperator, wenn wir Swjatoslaw damit aufhalten, daß wir ihm einen Frieden vorschlagen?"

Alle Heerführer erstarrten — dieser Betrunkene hatte diesmal wirklich Unsinn geredet! Johannes Tzimiskes und Frieden! Schließt ein stolzer, eigenwilliger Kaiser etwa Frieden, noch dazu mit einem russischen Fürsten?

Den Kaiser jedoch schienen die Worte von Johannes Kurkuas überhaupt nicht zu verwundern. Im Gegenteil, er lächelte und sagte: „Du hast meine Gedanken erraten, Johannes..."

Die Heerführer hoben die Köpfe.

Der Kaiser fuhr fort: „Ich wiederhole, daß wir in einem befestigten Lager in der Ebene stehen müssen. Ich befehle, daß überall, wo die Heiden vorrücken, Kundschafter auszuschicken sind und Truppen im Hinterhalt liegen. Du, Johannes, hast die Wurfmaschinen aufzustellen. Inzwischen aber ist es erforderlich, unverzüglich Boten zu Swjatoslaw zu senden und ihm einen Frieden vorzuschlagen... Ja, einen Frieden! Du, Oberster Kammerherr, bist unser Gesandter. Nimm dir Bischof Joseph mit. Und dann wird die Zeit kommen, daß wir mit Gottes Hilfe gegen die Russen zu Felde ziehen."

Als die Heerführer das Haus des Patriziers verließen, gratulierten sie dem Befehlshaber der Wurfmaschinen, Johannes Kurkuas.

Keiner von ihnen ahnte, daß im gleichen Augenblick der Feldherr und Kaiser Johannes Tzimiskes im Haus des Patriziers Theodor von einer Ecke zur anderen schritt, manchmal stehenblieb, sich über den Tisch beugte und von neuem das Pergament des Ersten Ministers Basileios las, in dem geschrieben stand: „Theophano ist von Protos geflohen, sie hält sich in der Hagia Sophia auf und will nur mit dir sprechen, Imperator."

7

Die Gesandten des Kaisers, der Oberste Kammerherr Manuil und der Bischof von Adrianopel, Joseph, trafen am frühen Abend mit einer weißen Fahne im Lager des Fürsten Swjatoslaw ein.

Man führte sie zu einem großen Zelt, über dem das Banner des Fürsten wehte.

Aber im Zelt standen die Abgesandten nicht Swjatoslaw gegenüber, sondern dem Wojewoden Svenald und einigen Heerführern.

„Wir, der Patrizier Manuil und der Bischof Joseph, kommen von Johannes, dem Kaiser der Rhomäer", begann Manuil, „und möchten Fürst Swjatoslaw sprechen."

„Unser Fürst ist nicht hier", antwortete Svenald, „wir, die Wojewoden und Fürsten, werden euch anhören und für den Fürsten und die Rus sprechen."

Die Abgesandten verneigten sich, und Manuil fuhr fort: „Kaiser Johannes fragt den russischen Fürsten, warum er sein Heer nach Byzanz führt."

Svenald wechselte mit seinen Wojewoden einen Blick. „Fürst Swjatoslaw ist nicht nach Byzanz, sondern nach Bulgarien gekommen, mit dem er in Frieden lebt, und deshalb fragt er den Kaiser der Rhomäer, warum er sein Heer nach Bulgarien geführt hat."

Die Gesandten schwiegen.

Svenald fuhr fort: „Aber wenn der Kaiser wissen will, warum Fürst Swjatoslaw nach Bulgarien gekommen ist, so sagen wir: Nicht wegen eures Goldes, obwohl unsere Krieger dafür schon genug Blut gegeben haben."

Der Oberste Kammerherr überging diese Worte mit Stillschweigen und sagte: „Der Kaiser bedauert sehr, daß hier in der Ebene eine Schlacht stattgefunden hat,

und er will nicht, daß noch mehr Blut vergossen wird."

Der Bischof fügte hinzu: „Im Glauben an Gott wollen wir den Frieden nicht stören, der von unseren Vorfahren festgelegt wurde, denn Gott selbst war der Vermittler. Deshalb raten wir wie Freunde, sofort und ohne weitere Verhandlungen dieses Land zu verlassen, das euch nicht gehört. Wenn ihr aber unserem Rat nicht folgt, so stört ihr den Frieden mit uns, und wir..."

Angestachelt durch die Worte des Bischofs, drohte der Oberste Kammerherr Manuil: „Wenn ihr unseren Kaiser zwingt, mit seinem ganzen Truppenaufgebot gegen euch vorzugehen, so werdet ihr alle umkommen, und nicht ein einziger wird der Rus davon berichten können."

Als die Wojewoden die Worte des Obersten Kammerherrn und des Bischofs aus dem Munde des Dolmetschers vernommen hatten, blickten sie sich an, wechselten einige Worte miteinander, und der Wojewode Svenald sagte: „Gesandte, ihr müßt weder Gott anrufen noch dem Fürsten und seinen Kriegern drohen. Jetzt hört uns an. Wenn ihr gekommen seid, um über den Frieden zu reden, so werden wir dazu bereit sein, auch wir wollen Frieden. Aber dann soll es ein wirklicher Frieden werden. Daß diese Schlacht stattgefunden hat, ist nur den Rhomäern zuzuschreiben. Soll der Kaiser uns für alle Krieger, die lebenden wie die toten, einen Tribut zahlen... Wenn ihr Frieden wünscht, geht für alle Zeiten aus Bulgarien fort, Fürst Swjatoslaw ist einverstanden, sich mit seinen Kriegern hinter die Donau zurückzuziehen. Wenn die Rhomäer Bulgarien jedoch nicht verlassen, keinen Tribut zahlen, die Gefangenen nicht freikaufen, so werden wir vorrücken und unsere Zelte bei Konstantinopel aufstellen."

Die Abgesandten wußten nicht, was sie antworten

sollten. Sie überreichten den Wojewoden und den Fürsten Geschenke — Gold und kostbare Stoffe — und kehrten in ihr Lager zurück.

Am Abend erschienen sie abermals vor dem russischen Lager. Dieses Mal brachten sie andere Geschenke mit — Schwert und Schild des Kaisers Johannes Tzimiskes.

„So sei es!" erklärte Fürst Swjatoslaw. „Wir werden Frieden schließen!"

8

Theophano hatte erreicht, was sie wollte: Kaiser Johannes kam zu einem Gespräch mit ihr in die Hagia Sophia. Er erschien nicht allein, sondern mit dem Ersten Minister Basileios.

Der Kaiser und der Erste Minister schritten, nachdem sie in die Kathedrale eingetreten waren, schnell über den Steinfußboden, ihnen folgten die Leibwächter. Die Kathedrale war menschenleer, das Echo der Schritte hallte in den dunklen Übergängen und Nischen wider.

Sogar hier, in dem düsteren Gemach, war Theophano mit ihrer schlanken, wie aus Marmor gemeißelten Gestalt, der straffen Brust, den glühenden Lippen, den dunklen, glänzenden Augen von bezaubernder Schönheit. Aber das schien ihren Liebhaber, jetzt Kaiser Johannes, nicht zu beeindrucken, jedenfalls trat er, als er sie erblickte, nicht näher.

Theophanos Hand glitt unwillkürlich über ihre Brust; hatte sie sich in der kurzen Zeit so verändert, war sie nicht mehr jene Theophano, bei deren Anblick man erzitterte, den Verstand verlor?

„Johannes!" stieß sie leidenschaftlich hervor.

Etwas wie ein Lächeln erschien auf seinem Gesicht, schwerfällig ließ er sich in einen Sessel fallen.

„Ist das denn wahr?“ flüsterte sie und trat näher an ihn heran. „Ich habe dich geliebt, und auch du hast mir Liebe geschworen. Denke nur, was unsere Liebe vollbringen konnte! Du bist Imperator. Meinen Glückwunsch! Aber solltest du mich dabei vergessen haben?“

„Du bist starrköpfig“, begann er, „zwingst den Kaiser der Rhomäer, zu dir zu kommen.“

Theophano versuchte zu scherzen: „Wenn man mich nicht zu ihm läßt, mag er zu mir kommen.“

Er winkte geringschätzig ab: „Du hast mich gerufen, ich bin gekommen. Was willst du von mir, Theophano?“

„Wie kannst du fragen!“ brauste sie auf. „Begreifst du denn nicht, was ich auf dem Herzen habe?“

„Wie bist du überhaupt hierhergekommen? Wieso bist du nicht auf Protos?“

„Ich dachte“, erwiderte sie schnell, „daß du mich nach Protos geschickt hast, weil es der Patriarch verlangte. Damals gab ich dir keine Schuld. Aber jetzt lebt der Patriarch Polyeuktos nicht mehr...“

„Und wer half dir, von Protos zu fliehen?“ fiel ihr der Kaiser ins Wort.

Theophano überlegte einen Augenblick und antwortete: „Der Gardist Ward, der Bruder von Leon Walent.“

Der Kaiser lächelte spöttisch, über Ward Walents Schicksal war er natürlich unterrichtet.

„Aber wer stand hinter ihm?“

„Ich weiß es nicht, Johannes. Die Männer auf dem Boot, das mich erwartete, waren mir unbekannt. Wir sind nachts über das Meer gefahren, und am Morgen bin ich im Goldenen Horn an Land gegangen.“

Johannes schwieg lange, dann sagte er: „Du bist hartnäckig, Theophano. Wenn das so ist, sage ich dir...“ Er blickte sich zur geöffneten Tür um und flüsterte: „Ich habe Ward Walent geschickt...“

„Du?“

„Weshalb wundert dich das? So ist es, ich habe Ward befohlen, deine Flucht von Protos zu organisieren. Ich habe ihm... durch Vermittlung von Freunden befohlen, dich von der Insel zu holen. Aber weshalb bist du nach Konstantinopel gegangen und nicht dorthin, wohin Ward es dir befahl?"

Da begriff Theophano, daß Johannes nicht wußte, wer Ward zu ihr geschickt hatte. Er wußte es nicht, und er wollte nun die Namen ihrer Freunde auskundschaften, weil es seine Feinde waren.

„Was wären meine Freunde ohne dich?" stellte Theophano traurig fest. „Ich wollte nicht mit ihnen, sondern mit dir sprechen."

Johannes begriff, daß er von Theophano nichts erfahren würde. „Damals, als ich Ward zu dir schickte, hatte ich etwas mit dir zu besprechen. Aber Ward wurde aufgehalten, und als du im Palast eintrafst, war ich in Thrakien. Du kommst zu spät, Theophano."

Sie schwieg lange und blickte nicht Johannes an, sondern die Heiligen, die wie lebend an der Wand entlang standen und ihr Gespräch belauschten. Sich plötzlich umwendend, sagte sie: „Johannes, ich verstehe alles, aber wie konntest du nur Theodora zur Frau nehmen?"

„Du willst die Wahrheit, und ich sage sie dir. Ich nahm Theodora, weil ich Theophano liebte."

„Danke!" Sie lachte auf. „Liebte... Nun denn, danke für solch eine Wahrheit."

„Du lachst?" sagte er ernst. „Lache nicht, ich habe dich sehr geliebt und liebe dich auch jetzt noch, Theophano."

Sie streckte die Arme vor. „Wirklich?" Sie umfing mit einer Gebärde das Gemach, die dunkle Leere der Kathedrale. „Und was ist das hier? Ein Traum?"

„Nein, kein Traum... Du warst die Kaiserin, ich nur ein Feldherr. Aber dann taten wir uns zusammen, in

unseren Händen lag eine furchtbare Macht, wir wollten Nikephoros aus dem Weg räumen und setzten diesen Plan auch in die Wirklichkeit um. War das etwa ein Traum?"

„Nein", stimmte Theophano zu.

„Der Große Palast brauchte eine Kaiserin, nun hat er sie erhalten."

„Du tust mir leid, Imperator."

„Spotte nicht, Theophano, ich spreche nicht von komischen Dingen, sondern von der bitteren Wahrheit."

„Ich weiß, und ich sehe, daß in Konstantinopel kein Platz für mich ist. Was soll ich tun? Wieder nach Protos gehen?"

„Nein", antwortete er schnell, „nur das nicht. Du mußt weit von Konstantinopel entfernt leben, aber in meiner Nähe, dort, wo dich der Arm des Großen Palastes nicht erreicht, aber von wo aus du schnell zu mir gelangen kannst."

„Wovon redest du, Johannes?"

„Von Armenien. Dort bin ich geboren und aufgewachsen, dort leben meine Leute, dort wird es dir an nichts fehlen..."

Einige Minuten vergingen, Theophano mußte über vieles nachdenken. Hatte Johannes sie je geliebt? Nein, sie war ihm nur nützlich, wie auch der Erste Minister Basileios, wie Leon Walent, wie die Gardisten, die Nikephoros getötet hatten. Liebte er sie jetzt? Nein, auch das nicht. Er fürchtete sie vielleicht, weil er ihre Kraft kannte und wußte, wie sie sich rächen konnte. Er wußte auch, daß sie Freunde hatte, ebenso stark und rachsüchtig wie sie. Eines allerdings wußte der Kaiser nicht, nämlich wie diese Freunde hießen...! Deshalb war er auch zu ihr in die Hagia Sophia gekommen. Er fürchtete sie, und er fürchtete jene... Nun, sollte er sich fürchten, sollte er zittern! Sie mußte auf seinen Vorschlag eingehen, denn jetzt, wo der Kaiser

hierhergekommen war, würde sie niemand sonst beschützen, nicht einmal Gott! Theophano war übrigens erstaunt, daß Johannes Armenien vorgeschlagen hatte: Nikephoros schenkte ihr einst einige armenische Städte, sie würde dort eine der reichsten Frauen sein und von den Kaufleuten und Gesandten, die ständig den Pontos überquerten, erfahren, was in Konstantinopel vor sich ging. Ihre beiden Töchter würden sie begleiten, die Söhne Basileios und Konstantin hier im Magnaura studieren.

Theophano blickte sich um und betrachtete den Kaiser, der müde und gedankenverloren im Sessel saß.

„Johannes!" rief sie.

„Oh, ich bin müde... ich habe nachgedacht", sagte er. „Was ist, Theophano?"

„Ich bin einverstanden. Aber... bleibe ich dort in Armenien die Kaiserin?"

„Du wirst wie eine Kaiserin behandelt werden."

„Vergißt du mich auch nicht?"

„Nein." Er blickte sie an, die wunderschöne, von Kerzen beschienene Theophano, und seufzte: „Ich weiß nicht, wann wir uns wiedersehen. Vielleicht heute, vielleicht in einigen Jahren. Ich weiß nur eins: Das Schiff nach Armenien fährt morgen ab. Leb wohl, Theophano."

„Leb wohl."

Kaiser Johannes rückte das Prunkgewand auf den Schultern zurecht, legte die Hand auf das Schwert und verließ den Raum.

Theophano stand eine Weile unbeweglich da und blickte auf die Tür, die sich hinter dem Kaiser geschlossen hatte, hörte, wie er die Treppen hinabstieg, wie sich ihm unten viele Menschen anschlossen, anscheinend Leibwächter. Dann löschte sie alle Kerzen bis auf eine und setzte sich an den Tisch.

Sie wunderte sich nicht, als sie irgendwo unten in der Kathedrale Schritte hörte. Sie wunderte sich auch

dann nicht, als die Schritte näher kamen, die Tür des Gemachs geöffnet wurde und auf der Schwelle eine Gestalt in dunkler Kleidung erschien. Im schwachen Schein der Kerze erkannte Theophano den Ersten Minister Basileios.

„Ich bin zu dir gekommen, Theophano", sagte er leise.

Sie stand auf, trat auf ihn zu und legte ihm die Hände auf die Schultern. „Danke! Ich habe auf dich gewartet. Aber wie konntest du den Bukoleon und den Kaiser verlassen?"

Einen Augenblick betrachtete er sie voller Entzücken.

„Zünde noch ein paar Kerzen an, Theophano. Ja, diese und diese und noch eine. Viele Kerzen sollen brennen. Der Kaiser schläft, der Bukoleon schläft und der ganze Große Palast, aber ich, Theophano, schlafe nicht, ich kann nicht schlafen. Ich muß überall sein."

„Ich bin froh, daß du gekommen bist, Basileios, weil ich einfach nicht begreife, was um mich her geschieht."

„Was willst du wissen?" fragte der Erste Minister gelassen.

Schnell sagte sie: „Ich verstehe Johannes nicht. Einst liebte er mich, jetzt bin ich ihm anscheinend gleichgültig. Einst war ich seine Vertraute, jetzt meidet er mich. Nun, da ich hier bin, tut er so, als ob..."

„...er dich von Protos befreit hat?" fragte Basileios und lachte.

„Ja, er behauptet es... Weshalb lachst du?"

„Ich lache, Theophano, weil Johannes dich niemals geliebt hat, weil wir ihn zum Kaiser gemacht haben und alle das wissen, außer ihm; ich lache, weil er meint, uns hinters Licht geführt zu haben, in Wirklichkeit ist es umgekehrt. Ich lache auch, weil er schon kein Kaiser mehr ist, sondern ein Leichnam, hörst du, Theophano, ein Leichnam..."

„Ich höre und verstehe", erwiderte sie. „Aber wer führt es aus? Und wer wird sein Nachfolger?"

Er blickte Theophano an. Im Schein der Kerzen bemerkte sie auf einmal in seinem Gesicht eine Ähnlichkeit mit dem Kopf Romanos' I. auf den Goldstücken, dieselben Augen, die Nase, der Mund, das Kinn...

„Das wird Konstantinopel später erfahren", flüsterte Basileios, wobei er sich ganz dicht zu ihr neigte. „Ich habe schon mehrere Kaiser vernichtet... Vielleicht töten wir ihn gemeinsam. Gib mir die Hand, Theophano."

„Was ist zu tun, Basileios? Weshalb hast du mich von Protos geholt? Johannes will mich nach Armenien schicken."

Ruhig erwiderte der Erste Minister: „Armenien ist nicht weit. Wenn es notwendig ist, überqueren meine Schiffe das Meer, und du wirst binnen kürzester Zeit hier sein. Aber eine Bitte habe ich an dich."

„Sprich, Basileios!"

„Du hast mir vor langer Zeit einmal ein Pulver gegeben, das aus Ägypten stammte. Es wirkt sehr gut — bis heute weiß keiner, wie Konstantin und Romanos starben. Du hast doch noch mehr davon."

„Ich habe ein schweres Leben, es ist voller Überraschungen. Ich bewahre dieses Pulver für mich auf, Basileios."

„Du mußt es mir geben! Ich will nicht, daß du dieses Pulver nimmst. Dann gebe ich es lieber Johannes."

9

In Adrianopel traf Fürst Swjatoslaw mit seinem Bruder Ulib zusammen. Sie hatten sich lange nicht gesehen. Als Fürst Swjatoslaw gegen Johannes vorrückte,

hatte er dem Fürsten Ulib befohlen, gemeinsam mit den Ungarn einige tausend seiner Krieger durch die Rhodopen nach Sredec und Philippopel zu führen und den Feind vom Westen zu umgehen. Dort sollte Fürst Ulib das Heer von Johannes aufhalten, falls es versuchte, nach Saloniki zu fliehen.

„Du hast in den Rhodopen tapfer gekämpft", sagte Swjatoslaw, als er den Bruder begrüßte.

Seufzend bekannte Ulib: „Mir fielen nur die Flüchtlinge zu. Ich bedaure, daß ich nicht in der großen Schlacht war."

„Es gab eine große Schlacht", bestätigte Swjatoslaw, „aber ich fürchte, es war nicht die letzte."

„Weshalb, Swjatoslaw?" Ulib fuhr zusammen. „Du hast doch Frieden mit Johannes geschlossen, wir haben von den Griechen einen Tribut erhalten und können jetzt heimkehren."

Swjatoslaw entgegnete: „Auch mein Herz drängt zum Dnepr, Ulib, aber noch sehe ich uns nicht dort."

„Was planst du, Bruder? Johannes wie auch Boris wissen doch, daß es keinen Kampf mehr gibt, daß Frieden geschlossen wurde."

Ernst erwiderte Swjatoslaw: „Ich glaube nicht daran. Jetzt war man gezwungen, Frieden zu schließen, aber im Frühling mag alles schon wieder ganz anders aussehen."

„Swjatoslaw!" stieß Ulib hervor. „Wie lange noch muß Blut vergossen werden, wie lange noch werden wir unsere Männer in fremden Ländern verlieren?"

„Fürst Ulib", entgegnete Swjatoslaw entschieden, „lieber hier mit den Rhomäern kämpfen als vor den Mauern Kiews! Nicht nur ich handle so. Auch Fürst Oleg und sein Sohn Igor wollten nichts Böses, als sie nach Zargrad zogen. Sie standen vor seinen Mauern und schlossen Frieden. Ich handelte nach dem Vorbild meiner Väter, ich zeigte die Stärke der Rus und schloß

mit den Griechen Frieden. Die Rus bewahrt diesen Frieden. Wir rücken jetzt in die Ebene der Donau vor. Im Winter kommt Hilfe von den Ulitschen und Tiwerzen, ich habe auch vor, mich mit den Petschenegen zu verständigen."

„Heißt das, im Frühling ist wieder Krieg?"

„Ich fange keinen Krieg an", erklärte Swjatoslaw, „aber ich muß bereit sein, wenn Johannes den Frieden bricht. Damit er Bulgarien nicht an sich reißt und gar wie ein furchtbares Gewitter über uns herfällt, lasse ich in Preslaw und in allen Städten unsere Krieger zurück."

„Wie du willst", sagte Ulib. In seinen großen dunklen Augen, die durch das Fenster auf die fernen wolkenverhangenen Berge blickten, lag Schwermut.

Ebenfalls in Adrianopel traf Fürst Swjatoslaw den Gesandten Kalokir. Aber nicht der Fürst suchte die Begegnung — die ganze Zeit über, als die Krieger durch das Tal zogen, war Kalokir ihnen gefolgt. Als Gesandte von Johannes in Adrianopel erschienen, versteckte sich Kalokir vor ihnen. Aber kaum war der Frieden geschlossen, kam er aus dem Versteck hervor und meldete sich bei Swjatoslaw.

„Sei gegrüßt, Fürst", begann der Gesandte, wobei er sich tief verneigte.

„Ich wünsche dir Gesundheit", antwortete der Fürst. „Aber weshalb bist du hier? Ich dachte, du seist längst dort, wo du hingehörst?"

„Und wo gehöre ich hin?"

„Nun, nach Konstantinopel..."

„Nein, Fürst", sagte Kalokir, „nach Konstantinopel zurückzukehren, ist es zu spät für mich. Der Kaiser verbannt alle Gesandten, die nicht erfüllt haben, was ihnen aufgetragen war, auf ferne Inseln, blendet sie oder ertränkt sie im Meer."

„Du könntest nach Chersones zurückkehren, zu deinem Vater."

„Gehört Chersones denn nicht zum Imperium?" rief Kalokir verzweifelt aus.

Fürst Swjatoslaw ließ den Blick über den hageren, hochaufgeschossenen Kalokir gleiten und verspürte Widerwillen. Er vertraute ihm so, wie man einem Mörder vertraut, der sein Verbrechen eingesteht, wie man einem Dieb vertraut, der über seinen Einbruch spricht. Ein Verräter, wer sein Volk im großen Unglück im Stich läßt, gegen Bezahlung zum Feind seines Volkes geht, dann auch den verrät, der ihn bezahlte, und zum Feind des Feindes überläuft und dabei überlegt, wie dieser zu hintergehen sei!

Kalokir sprach diesmal die Wahrheit: Es gab in Konstantinopel keinen Platz mehr für ihn. Kaiser Johannes würde ihn selbst in Chersones finden. Es war auch zu spät, nach Armenien zurückzukehren, zu den Verwandten! So ergeht es einem Verräter!

„Fürst Swjatoslaw!" sagte Kalokir beschwörend. „Jage mich nicht fort, ich habe dich niemals verraten, ich bin dein Freund geblieben."

Freund? Wenn Kalokir wüßte, wie Fürst Swjatoslaw dieses Wort verletzte. Oh, der Fürst liebte und achtete die Freunde, so wie er die Feinde haßte, aber konnte ein Verräter jemals sein Freund sein?

Als habe er seine Gedanken erraten, erklärte Kalokir: „Ich könnte dir sehr nützlich sein. Jetzt stehst du an der Donau, dann ziehst du in die Rus. In Zukunft wirst du noch oft mit den Rhomäern reden müssen."

Fürst Swjatoslaw überlegte. Er kannte den Preis des Gesandten. Kalokir sagte die Wahrheit, und einen Verräter davonzujagen war leicht. Vielleicht sollte er ihn wirklich behalten, um sich seiner zu bedienen?

„Gut", sagte der Fürst lachend. „Ich verhehle nicht, nach allem, was geschehen ist, kannst du nicht der

Freund des russischen Fürsten sein. Aber der Sohn eines Protewon kann so gut wie andere die Krieger begleiten."

Gegen Abend ging Kalokir scheinheilig in das Zelt des Fürsten Ulib, um zu Christus zu beten.

In Preslaw empfing König Boris den Fürsten Swjatoslaw. Es war offenkundig, daß er und seine Bojaren den Kiewer Fürsten erwartet hatten. Boris war Swjatoslaw bis weit vor die Stadt, bis zum nächsten Gebirgspaß, entgegengefahren.

Im Goldenen Saal, wo sich alle Bojaren und angesehenen Wojewoden versammelt hatten, sagte König Boris: „Ich, durch deine Gnade König, grüße dich untertänigst im Namen der Bojaren, Wojewoden und allen, die mir untertan sind, und danke dir dafür, daß du mit deinen Kriegern für das beleidigte Bulgarien eingetreten bist und selbst mit dem Kaiser einen ehrenhaften Frieden geschlossen hast."

„Nicht nur für die Rus habe ich den Frieden geschlossen", antwortete Swjatoslaw, „sondern auch für Bulgarien. Ich will, daß zwischen uns Einverständnis herrscht, solange die Sonne scheint. Dann kann uns kein Kaiser in Angst versetzen!"

„Wagt es der Kaiser der Rhomäer etwa, den Frieden mit dir zu stören?" König Boris war aufrichtig verwundert.

„Wenn ich vor den Mauern Konstantinopels stünde, würde Kaiser Johannes nicht einmal auf den Gedanken kommen", antwortete Swjatoslaw. „Ich habe getan, was ich konnte. Wir haben mit dem Kaiser vereinbart, daß er Bulgarien räumt und nach Konstantinopel zurückgeht, ich verlasse den Ostbalkan und ziehe an die Donau..."

Erschrocken sagte König Boris: „Schwere Zeiten sind für Bulgarien angebrochen. Im Westen begehren

die Anhänger des Bojaren Schischman auf, hier herrscht große Uneinigkeit, du stehst an der fernen Donau und kehrst dann in die Rus zurück."

„So ist es", sagte Fürst Swjatoslaw, „meine Krieger und auch mich zieht es mächtig in die Rus. Aber ich fürchte um Bulgarien, um seine Menschen, und deshalb stehe ich an der Donau. Hinzu kommt, daß der Herbst nahe ist, König, es ist bereits zu spät, über das Meer zu fahren. Damit es in den Bergen ruhig und in Preslaw sicher ist, lasse ich eine Drushina unter Führung eines Wojewoden zurück..."

„Wie du willst", entgegnete König Boris leise. „Ich weiß, wie schwer du es hast, Fürst, ich will dir auch nicht zur Last fallen. Wenn du dir aber so große Sorgen machst, laß eine Drushina in Preslaw zurück. Und wer wird der Wojewode sein?"

„Svenald, mein erster Mann."

„Oh, von ihm haben wir gehört", sagte König Boris. „Für einen so guten Wojewoden danke ich dir, Fürst..."

Spät kehrte Fürst Swjatoslaw aus Preslaw in sein Lager in den Bergen zurück. Die Nacht war warm, irgendwo tobte im Gebirge ein Gewitter. Das Grollen des Donners drang nicht bis nach Preslaw. Nur von Zeit zu Zeit zuckten am Himmel Blitze auf, die wie gigantische Schlangen aussahen. Fürst Swjatoslaw dachte an die Söhne des Feuergottes Swarog, die in solch einer Nacht vom Himmel kamen, heimlich über die Erde liefen und die Pfeile Peruns abschossen...

Fürst Swjatoslaw wußte, daß sein Weg lang und mit Dornen besät war. Er wollte den Zwist mit den Rhomäern und dem König ehrenhaft im Kampf bereinigen. Aber nicht alle stellten sich offen seinem Schwert, sondern bedienten sich der Hinterlist und Lüge.

Zehntes Kapitel

1

Als Kaiser Johannes mit dem Fürsten Swjatoslaw bei Adrianopel Frieden schloß, tat er das ganz und gar nicht in der Absicht, diesen einzuhalten. Kaum zog sich das russische Heer nach Preslaw und weiter nach Osten zurück, begann er sich auf den Krieg vorzubereiten.

In diesem neuen Krieg wollte Johannes ganz anders als früher vorgehen. Vom Herbst an wurden auf seinen Befehl als Kaufleute und Geldwechsler getarnte Kundschafter in Bulgarien eingeschleust. Mit vollen Geldsäcken fuhren sie durch die bulgarischen Städte und Dörfer, kauften, was ihnen in die Hände fiel, wechselten Geld und erkundeten alles, was für den Kaiser von Interesse war.

Nach ihrer Rückkehr berichteten sie, daß Swjatoslaw mit seinen Truppen die Donau erreicht und nur einige Kriegerscharen am Fuße der Berge zurückgelassen habe, um die Städte Preslaw, Pliska und Danaja zu schützen.

Der Kaiser befahl den Kundschaftern, sich nach Preslaw zu begeben und in Erfahrung zu bringen, wo sich König Boris aufhalte, und mit ihm und den Bojaren Verbindung aufzunehmen. Die Spione teilten mit, daß der König in Preslaw sei, aber keiner zu ihm gelangen konnte.

Im Winter dann gab Johannes Tzimiskes den Befehl, ausgesuchte Leute nach Bulgarien zu schicken, die sich in den Wäldern verbergen, von dort aus Dörfer

überfallen, ihre Bewohner töten und dann verbreiten sollten, es seien Krieger des Fürsten Swjatoslaw gewesen.

Inzwischen wurde aus dem ganzen Imperium ein Heer zusammengezogen, aus Asien wurden Legionen nach Thrakien und Makedonien verlegt. Dort, in den Städten und Dörfern zwischen Saloniki und Agathopel, an den Flüssen Mariza, Tundscha und Ardob, an den südlichen Hängen der Berge, wurden Fußsoldaten bewaffnet und ausgebildet, stellten die Provinzen eine Landwehr auf.

Dieses zahlenmäßig starke Heer befehligten die besten Feldherren des Imperiums: Ward Sklir mit seinem Sohn Konstantin und dem Patrizier Peter.

Auf der breiten Straße, die von Adrianopel nach Philippopel und weiter in die Berge führte, klapperten die Hufe vieler Pferde.

Johannes Tzimiskes zog mit seinem Heer zu den Gebirgspässen.

Gleichzeitig rückten Truppeneinheiten von mehr als zehntausend Mann aus Agathopel, Sowopel und Mesembria vor, Johannes wollte vom Meer her in Bulgarien einfallen; es kamen auch Einheiten aus Saloniki, um sich von Westen her an Preslaw heranzuschleichen. Zur selben Zeit eilten Schiffe des Imperiums mit dem furchtbaren Griechischen Feuer über das Schwarze Meer zur Mündung der Donau.

Kaiser Johannes ging wie immer vor: In den Städten und Dörfern Bulgariens übten Spione und Brandstifter ihr dunkles Handwerk aus, er selbst aber ritt seinem Heer unter dem Banner des Imperiums voran, ihm folgten gepanzerte Reiter und Tausende von Fußsoldaten, die mauerbrechende Belagerungsmaschinen und Rammen mit sich führten.

Zum Führer des gesamten Trosses hatte Johannes

den Ersten Minister Basileios ernannt. Der Kaiser wollte nicht, daß dieser während des Krieges in Konstantinopel blieb.

2

In Preslaw stand der Wojewode Svenald an der Spitze der Drushina, die die Stadt und den Palast bewachte. Eilboten aus den Bergen meldeten ihm Truppen der Rhomäer in den Bergschluchten. Ein bitteres Lachen zog die Falten auf dem Gesicht des alten Wojewoden zusammen. Im Gegensatz zu Swjatoslaw schickte der Kaiser keinen Boten vor mit einem schwarzen Pfeil und der Botschaft: „Ich ziehe gegen euch!"

Aber jetzt war keine Zeit, länger darüber nachzudenken, jetzt mußte Svenald so schnell wie möglich handeln.

Es gab drei Wege: gegen die Gebirgsschluchten vorzugehen und dort auf das rhomäische Heer zu treffen; zurückzugehen, um sich mit Swjatoslaw zu vereinen, oder an Ort und Stelle den Kampf mit den Truppen des Kaisers aufzunehmen.

Svenald beschloß, Swjatoslaw Nachricht zu geben und Johannes entgegenzuziehen, aber nach den ersten Eilboten erschienen andere aus den Gebirgspässen, die ebenfalls berichteten, daß sich feindliche Truppen näherten, aber von einer anderen Seite. Svenald begriff: wenn er jetzt vorging, geriet er in eine Falle, die ihm Johannes gestellt hatte.

Den Gedanken, zurückzuweichen, verwarf er sogleich; noch niemals im Leben war er vor einem Feind zurückgewichen.

Deshalb beschloß Svenald, in Preslaw zu bleiben und Johannes zu erwarten. Ohne einen Augenblick zu zögern, schickte er Eilboten in die umliegenden Städte und Dörfer, um die Bulgaren zusammenzurufen, er

kontrollierte die Wälle und Gräben vor Preslaw und gab den Befehl, sie zu verstärken, er besichtigte die Stadtmauern, suchte die Burg Wyschni Grad auf, wo König Boris lebte.

Im Gemach des Königs traf Svenald einige Bojaren an. Sie verneigten sich vor ihm und verschwanden.

„Ich habe Meldungen, daß Kaiser Johannes mit einem Heer gegen Preslaw vorrückt", sagte Svenald.

„Wie? Kaiser Johannes bricht den Frieden, er hält nicht Wort?" rief Boris, wobei er äußerst verwundert tat.

Dunkle Schatten lagen auf Svenalds Gesicht. „So ist es", bekräftigte er, „er bringt den Bulgaren und den Russen großes Unheil. Vielleicht solltest du, König, die Stadt verlassen und an die Donau zu Fürst Swjatoslaw fahren!"

„Was werden die Bulgaren sagen", entrüstete sich der König, „wenn ich in dieser schweren Zeit Preslaw verlasse? Ich danke dir, Wojewode, daß du dich um mich sorgst, aber ich bleibe hier und werde neben euch stehen."

„Nein, König, neben uns wirst du in Preslaw nicht stehen. Wir werden Preslaw schützen, und die Rhomäer werden nur über unsere Leichen in die Stadt gelangen. Leb wohl, König!"

Kaum war der Wojewode Svenald auf seinem Pferd hinter den Toren verschwunden, erschienen erneut die Bojaren beim König, und er sagte zu ihnen: „Ich muß hierbleiben, aber ihr reitet nach Preslaw und sorgt dafür, daß Kaiser Johannes so schnell wie möglich in die Burg Wyschni Grad kommt."

Bereits in einer der darauffolgenden dunklen Frühlingsnächte erreichte das Heer von Kaiser Johannes Preslaw und bezog auf freiem Feld Stellung. Kaum graute der Morgen, erschallten die Trompeten, dröhn-

ten die Pauken, ertönten die Trommeln. Die Fahnen stiegen empor, und das Heer der Rhomäer rückte von drei Seiten gegen Preslaw vor.

Aber Kaiser Johannes hoffte vergeblich, daß es ihm gelingen würde, Preslaw im Handstreich zu nehmen. Als es zu tagen begann und sich die Stadtmauern vor dem rosafarbenen Himmel dunkel abhoben, sahen die Rhomäer, daß sich dort russische Krieger aufgestellt hatten. Schild an Schild standen sie den Legionen Johannes' gegenüber und sandten ihnen Speere und Tausende von Pfeilen entgegen.

An der Spitze der Krieger saß hoch zu Pferde der Wojewode Svenald mit Schwert und Schild und schaute auf seine Männer, die Preslaw und die Burg Wyschni Grad verteidigten. Ihnen zur Seite Dorfbewohner und Hörige in großer Zahl, sie waren auf Svenalds Ruf von allen Seiten herbeigeströmt.

Svenald wußte, daß der Feind nicht nur vor ihm stand; in seinem Rücken befanden sich König Boris, die Wojewoden und Bojaren. Deshalb hatte er den russischen und bulgarischen Kriegern befohlen, nicht nur aufmerksam nach vorn zu blicken, sondern auch darauf zu achten, was hinter ihnen geschah.

Der Kampf entbrannte immer heftiger. Die russischen Krieger beschränkten sich nicht nur auf die Verteidigung. Während die Bogenschützen eine Wolke von Pfeilen vor sich hertrieben und die Steinschleuderer auf den Mauern den Feind mit spitzen Steinen abwehrten, rückten andere Kämpfer im Schutz ihrer hohen Schilde vor und stießen dabei drohende, furchterregende Schreie aus, die den Rhomäern nur allzu bekannt waren.

Johannes Tzimiskes, der von einem Hügel aus den Verlauf der Schlacht beobachtete, gab den Feldherren Befehl, so schnell wie möglich den Angriff der russischen Krieger zurückzuschlagen. Aber nicht die Rho-

mäer, sondern die Kämpfer der Rus rückten immer weiter vor und stießen ihr Siegesgeschrei aus.

Einige furchtbare Stunden lang schlugen sich die russischen Krieger mit den Rhomäern. Das Kampffeld hallte wider von dem Geschrei, dem Klirren der Schilde, dem Schlag der Streitäxte, dem Sirren der Pfeile.

Die Rhomäer gingen zurück. Johannes tobte.

„Es sind bei weitem mehr, als unsere Kundschafter mitgeteilt haben", sagte er zu Ward Sklir, der neben ihm auf dem Hügel stand.

Sklir entgegnete: „Unsere Kundschafter haben die Bulgaren nicht mitgerechnet. Ihre Zahl ist größer als die der Russen, und sie alle kämpfen auf Leben und Tod."

„Aber was ist mit den Bojaren?" fragte Tzimiskes wütend. „Die entscheidende Stunde ist gekommen, jetzt müßten sie von hinten zuschlagen."

„Ich nehme an, daß die russischen Krieger nicht nur hier im Feld kämpfen, sondern auch in der Stadt..."

„Dann müssen die Unsterblichen vorgehen."

Auf Johannes' Befehl stürzten sich von der linken Flanke her die mit Lanzen bewaffneten Unsterblichen in ihren Rüstungen auf die russischen Krieger.

Als diese das Pferdegetrappel hörten, durchschauten sie sogleich die Absicht der Rhomäer, sie legten Eggen auf den Weg und stießen viele Speere in die Erde. Die Pferde benahmen sich wie toll und gingen mit den Reitern durch, so weit das Auge blickte.

Das war das furchtbare Ende der Schlacht von Preslaw. An diesem Tag fanden viele russische Krieger den Tod, aber bedeutend mehr verlor Kaiser Johannes.

Als es zu dunkeln begann, wurden die Brücken von Preslaw hochgezogen und die Tore versperrt.

Einige Tage lang versuchte Johannes Tzimiskes vergeblich, Preslaw zu nehmen. Durch die Gebirgspässe rückten immer neue Legionen heran. Viele Male befahl Johannes, die Stadt zu stürmen; mauerbrechende Belagerungsmaschinen und Rammen wurden näher an Preslaw herangeschleppt, Johannes Kurkuas stellte Maschinen auf, die die Stadt mit Feuer übergossen, und Katapulte, die Steine schleuderten...

Preslaws Verteidiger öffneten die Tore jetzt nicht mehr. Sie standen auf den Mauern, löschten die Brände, warfen Steine auf die Rhomäer, gossen heißen Teer hinab, überschütteten den Feind mit Pfeilen.

Es kam aber auch vor, daß während des Kampfes an den Mauern von Preslaw im Lager der Rhomäer plötzlich Alarm geschlagen wurde: bald begannen die Wurfmaschinen zu brennen, bald wieder flogen den Kriegern Pfeile in den Rücken. Diese weigerten sich schon, nachts das Lager zu verlassen, Unbekannte verbargen sich ganz in der Nähe in den Felsen.

Schließlich erklärte der erzürnte Kaiser seinen Feldherren Ward Sklir und Johannes Kurkuas: „Ostern muß ich in Preslaw begehen! Wenn ihr das nicht fertigbringt, übernehme ich die Führung der Truppen und befehle, euch aufzuhängen."

Danach begann am Freitag ein neuer Sturmangriff auf Preslaw. Ward Sklir, Johannes Kurkuas und die übrigen Feldherren, die wußten, was ihnen drohte, versprachen den Soldaten hohe Belohnungen und machten sie außerdem betrunken.

Dann begannen die Maschinen von Johannes Kurkuas Steine zu schleudern, gegen die Mauern schlugen Mauerbrecher und Rammen, die Rhomäer stellten Leitern an und kletterten mit furchtbaren Schreien, die die Seele erstarren ließen, nach oben.

Diese Schlacht hätte sich wahrscheinlich noch lange hingezogen, wenn nicht in der furchtbarsten Stunde,

als die russischen Kämpfer die betrunkenen Feinde abwehrten, als Ströme von Blut die Mauern überschwemmten, jemand ein Tor geöffnet und damit dem Feind den Weg freigegeben hätte.

Aber auch jetzt war Preslaw noch nicht gefallen. Viele Krieger stürzten sogleich zum Tor, sahen dort die Wojewoden und Bojaren, die den Verrat begangen hatten, ergriffen sie und durchbohrten sie mit den Spießen. Die Kämpfer setzten sich am Tor mit Streitäxten und Messern tapfer gegen die Rhomäer zur Wehr.

Als Kaiser Johannes in die Stadt ritt, dauerte der Kampf noch an. Nachdem er vom Pferd gestiegen war und von einem Felsen aus nach Wyschni Grad und zum Leibwächterhaus sah, begriff er, daß es keine leichte Aufgabe war, das Haus zu nehmen, in dem sich die Russen und Bulgaren verschanzt hatten, und er befahl, es niederzubrennen.

Seine Krieger schleppten herbei, was brennbar war, und zündeten die hölzernen Wände des Hauses und die Palisaden von allen Seiten an.

Der Tag ging zu Ende. Die Sonne verschwand hinter den Bergen. In Preslaw wütete ein Feuermeer.

Die russischen Krieger stürzten aus den Flammen. Sie stellten sich vor das Leibwächterhaus, da sie lieber mit der Waffe in der Hand sterben wollten, als im Feuer umzukommen.

So begann die letzte Schlacht in Preslaw. Rhomäer zu Fuß und zu Pferd eilten zum Leibwächterhaus und kreisten den Gegner ein. Die russischen Krieger fielen einer nach dem andern, aber vor ihnen wuchs der Wall getöteter Feinde.

Zur selben Zeit jagten Reiter zum Kaiser und meldeten, daß sie in der Burg Wyschni Grad im Steinernen Palast König Boris gefunden hätten.

Ohne eine Minute zu verlieren, sprang Johannes auf sein Pferd und jagte an der Spitze einer Abteilung Unsterblicher zum Palast.

Die Nachricht über König Boris erregte den Kaiser sehr: das hieß, Swjatoslaw hielt ihn im Kerker der Burg fest, und die Truppen der Rhomäer waren so schnell vorgerückt, daß die russischen Krieger ihn nicht rechtzeitig herausbringen konnten.

Ich nehme ihm die Fesseln ab, dachte der Kaiser, und befreie ihn. Der lebende König Bulgariens ist mir viel nützlicher als Preslaw!

Ihm kam auch noch ein anderer Gedanke. Seit Omurtag hatten die bulgarischen Könige in ihrer alten Hauptstadt Pliska und später in Preslaw unermeßliche Schätze gesammelt. Von diesen Schätzen wußte die ganze Welt, und natürlich wußten es auch die Herrscher von Byzanz. In ihren Kriegen mit Bulgarien strebten sie immer nach Pliska und Preslaw, nach diesen Schätzen. Auch Kaiser Johannes träumte von ihnen. Oh, wie nötig hatte das Imperium jetzt Gold, Silber und Edelsteine!

Bis zum Steinernen Palast in der Burg Wyschni Grad war es nicht weit, und Tzimiskes sprengte mit den Unsterblichen schnell dahin. Als sie durch das Burgtor flogen, sahen sie, daß dort dasselbe geschah wie in Preslaw: Von allen Seiten hörte man Stöhnen und Schreien, Legionäre eilten mit Säcken vorbei.

„Wo ist der König?" rief Johannes.

„In der Kirche!" antwortete man ihm.

Er eilte mit den Unsterblichen in die Kirche. Aber was war das? Auf der Schwelle der Kirche erschien in Begleitung seiner Bojaren König Boris. Er trug ein weißes Gewand, einen purpurroten Umhang mit einem roten Gürtel, rote Sandalen, eine Kette auf der Brust. Als Boris den Kaiser sah, blieb er stehen, fiel Johannes zu Füßen.

„Steh auf und komm her", sagte Tzimiskes.

Der König machte einige Schritte und blieb vor Johannes stehen.

„Armer König Bulgariens", sagte der Kaiser, „wie lange und wieviel mußtest du leiden..."

„Ja, großer Kaiser, wir alle mußten viel erdulden..."

„Deine Bojaren haben uns einen großen Dienst erwiesen, als sie das Tor von Preslaw öffneten. Das Imperium wird eure Leiden niemals vergessen... Aber ich wußte nicht, daß du frei bist, ich nahm an, Swjatoslaw hätte dich in den Kerker geworfen."

„Nein, Imperator, meine Qualen und die der Bojaren waren entsetzlich, aber im Kerker habe ich nicht gesessen, ich bin die ganze Zeit hier in der Burg gewesen."

„Ein Glück, daß ihr alle unversehrt seid", sagte Kaiser Johannes, wobei er sich an die Bojaren wandte. „Ich bin gekommen, unterdrückte Bojaren, um euch vor dem Heiden Swjatoslaw zu retten, um Bulgarien zu befreien und gemäß dem Vermächtnis der Kaiser von Byzanz und dem Wunsche eurer Könige in Freundschaft und Frieden mit euch zu leben!"

Als Zeichen seines Wohlwollens den Bulgaren gegenüber reichte Johannes König Boris die Hand, und sie gingen gemeinsam in die Burg.

Dort speiste der Kaiser der Rhomäer, trank und ruhte sich aus; dann fragte er König Boris: „Was ist aus den Schätzen geworden, König?"

„Sie sind unversehrt, Erhabener..."

„Was?" Der Kaiser konnte sein Erstaunen nicht verbergen. „Swjatoslaw hat sie nicht genommen?"

König Boris antwortete langsam: „Nein, er hat sie nicht genommen."

„Dieser verfluchte Russe!" rief Johannes. „Glaube mir, er hat Angst gehabt, sie zu nehmen, er wußte, daß ich ihn sogar noch an der Donau einhole."

König Boris fiel sein Gespräch mit Swjatoslaw ein, als jener ihm das Leben und den Schatz schenkte, und er schwieg.

„Wo sind die Schätze?" fuhr der Kaiser fort.

„Sie sind hier im Palast, in einem unterirdischen Gewölbe."

Johannes kniff die Augen ein wenig zusammen. „König Boris", sagte er, „du zeigst mir diese Schätze. Ich will sehen, was Bulgarien besitzt!"

„Wie du willst, großer Kaiser", entgegnete der König bereitwillig.

Wachskerzen in den Händen, stiegen sie die Stufen in das unterirdische Gewölbe hinab. König Boris schloß eigenhändig zwei schwere Schlösser mit Eisenriegeln auf und öffnete die Tür. Sie traten ein.

Die Schätze lagen auf Steinblöcken an den Wänden entlang, in schweren Eisentruhen und direkt auf der Erde.

Hier gab es alle möglichen Waffen, alte bulgarische, mit Gold, Silber und Edelsteinen reich geschmückte Schwerter, Schilde, Helme, viele römische Waffen, Kronen, Ketten, goldene Medaillen von Imperatoren und anderen Potentaten, mit denen die Bulgaren einst kämpften; in den Truhen lagen aufgetürmt arabische, byzantinische, fränkische Gold- und Silbermünzen. Eine Truhe war mit Edelsteinen gefüllt.

Kaiser Johannes entfuhr es: „Was für ein Glück, daß Fürst Swjatoslaw diese Schätze nicht an sich genommen hat!"

König Boris stimmte zu: „Ja, Bulgarien wäre sehr unglücklich, wenn es diese Kostbarkeiten verloren hätte."

„Jetzt wird es glücklich sein", sagte der Kaiser. „Das byzantinische Reich hat Bulgarien gerettet. Ich werde Swjatoslaw bis zur Donau jagen und, wenn es nötig ist, sogar bis hinter die Donau. Wir erfüllen un-

sere Pflicht dem Imperium und Bulgarien gegenüber bis zum Ende. Aber irgend jemand muß auch in Preslaw bleiben. Im Westen sitzen die Anhänger des Bojaren Schischman und im Norden die Ungarn. Zum Schutz von Preslaw und all seiner Schätze lasse ich dich als König des Imperiums und Bulgariens hier zurück..."

Bulgariens König Boris war einverstanden.

3

Fürst Swjatoslaw erfuhr von der Schlacht um Preslaw durch Eilboten, die aus Pliska und Danaja angesprengt kamen. Sie berichteten, daß die Truppen des Kaisers, nachdem sie heimlich durch die Berge gekommen waren, den Widerstand der russischen Krieger gebrochen hatten und daß alle Verteidiger Preslaws gefallen waren, unter ihnen auch der Wojewode Svenald. Die Boten berichteten auch, daß die griechischen Truppen, nachdem sie Preslaw genommen hatten, weiter nach Osten vorgingen, Pliska nahmen und schon nach Danaja vorrückten.

Swjatoslaw beschloß, den Rhomäern Abteilungen entgegenzuschicken, die aus russischen und bulgarischen Kriegern bestanden. Die Bulgaren kannten jeden Pfad, jede Felsspalte, jeden Stein, die russischen Krieger besaßen die Kampferfahrung.

Der Fürst traute seinen Augen nicht, als er bei Dorostolon auf den Wojewoden Svenald stieß. Fürst Swjatoslaw besichtigte die Gräben vor Dorostolon, da machte in seiner Nähe eine Abteilung bulgarischer Reiter halt; der Wojewode Svenald stieg mit Mühe vom Pferd und ging auf den Fürsten zu, wobei er sich kaum auf den Beinen halten konnte.

„Sei gegrüßt, Fürst!" röchelte er.

Swjatoslaw maß den Wojewoden vom Kopf bis zu den Füßen mit einem prüfenden Blick und antwortete kühl: „Sei gegrüßt."

„Fürst Swjatoslaw", sagte Svenald voll Verzweiflung, „Preslaw ist gefallen, unsere Krieger wurden erschlagen..."

„Wieso lebst du?" fragte Swjatoslaw.

Svenald, bleich, die Augen tief eingefallen, sah den Fürsten an. „Meine Drushina ist vernichtet, und auch ich würde lieber nicht hier stehen. Beim Kampf um das Leibwächterhaus wurde ich verwundet", er zeigte auf die Brust, „und habe das Ende von Preslaw nicht miterlebt. In der Nacht trugen mich bulgarische Krieger aus der Stadt, legten mich aufs Pferd, brachten mich her, und hier bin ich, Fürst..."

Fürst Swjatoslaw blickte auf die in der Nähe stehenden bulgarischen Krieger, seine tiefgefurchte Stirn glättete sich, er sah Svenald freundlich an und fragte: „Bist du schwer verwundet?"

„Was heißt verwundet?" stöhnte Svenald auf. „Das Herz schmerzt. Das Tor der Stadt wurde geöffnet, während wir gemeinsam mit den Bulgaren an den Mauern Preslaws kämpften."

„Wer hat das getan?"

„Meines Wissens König Boris' Bojaren."

„Hunde!" rief Fürst Swjatoslaw. „Wir haben sie gerettet, und sie fallen uns in den Rücken! Verfluchter König, verfluchte Bojaren..."

„Weshalb hast du sie nicht gleich getötet, Fürst?"

Swjatoslaw streifte mit der Hand den Hals, als ob ihn etwas am Atmen hinderte.

„Es ist wahr, Svenald, der König wie auch seine Bojaren verdienten den Tod. Aber was hätte man in Byzanz und hier in Bulgarien dazu gesagt? Sie würden doch schreien, daß wir Heiden, Barbaren, Mörder sind..." Swjatoslaw schwieg einen Augenblick und

fuhr dann fort: „Einen Löwen zu töten ist ehrenvoll, aber einen Hund zu töten ist ehrlos. Die Zeit wird kommen, da die rasenden Hunde einander die Gurgel durchbeißen, und dann wird deutlich werden, wer ehrlich handelte, wir oder die Könige Bulgariens. Dieses Land tut mir leid. Ich sehe, daß Byzanz hier viel Blut vergießt, ein schweres Joch wird den Bulgagen auferlegt... Ein Jammer ist es mit solchen Königen..."

„Aber was sollen wir tun, Fürst?" fragte Svenald. „Kaiser Johannes kommt mit einer riesigen Streitmacht, König Boris und seine Bojaren stehen ihm zur Seite..."

„So ist es", stimmte Fürst Swjatoslaw zu, "der König unterstützt den Kaiser... Wir müssen genau überlegen, was zu tun ist."

Spät in der Nacht stand Swjatoslaw am Ufer der Donau, er sah zum Himmel, wo die silberne Sichel des jungen Mondes hing, blickte auf die stillen Ufer, die Boote.

Wenn sich seine Krieger in Schiffe setzten, konnten sie in einer Nacht die Mündung der Donau erreichen und ins Meer hinausfahren. Ebenso konnte Fürst Swjatoslaw mit seinen Kriegern in einer einzigen Nacht über die Donau ans linke Ufer übersetzen und im Fußmarsch nach Kiew zurückkehren.

Beide Wege waren schwierig und gefährlich; an der Mündung der Donau konnten sie griechischen Schiffen begegnen, und in der Steppe hinter der Donau lauerten die Petschenegen. Aber nicht mehr lange, und diese Wege würden gänzlich unbenutzbar sein: Schiffe der Rhomäer würden die Donau aufwärts fahren und den Weg zum linken Ufer abschneiden. Vom Gebirge her eilten die Legionen des Kaisers Johannes ins Tal.

Was ist zu tun? dachte Fürst Swjatoslaw.

Plötzlich hörte er Leute reden und wandte sich schnell um.

Hinter ihm standen Svenald, Wojewoden aus Kiew und Nowgorod, aus dem Tschernigower Land und dem der Drewljanen, Heerführer aus Perejaslaw und Rodnja.

„Weshalb schlaft ihr nicht?" fragte der Fürst.

„Wir können nicht schlafen, wir sehen und hören die Rus."

„Was hört ihr?"

„Sie ruft", sagte Svenald und zeigte auf das linke Ufer der Donau.

„Also, heimwärts fahren?"

„Nein, Fürst!"

„Aber Johannes hat ein großes Heer..."

„Wir wissen es."

„Seine Schiffe werden kommen, und dann können wir die Donau nicht mehr überqueren."

„Wir wissen es."

„Was schlagt ihr vor?" fragte der Fürst.

„Standhalten und unsere Ehre wahren, Fürst."

Swjatoslaw begriff, daß in dieser Nacht ihn und seine ganze Drushina ein Gedanke beschäftigte. Jeder wußte, daß heute noch die Wege in die Rus frei waren, aber sie wollten sie nicht nehmen. Die Rus konnte dem Feind nur mit dem Gesicht, nicht mit dem Rücken gegenüberstehen.

„Das heißt, wir gehen nicht", sagte Swjatoslaw.

„Wir gehen nicht, Fürst, wir bleiben auf Leben und Tod!" war die Antwort.

4

Dorostolon erhob sich am rechten Donauufer. Das Wasser floß hier träge dahin und berührte fast die Mauern der Stadt. In der Ferne waren das flache linke Ufer

und die auf den ersten Blick ruhige weite Ebene zu sehen, mit den gelbschimmernden Kurganen und den dichten Auenwäldern, wie sie in sumpfigen Gebieten anzutreffen sind.

Aber die Ebene war nicht ruhig. In den Sümpfen und Wäldern sammelten sich von Zeit zu Zeit Horden, von den hohen Kurganen aus beobachteten sie das rechte Ufer, schlichen sich ans Wasser heran, und plötzlich, nachdem sie in dunkler Nacht die Donau durchschwommen hatten, fielen sie über die Städte und Dörfer her. Deshalb baute man die Stadt Dorostolon zu einer starken Festung aus. Auf dem hohen felsigen Ufer errichtet, konnte man von hier aus den Flußlauf und die Donauebene überblicken. Die Stadt umgab eine hölzerne Mauer, die aus Pfählen zusammengefügt war und drei Tore hatte: zwei in Richtung der Ebene und der Berge, eins zur Donau hin. Auf den Mauern standen Tag und Nacht Wachen, und am Ufer gingen Streifen hin und her.

Gewöhnlich lebten nur wenig Menschen in Dorostolon: der bulgarische Statthalter des Gebietes mit seiner Drushina, Bojaren, Kaufleute, die auf der Donau Handel trieben, etliche Fischer und Handwerker. Dem Statthalter und den Bojaren gehörte auch das fruchtbare Land im Westen von Dorostolon und entlang dem Ufer. Dort lebten die halbfreien Bauern und Sklaven.

In gefahrvollen Zeiten, wenn hinter der Donau irgendeine Horde auftauchte, sammelte sich die Drushina des Statthalters in der Stadt, von allen Ecken strömten die Bojaren mit ihrem Gefolge hierher, ebenso die halbfreien Bauern und die Handwerker, die in Katen und Erdhütten am Rande der Stadt hausten. Hinter den hohen Stadtmauern fanden alle Zuflucht; sie griffen zu den Waffen, zogen die Brücken hoch, verriegelten die Tore und nahmen den Kampf auf.

So war es auch jetzt. Die Stadt an der Donau, wo jeder Stein mit Blut benetzt war, mußte wieder einmal Menschen vor dem Tod erretten — die Krieger des Fürsten Swjatoslaw.

Der Fürst wußte, daß der Kampf mit Johannes lang und grausam werden würde. Seit alters her stachelten die Rhomäer die Chasaren auf, gegen die Rus zu ziehen, sie bauten ihnen Festungen, sie streckten von Klimati aus ihre Krallen nach der Rus aus, sie hetzten die Rus gegen Bulgarien und Bulgarien gegen die Rus; sie wiegelten die Petschenegen auf, den Russen in den Rücken zu fallen.

Jetzt führte der Kaiser seine Legionen zum offenen Kampf gegen die Rus. Oh, wie deutlich erkannte Swjatoslaw seinen Fehler bei Adrianopel! Damals hatte Kaiser Johannes von Freundschaft und Frieden gesprochen und nicht einmal im Traum daran gedacht, seine Versprechen zu halten.

Ein ehrenhafter Frieden! Heute wußte der Kiewer Fürst, was ein Friede mit Byzanz kostete, aber jetzt war es zu spät. Jetzt mußte er sich hier in Dorostolon verschanzen und einen Kampf auf Leben und Tod führen.

Als Fürst Swjatoslaw mit seinen Kriegern nach Dorostolon vorrückte und überall die Kunde verbreitet wurde, daß er dort mit dem Kaiser der Rhomäer zusammenstoßen würde, floh der Statthalter Banko mit seiner Drushina in dunkler Nacht ins Gebirge, nach Westen, ihm folgten einige Kaufleute und Bojaren die Donau abwärts, nachdem sie ihr Hab und Gut auf Kähne verladen hatten. Aber keiner trauerte den Abtrünnigen nach; es blieben noch immer viele Kaufleute und Bojaren in Dorostolon zurück. Sie waren auch aus anderen Donaustädten hierher gekommen, unter ihnen der mächtige Bojar Manusch.

Hierher zogen nun, Abteilung auf Abteilung, die Krieger des Fürsten Swjatoslaw. Ein Teil von ihnen rückte direkt in die Stadt ein, andere schlugen ihr Lager in der Ebene vor den Mauern von Dorostolon auf.

Auch bulgarische Krieger kamen, sie suchten in Dorostolon Zuflucht oder richteten sich in der Ebene ein.

Auf allen Wegen, die nach Dorostolon führten, hörte man das Getrappel von Pferdehufen, das Knirschen von Rädern; die Menschen kamen zu Pferd oder liefen neben ihren Fuhrwerken mit den hohen Rädern her, von denen verängstigte Frauen und schwarzäugige Kinder blickten.

Nach Dorostolon kamen auch mit Wagen und Pferd, kurz bevor die Tore geschlossen werden mußten, viele bärtige Männer in langen schwarzen Kutten. Der älteste von ihnen, ein ungewöhnlich magerer und bleicher alter Mann, bat, ihn sogleich zu Swjatoslaw zu führen.

Fürst Swjatoslaw empfing ihn im Haus des Statthalters, wo er sich offensichtlich für längere Zeit eingerichtet hatte.

„Ich bin zu dir gekommen, Fürst, damit du mich und meine Gemeinde unter deinen Schutz nimmst", begann der Alte, als er vor dem Fürsten stand.

„Wer bist du, Vater?" fragte Swjatoslaw. „Was für eine Gemeinde hast du? Du bist müde, setz dich und ruh dich aus!"

„Ich bin der Patriarch Damian, und meine Gemeinde sind die Christen Bulgariens", antwortete der Alte und seufzte tief.

„Heiliger Patriarch", entgegnete Fürst Swjatoslaw lächelnd und setzte sich ihm gegenüber, „wie kann ich dich schützen? Ich bin doch ein Heide — nicht Christus, sondern Perun und andere Götter bete ich an, und meine Krieger ebenso."

„Fürst Swjatoslaw, ich habe mich entschieden, zu dir, dem Heiden, zu gehen, weil der Kaiser und der Patriarch von Konstantinopel uns, die bulgarischen Christen, hassen, verfluchen und darauf erpicht sind, uns zu vernichten."

„Ich wußte nicht, daß Christen einander hassen und vernichten", sagte Swjatoslaw. „Man hat mir erzählt, daß den Christen gepredigt wird: Du sollst nicht töten!"

„Fürst Swjatoslaw! Alle Rhomäer, vom Kaiser und vom Patriarchen bis zum kleinsten Adligen und Geistlichen, sagen zwar: Du sollst nicht töten! Tatsächlich aber sind sie Räuber, Plünderer und Diebe..."

Swjatoslaw schwieg.

„Ich sage die Wahrheit, Fürst", fuhr der Patriarch fort. „Wir beide sind Menschen verschiedenen Glaubens. Ich weiß, daß es in der Rus unterschiedliche Glaubenslehren gibt. Aber mir ist auch bekannt, daß wir in Bulgarien mehrere Religionen nebeneinander haben und du, Fürst, unterschiedliche Glaubenslehren in der Rus duldest. So ist es nun mal, jeder betet auf seine Art; selbst Christus hat gesagt, daß es für Gott keine Unterschiede gibt... Seit langem hassen die Kaiser von Konstantinopel uns Bulgaren, denn wir glauben an Christus, aber wir glauben nicht an den Satan, den sie in der Sophienkathedrale eingeschlossen haben. Unser Volk will auch nicht auf den Patriarchen von Konstantinopel hören, denn es weiß, daß hinter ihm stets der Kaiser steht. Wieviel Blut haben die Bulgaren schon dafür vergossen! König Simeon gab sein Leben dafür... Aber seine Nachfolger haben sich an Konstantinopel verkauft, sie sind Griechen geworden, sie ließen die Rhomäer ins Land. Ich war jetzt in Preslaw, Fürst, und sah, wie die Rhomäer die Bulgaren töteten, wie sie die Gotteshäuser plünderten und uns Christen verhöhnten."

„Und König Boris?" fragte Swjatoslaw.

„König Boris?" entgegnete der Patriarch, wobei er den Blick gen Himmel richtete. „Seine Mutter war eine Griechin, mit der Muttermilch hat er den Haß auf alle christlichen Bulgaren eingesogen. Ich verfluche Boris!"

„Der Patriarch Bulgariens verflucht seinen König!" sagte Swjatoslaw. „Wehe Bulgarien! Aber wie kann ich dir helfen, Vater?"

„Nimm uns in Dorostolon auf", bat der Patriarch. „Du bist Heide, Fürst Swjatoslaw, und deine Krieger auch, aber ich werde beten, daß du die Rhomäer besiegst."

„Ich glaube nicht an Christus", entgegnete Swjatoslaw. „Aber wenn nirgends in Bulgarien Platz für den Patriarchen ist, so bleib hier, Vater."

5

Mikula erblickte Angel schon von weitem, er arbeitete gerade hinter seiner Hütte im Gemüsegarten. Und kaum war Mikula vom Weg abgebogen und hatte sich dem Hof zugewandt, als Angel den Spaten hinwarf und ihm entgegeneilte.

„Oh, wir haben heute einen lieben Gast!" rief Angel. „Zwitana, Zwitana!"

Angels Frau lief mit vor Aufregung geröteten Wangen herbei.

„Wie schön, daß du gekommen bist!" redeten sie um die Wette.

Aber Mikula konnte seine Sorgen nicht verbergen. „Ich wäre jetzt lieber nicht euer Gast", begann er.

„Wieso?" Angel blickte ihn erschrocken an.

Mikula seufzte schwer. „Ich bin gekommen, um mich zu verabschieden. Wir gehen an die Donau."

Angel begriff, wovon Mikula sprach; er hatte längst die Rauchfahnen auf den Gebirgspässen gesehen und den schweren Schritt der russischen Krieger vernommen, die ins Tal hinabstiegen.

„Es ist also wahr?" fragte Angel.

„Ja", antwortete Mikula. „Die Rhomäer greifen uns an, Preslaw, Pliska und Danaja haben sie bereits genommen."

Nach und nach kamen von allen Seiten Angels Nachbarn herbeigelaufen und lauschten dem Gespräch zwischen Mikula und Angel.

„Wohin geht ihr?" fragte Angel.

„Die Rhomäer sind wortbrüchig geworden und kriechen von allen Pässen herab. Wir ziehen zur Donau."

„Und weiter nicht, Mikula?"

Mikula sah den Bulgaren an. „Nein", erklärte er, „wir ziehen zur Donau und werden dort kämpfen."

„Aber es sind unheimlich viele Feinde", sagte Angel nachdenklich.

„Unsere Bojaren ziehen scharenweise in die Berge, eine Krähe hackt der andern kein Auge aus", bemerkte der Nachbar Ognen. „Heute nacht sind sie fortgefahren, ich habe es selbst gehört."

„Jetzt tun sie sich wieder mit den Rhomäern zusammen."

Mikula nahm die Schaffellmütze ab, als ob sie ihn drückte; auf das Schwert gestützt, blickte er lange auf das blaue Tal, über dem rosafarbene Wolken wie Schiffe mit vollen Segeln hingen. Aus diesem Tal wehte ein warmer Wind und trug den Duft von frischer Erde und jungem Gras heran.

„Ein gutes Land", sagte Mikula. „Jetzt wäre es an der Zeit, zu pflügen und zu säen... Aber der Feind läßt es nicht zu."

„Ich gehe mit dir, Mikula", erklärte Angel.

„Etwa nur du?“ fragte der Nachbar Ognen. „Ich bleibe auch nicht hier, ich ziehe mit zur Donau.“

„Ich auch, ich auch“, rief ein Nachbar nach dem anderen.

„Ein gutes Land mit guten Menschen!“ sagte Mikula wie zu sich selbst.

„Ich lasse dich nicht allein!“ rief Zwitana. „Wo du bist, will auch ich sein!“

Die Nachbarn entfernten sich, Mikula ging mit Angel und Zwitana zur Hütte.

„Was nehmen wir mit?“ fragte Zwitana.

„Alles, was wir können“, antwortete Angel, „wir lassen ihnen nichts zurück.“

„Und der Wein?“

„Davon trinken wir heute, einen Schlauch nehmen wir mit, den Rest kippen wir aus.“

„Zwitana, vergiß Nadel und Faden nicht“, bat Mikula, „meine Hemden und Hosen sind ganz zerschlissen.“

„Jetzt trinken wir erst mal, Mikula“, sagte Angel und goß Wein in die Becher.

Nachdem sie eine Weile dagesessen hatten, erhob sich Angel und packte all das in einen Sack, was seiner Meinung nach an der Donau von Nutzen sein konnte. Zwitana lief geschäftig in der Hütte umher und blickte auch in die Vorratskammer und den Keller.

Dann gingen sie in den Hof hinaus. Dort hatten sich inzwischen viele Leute versammelt, nicht nur die Nachbarn. Das ganze Dorf, Männer, Frauen und Kinder, war gekommen, zu Pferd oder auf Fuhrwerken, die mit Ochsen bespannt waren. Und alle hatten beschlossen, mit an die Donau zu ziehen.

Lange stand Mikula nachdenklich auf der Schwelle der Hütte. Dann ging er hinaus und blieb mitten in der Menge stehen.

„Wenn es so ist", rief er, „legen wir die Säcke auf die Fuhrwerke! Spannt an, Leute, ladet alles Getreide auf, damit den Rhomäern nichts bleibt. Treibt die Kühe und Schafe fort, nichts lassen wir hier!"

Bald darauf verließen die Bulgaren ihr Dorf und begannen ins Tal hinabzusteigen. Würdevoll schritt Mikula allen voran.

Elftes Kapitel

1

Das Heer von Johannes Tzimiskes hielt sich einige Tage in Preslaw auf. Der Befehlshaber der Wurfmaschinen, Johannes Kurkuas, brüstete sich immer wieder vor den anderen Feldherren, er hätte dem Kaiser geraten, Preslaw bis Ostern einzunehmen, nur dank seines Einsatzes wären die Truppen des Imperiums so schnell durch die gefährlichen Gebirgspässe nach Preslaw gekommen. Vor Freude zechte Johannes Kurkuas so viel, wie sein Bauch nur fassen konnte. Und er trank alles, was in den Kellern der bulgarischen Könige auffindbar war.

Will man jedoch Johannes Kurkuas Gerechtigkeit widerfahren lassen, darf man nicht vergessen, daß er in Preslaw noch eine Tat verübte, die sogar der Diakon Leon in seiner Geschichte erwähnte: „Der Magister Johannes beging im Missya Verbrechen gegen die Heilige Kirche. Er plünderte viele Gotteshäuser und raubte Meßgewänder und heilige Gefäße." Was der Diakon Leon auch sonst über die Geschichte gesagt haben mag, über Johannes Kurkuas schrieb er die Wahrheit! Dabei verhielt der sich nicht anders als alle Heerführer und Krieger und als Kaiser Johannes persönlich.

Am Feiertag zu Christi Auferstehung — oh, wie prunkvoll hatten sie ihn in Konstantinopel immer begangen — veranstaltete Kaiser Johannes auch hier in Preslaw eine große Prozession. Von der Preslawer Sophienkathedrale aus fuhr er gemeinsam mit König

Boris durch die engen Straßen der Stadt, wo noch der Brandgeruch in der Luft lag, bis hinter die Mauern zu den in Reih und Glied angetretenen und den Kaiser stürmisch begrüßenden Legionen.

Dann nahm Johannes zum ersten Mal nach dem Fasten eine Fleischspeise zu sich, er aß zu Mittag und gab König Boris sogar einen Kuß. Später rief er den Ersten Minister Basileios zu sich. Er eröffnete ihm, daß er mit dem Heer aufbreche, und befahl ihm, den Schatz der bulgarischen Könige wie seinen Augapfel zu hüten.

Und der byzantinische Kaiser Johannes führte sein Heer weiter.

2

Fürst Swjatoslaw wußte, wo das byzantinische Heer vorrückte. Als er aus dem Gebirge herabstieg, meldeten seine Kundschafter, welche Streitkräfte der Kaiser mit sich führte, auf welchen Wegen sie kamen, wo sie das Nachtlager aufschlugen. Das Stöhnen des unglücklichen bulgarischen Landes, der Aufschrei seiner Menschen drang unaufhörlich an Swjatoslaws Ohr.

Noch war es möglich, die Donau mit Schiffen zu überqueren und durch das Land der Ulitschen in die Rus zu gelangen.

Mit dieser Bitte wandte sich auch Ulib an seinen Bruder. Einmal, als beide am Ufer der Donau außerhalb der Stadtmauern standen, sagte Ulib, wobei er auf den breiten, wasserreichen Strom und das ferne linke Ufer blickte: „Wäre es für uns nicht besser, Bruder, in Schiffe zu steigen und in die Rus zurückzukehren?“

Fürst Swjatoslaw antwortete: „So wie die Donau niemals rückwärts fließt, so laufen russische Krieger niemals vom Kampffeld fort. Wovor fürchtest du dich, Bruder Ulib?“

„Vor dem Schwert und dem Speer, vor dem Tod, der viele unserer Menschen hier am Ufer der Donau treffen wird."

„Wer sich vor dem Kampf mit einem Geier auf dem Felsen fürchtet, wird durch ihn im Tal umkommen", sagte Fürst Swjatoslaw streng. „Wenn wir den Kampf mit dem Kaiser nicht an der Donau aufnehmen, holt uns ein unerbittlicher und ruhmloser Tod am Dnepr ein."

„Mein Bruder!" fuhr Ulib schmerzerfüllt fort. „Ich bitte nicht für mich, ich denke an all die Menschen..."

„Auch ein Fürst muß von seinen Menschen lernen. Sonst wird er zum Feind und Widersacher..."

„Danke für die Belehrung, Bruder. Wo du bist, bin auch ich. Wir werden für die Wahrheit eintreten. Christus möge uns helfen."

„Gegen den byzantinischen Christus werde ich mit dem Schwert kämpfen, Bruder Ulib, und Perun wird mir beistehen."

„Jedem von uns möge sein Gott helfen", beendete Fürst Ulib das Gespräch.

Vor Sonnenuntergang verließ Fürst Swjatoslaw mit einer kleinen Drushina Dorostolon. Auf einem Hügel zügelte er sein Pferd. Von hier aus konnte er die fernen Berghänge überblicken, die von dunklen Wäldern durchschnittene Ebene, das Tal, das zu dieser Stunde an eine riesige Schale mit kräftigem, blauem Wein erinnerte, und die Stadt, die sich über der Donau erhob. Ahnte Fürst Swjatoslaw, daß schon am nächsten Tag hier auf dem Hügel der Kaiser von Byzanz stehen und die Umgebung betrachten würde? Und daß sich die russischen Krieger inmitten dieser unermeßlichen Weite auf nur ein Fleckchen, die Stadt und die Festung, zurückziehen mußten?

Wie Swjatoslaw wußte, besaß der Kaiser von Byzanz

fünfzig- bis sechzigtausend Krieger. Aber auch die Rus und Bulgarien besaßen zusammen nicht weniger. Überall in den Bergen und im Tal wirbelte Staub empor, auf der Donau eilten Boote dahin — das waren Bulgaren, die in Scharen zu ihm stießen und Schulter an Schulter mit den Kriegern der Rus Widerstand leisten wollten.

Der Kaiser von Byzanz kam geradewegs von Preslaw an die Donau. Zur selben Zeit mühte sich ein Teil seines Heeres, die Stadt zu umgehen, das wußte Fürst Swjatoslaw. Die russischen Streitscharen hatten am Ufer der Donau, beiderseits Dorostolons, in Hufeisenform Aufstellung genommen. Wie auch der Schlachtplan des Kaisers aussah, er würde zuerst die Unsterblichen oder die todbringenden schwerbewaffneten Fußsoldaten in den Kampf schicken. Leicht würde es ihm jedenfalls nicht fallen, nach Dorostolon durchzubrechen. Und hier im Tal würde unausweichlich die große Schlacht stattfinden.

In der Dämmerung kehrte Swjatoslaw in die Stadt zurück. Er ritt die Mauer entlang, besichtigte die Gräben, Wälle, Tore, wo, ungeachtet der späten Stunde, Tausende von Menschen arbeiteten. Nein, es würde für die Krieger des Kaisers nicht leicht sein, durch die Reihen der spitzen Pfähle hindurchzukommen, die Gräben zu überwinden, aus denen ebenfalls Pfähle hervorragten, auf die Wälle vorzudringen, die Mauern zu erklimmen, von wo jeden Augenblick kochendes Pech herabfließen oder Steine fallen konnten!

Mitten in der Stadt befand sich der Marktplatz, eine unerläßliche Einrichtung jeder Stadt zu jener Zeit. Dort verkauften die Dorostoloner Kaufleute gewöhnlich Getreide, Honig, Fisch, Fleisch, Gemüse. Den besten Standort hatten einst die Kaufleute aus Konstantinopel und die aus dem Osten eingenommen. Die Erde an den beiden Steinen, die am Rande des

Marktes emporragten, war tränendurchtränkt, dort wurden die Sklaven verkauft.

Fürst Swjatoslaw zügelte sein Pferd mitten auf dem Platz und blickte sich um. An einen Markt erinnerte hier nichts mehr. Überall standen bulgarische Fuhrwerke, die hochragenden Deichseln hoben sich dunkel vom Himmel ab; hier und dort brannten Feuer, über denen große Kessel hingen. Die Menschen saßen nach Sippen, die Sippen nach Dörfern, die Dörfer nach Amtsbezirken geordnet. Hier hatten sich alt und jung versammelt, in der einen Ecke stritt man, in der anderen versöhnte man sich. Neben einem Lagerfeuer erklang ein trauriges bulgarisches Lied, dem russische Krieger, auf ihre Speere gestützt, lauschten.

Still, still trägt die Donau das Wasser...

Fürst Swjatoslaw, der von dem langen Tag müde war und den jetzt das düstere Haus des Statthalters erwartete, bekam Lust, vom Pferd zu steigen, sich ans Feuer zu setzen, zu essen, zu trinken. Er wollte sich ausruhen, in den sternenbesäten Himmel blicken und dem Lied lauschen.

Er sprang vom Pferd, ging zu den Kriegern an der Stadtmauer, grüßte und fragte, ob er sich an ihrem Feuer wärmen dürfe.

„Oh, Fürst Swjatoslaw", sagte ein älterer, bärtiger Krieger, der ein Stück Fleisch am Spieß in der Hand hielt. „Wir bitten dich, Platz zu nehmen, wir haben einen guten Braten."

„Dazu Branntwein und Traubenwein", ergänzte ein jüngerer Mann, offensichtlich ein Bulgare.

„Wir bitten dich, Platz zu nehmen, Fürst!" sagte eine Frau.

Swjatoslaw setzte sich neben diese Menschen, er trank Wein, aß ein Stück gebratenes Fleisch, das nach Rauch duftete, und brach frisches Brot.

„Dein Braten war gut", sagte der Fürst zu dem bärtigen Krieger, „und dein Wein auch", fügte er, an den Bulgaren gewandt, hinzu. „Wie das bulgarische Land, duftend und stark. Dank euch, Männer!"

„Die Erde hier ist gut, Fürst", stimmte der bärtige Krieger zu, „gut ist auch ihr Brot. Aber ich habe noch anderes Brot bei mir, Fürst..."

„Was für Brot?"

Der bärtige Krieger zog aus seinem Sack ein kleines Stück altbackenes Brot, das in der Dunkelheit schwarz wie die Erde aussah.

„Als wir an der Grenze des Poljanenlandes waren, betete ich eines Abends zu Perun, ich bat um den Sieg in der Schlacht und legte mich dann schlafen", erzählte er, als er bemerkte, daß der Fürst neugierig das Stück Brot ansah. „Am Morgen erwachte ich, und neben meinem Schild lag Brot. Woher kam es? Ich weiß es nicht, vielleicht von Perun? Ich aß von diesem Brot und gab auch anderen etwas ab, aber ein Stück trage ich bei mir... Brot der Heimat, in ihm ist unsere Erde."

Fürst Swjatoslaw streckte die Hand aus, nahm das Brot und betrachtete es lange.

3

Die Schlacht bei Dorostolon begann am 23. April 971 sieben Uhr morgens. Am Abend zuvor waren alle Truppen des Kaisers ins Tal gekommen und hatten sich in einem Halbkreis aufgestellt, der an der Donau oberhalb von Dorostolon seinen Anfang nahm. Den Halbkreis beschlossen an der Donau unterhalb von Dorostolon starke militärische Verbände des byzantinischen Imperiums, die aus den Streitkräften der Provinzen bestanden. Nur von einer Seite, von Osten her, be-

drohte der Feind die Russen nicht. Aber dort wälzte die wasserreiche Donau ihre Fluten.

Noch in der Nacht hatte Swjatoslaw seinen Wojewoden befohlen, alle Tore von Dorostolon zu öffnen und einen Teil der Truppen auf das Schlachtfeld zu führen. Hatten er und seine Krieger sich jemals vor dem Feind verborgen? Außerdem standen genügend Reiter und Fußtruppen an den Stadttoren und an der Donau in Bereitschaft.

Bei Tagesanbruch erblickte Swjatoslaw, der unter dem Banner der Rus an der Spitze seines Heeres hoch zu Pferde saß, das Lager des Kaisers. Dieses Mal ging Johannes Tzimiskes anders vor als in der Ebene des Ostbalkans. Er versuchte nicht, die Russen in eine Falle zu locken, sondern hoffte im Gegenteil, sie im ersten Angriff zu schlagen, ihre hufeisenförmige Angriffsstellung auseinanderzusprengen. Deshalb stellte er an die Spitze seines Heeres gepanzerte Reiter, dahinter Bogenschützen und Steinschleuderer. Ihnen schlossen sich einige Abteilungen schwerbewaffneten Fußvolks an, dann wiederum Bogenschützen und Steinschleuderer. An den Seiten, rechts und links in den Wäldern, standen die Unsterblichen, die dem Heer im entscheidenden Augenblick zu Hilfe kommen sollten.

Wie aber stellte Fürst Swjatoslaw sein Heer auf? Vor allen Abteilungen standen einige Reihen Krieger in Harnischen, mit Helmen und hohen, länglichen, purpurroten Schilden. Den Schildträgern folgten die Bogenschützen und Steinschleuderer. Jeder Schütze trug einen mit Pfeilen gefüllten Köcher, und Berge von Pfeilen — scharfe, mit eiserner Spitze und guter Fiederung — lagen vor ihnen auf der Erde. Junge Burschen brachten aus der Stadt ständig neue herbei.

Hinter den Bogenschützen und Schildträgern standen unabsehbar die Reihen der Lanzenträger. Die Spitzen der Lanzen über ihren Köpfen schimmerten

grau wie ein abgeerntetes Feld. Nun folgten in Rüstungen, mit gezückten Schwertern und Messern an den Gürteln, die besten Krieger des russischen Landes, die auf dem Schlachtfeld Mann gegen Mann zu kämpfen wußten. Für den Fall, daß die Legionen des Imperiums auf dem Schlachtfeld die Oberhand bekommen würden, standen an allen Toren der Stadt als Reserve noch viele Abteilungen zu Fuß und zu Pferde bereit. Aber Fürst Swjatoslaw glaubte nicht, daß Johannes Tzimiskes ihn überwältigen würde.

In der knisternden Stille über dem Tal erklangen Trompeten, und einige Reiter mit einer weißen Fahne lösten sich aus den vorderen Reihen der Rhomäer und ritten auf das Lager der russischen Krieger zu. Ehe sie in die Reichweite der Schildträger kamen, zügelten sie die Pferde, die vor den purpurroten Schilden scheuten, und riefen etwas.

„Was wollen sie?" fragte Fürst Swjatoslaw.

„Sie sagen", antwortete der Wojewode Ikmor, der Griechisch konnte, „daß der Kaiser der Rhomäer dem Fürsten der Rus befiehlt, die Waffen niederzulegen, sich vor den Siegern zu verneigen, um Gnade für seine Vermessenheit zu bitten und sogleich abzuziehen..."

„Wojewode, antworte ihm", unterbrach ihn der Fürst, „wie einem Hund."

Die Hände an den Mund gelegt, schrie Ikmor schallend, daß ihn wahrscheinlich nicht nur die Reiter, sondern auch der Kaiser im Feldlager hörte: „Sagt eurem Kleinen, er soll den Gürtel enger schnallen, unser Fürst hält für ihn einen Strick aus Brennesseln bereit, und mit diesem Strick werden wir ihn nicht nur binden, sondern auch prügeln. Verschwindet, ihr Teufel, mitsamt eurem Kaiser!"

Trotz der schrecklichen Stunde lachten die russischen Krieger über diese Worte, die der aufgebrachte Ikmor

noch mit Gesten bekräftigte. Als die Reiter, nachdem sie die Entgegnung des Fürsten gehört hatten, die Pferde wendeten und fortsprengten, flog ihnen vielstimmig nach: „Ho, ho, ho! Verschwindet, ihr Hunde! Mitsamt eurem Kaiser!..."

Sogleich erdröhnte die Erde in der Ferne von Pferdehufen. Der Patrizier Peter, ein grausamer, aber kühner Feldherr, führte Tausende von Reitern in den Kampf. An den Sattelbogen geduckt, in der Hand die Lanze für den ersten Angriff und für den weiteren Kampf das Schwert, flog er den Reitern voran, die auf das Lager der russischen Krieger zujagten.

Aber wenn sie in ihrem rasenden Flug schrecklich anzusehen waren, so wirkte die Wand der purpurroten Schilde, die sich vor ihnen erhob, nicht weniger furchtbar. Die Reiter jagten direkt auf die Sonne zu, die über der Donau aufging und sich plötzlich verdunkelte: Tausende von Pfeilen flogen ihnen entgegen.

Und dann drangen die Reiter in die Mauer der Schilde ein, Lanzen bohrten sich in Pferdeleiber, und nicht wenige Reiter stürzten zu Boden, die Wand der Schilde erzitterte und drohte zu zerbrechen.

Aber das dauerte nur einen Augenblick. Sogleich richtete sich die purpurrote Wand wieder auf. Da sie die Mauer der Schilde nicht einzudrücken vermochten, schlugen die Reiter mit ihren Schwertern auf sie ein. Rings um die Schildträger schwirrten Pfeile, Fußvolk der Rhomäer, Bogenschützen, Steinschleuderer, Schwertträger kamen den Reitern zu Hilfe.

Auch jetzt gelang es den Rhomäern nicht, die Mauer zu durchbrechen; die Abteilungen des Kaisers gerieten in Unordnung. Nicht die Legionen rückten vor, sondern die Krieger des Fürsten Swjatoslaw mit den Schildträgern an der Spitze bewegten sich im Tal vorwärts.

Aber Fürst Swjatoslaw führte seine Krieger nicht weit. Er wußte, daß Kaiser Johannes zu beiden Seiten in den Wäldern Reiterei bereithielt, die ihnen jeden Augenblick in den Rücken fallen konnte.

Zwölfmal schickte an diesem Tag Kaiser Johannes sein Heer gegen den Feind vor. Von seinem Hügel aus mußte er mit ansehen, wie seine Kolonnen vorgingen und immer wieder zurückfluteten. Er sah auch, wie nach dem zwölften furchtbaren Angriff, als seine Reiter aus dem Hinterhalt heranflogen, die Krieger des Fürsten Swjatoslaw lange und erbittert mit ihnen kämpften und dann, nachdem sie die Schilde auf den Rücken gehängt hatten, den Mauern von Dorostolon zustrebten und hinter den Toren verschwanden.

Der Kaiser wollte sich seine Niederlage nicht eingestehen und glaubte, daß er Swjatoslaw doch noch besiegen werde. Was bedeutete schon der Tod vieler Legionäre? Die Feldherren trieben immer neue aus Byzanz und Asien heran. Kaiser Johannes besaß genug Streitkräfte, das eroberte Bulgarien lag hinter ihm, es gab einen direkten Weg nach Konstantinopel.

Woher sollte aber der stolze Swjatoslaw Verstärkung nehmen?

In diesem Augenblick, als sie in Dorostolon die Tore schlossen, erblickte Kaiser Johannes in der Ferne auf der Donau Segel. Die Schiffe aus Byzanz kamen. Jetzt gerieten Swjatoslaws Krieger in einen stählernen Ring.

4

In dieser ersten Schlacht bei Dorostolon wurde der Wojewode Svenald schwer verwundet. Er hatte gekämpft, als wollte er für seine bei Preslaw gefallenen Krieger Rache nehmen, und sich in den heißesten Kampf gestürzt, als suche er den Tod.

Svenald lag in den Gemächern des Statthalters am Fenster, das auf die Donau hinausging. Fürst Swjatoslaw und Svenalds Sohn Ljut waren bei ihm; an seinem Lager flackerte eine Kerze, ein Krug mit Wasser stand da, ein Handtuch hing daneben.

„Gib mir zu trinken, mein Sohn", sagte Svenald.

Ljut reichte ihm den Krug, der Wojewode nahm einige Schlucke.

„Jetzt ist mir leichter, mein Herz schmerzt nicht mehr so", sagte er. Dann schloß er die Augen und lag lange da, wobei er offensichtlich über etwas nachdachte. Seine Brust hob und senkte sich.

„Meine Stunde hat geschlagen", sagte er nach einer Weile und blickte Swjatoslaw mit großen, klaren Augen an.

„Wir werden unsere Kräfte noch miteinander messen, Svenald", ermunterte Swjatoslaw seinen Wojewoden und versuchte zu lächeln.

„Nein, Fürst", antwortete Svenald, „ich fühle den Tod, er ist nah, und ich... bin darüber nicht traurig." Der Wojewode schwieg, er blickte auf das dunkle Fenster, und sein Gesicht wurde ungewöhnlich ruhig.

In seinem langen Leben war er durch viele Länder gekommen, und vielleicht zogen jetzt vor seinen Augen die felsigen Ufer des weiten Nordens vorüber, wo er zur Welt gekommen war? Vielleicht erinnerte er sich an die Steppen hinter der Wolga, hinter dem Kaspischen Meer, wohin er schon in jungen Jahren mit seinen Männern gezogen war? Vielleicht sah er in Gedanken das Mittelländische Meer und die Städte an seinen Ufern, auch dort hatte er mit seinem Schwert geweilt...

Dann sagte er: „Ich liebe meine Heimat am kalten Meer, dort bin ich aufgewachsen, und dort sind die Gräber meiner Vorfahren. Aber die Konunge verjagten

mich und viele andere Waräger aus der Heimat und hätten uns für ewig unglücklich gemacht, wenn die Rus nicht gewesen wäre. Sage mir, Fürst Swjatoslaw, wir sind doch nicht als Feinde nach Kiew gekommen und haben der Rus auch nichts Böses zugefügt?"

„Beruhige dich, Svenald", erwiderte Swjatoslaw ernst. „Weder du noch deine warägischen Freunde waren Feinde der Rus. Ihr habt ihr aufrichtig gedient."

„Ja, das taten wir", sagte Svenald leise, und ein kaum sichtbares Lächeln spielte um seine Lippen. „Dafür, daß die Russen mich als Krieger und Freund aufgenommen haben, liebe ich die Rus, liebe ich Kiew, und obwohl ich im Norden geboren wurde, wollte ich in Kiew sterben. Aber es ist anders gekommen, und darüber bin ich traurig."

„Wir werden bald in Kiew sein."

„Ihr werdet Kiew wiedersehen, siegreich werdet ihr heimkehren, aber ich sterbe hier an der Donau... Leb wohl, Fürst! Werde ein rechtschaffener Krieger, mein Sohn!"

„Ich werde dich nicht vergessen", sagte Fürst Swjatoslaw.

Der Wojewode hörte seine Worte nicht mehr.

Es war eine furchtbare Nacht. Einige tausend russische Krieger waren im Kampf gefallen, einige tausend hatte der Kaiser verloren. Als es dunkelte, wurde leise eines der Tore von Dorostolon geöffnet; eine Gruppe von Kriegern schlich hinaus aufs Schlachtfeld, um die Verwundeten zu bergen, deren Stöhnen weithin zu hören war, und die Körper der Toten der Erde zu übergeben.

Zur selben Zeit waren auch rhomäische Krieger auf dem Feld, auf dem ihre verwundeten oder gefallenen

Brüder und Freunde lagen. Die Krieger blickten einander stumm an und gingen ihrer Wege. Der Tod machte die Menschen gleich. Hier auf dem Schlachtfeld gab es weder Kaiser noch Fürsten.

5

Spät in der Nacht wurde leise ein Stadttor geöffnet, einige hundert Krieger schlichen heraus; eine Weile schmiegten sie sich an die Mauer, dann kletterten sie in einen Graben, wenig später erschienen sie auf dem Wall und krochen zwischen den spitzen Pfählen hindurch. Unter den Kriegern befanden sich auch Mikula and Angel.

Als sie dem Pfahlzaun entronnen waren, verharrten sie lange, lauschten und starrten zu den hohen, auf die Stadtmauern gerichteten Sturmböcken und Rammen. Sie konnten auch die Wurfmaschinen, die an Schildkröten erinnerten, und die aufgestellten Pfeilschleudern erkennen. Viele bewaffnete Krieger standen bei den Maschinen, sie mußten diese anscheinend bewachen.

Ringsum war es still. Nur von der Donau drangen Ruderschläge, auf einer Landzunge krächzte ein Vogel, und in den Bergen heulte ein Wolf.

Da erhoben sich die russischen Krieger blitzartig und stürzten, das Schwert in der Hand, vorwärts. Plötzlich schien etwas die Nacht zu zerreißen. Dort, wo die Wurfmaschinen standen, ertönte Kampflärm und -geschrei, Menschen stöhnten, Waffen klirrten. Sogleich war alles wieder still. Es war nur zu hören, wie jemand mit Hilfe von Steinen Feuer schlug. Funken sprühten in der Dunkelheit, entzündeten sich... Die Maschinen vor den Mauern von Dorostolon gingen in Flammen auf.

Im Lager der Rhomäer entstand Unruhe. Beklommen ertönten die Glöckchen, die Wachen schrien, man hörte den schweren Tritt vieler Menschen. Irritiert von der Dunkelheit stolperten die Krieger des Kaisers auf die Brandstätte zu.

Aber zu spät. Als die Rhomäer bei den Wurfmaschinen ankamen, hatte das Feuer diese schon verschlungen. Die Herbeigelaufenen riefen nach Johannes Kurkuas, nach der Wache, aber niemand antwortete. Von den Mauern Dorostolons sausten Pfeile und Steine herab, für die russischen Krieger war es jetzt ein leichtes, die vom Feuer beleuchteten Rhomäer zu treffen.

Als die Sonne aufging, steckte auf dem Turm des Dorostoloner Tores auf einer hohen Stange zur Abschreckung der Feinde der Kopf von Johannes Kurkuas.

6

Spät in der Nacht führten Mikula und Angel leise ein Gespräch.

„Es wird immer schwerer für uns, Angel. Viele Männer sind gefallen, viele sind krank oder verwundet. Und dann der Hunger..."

„Ja, Freund Mikula, es muß etwas geschehen!"

„Kennst du den Weg, Angel?"

„Ich kenne jeden Stein und jeden Strauch."

„So wagen wir es!"

Erst am Abend des folgenden Tages erzählten sie Zwitana, was sie vorhatten. Der Hundertschaftsführer Dobyslaw, mit dem sie sich berieten, hatte zuerst Zweifel gehegt, ob ihr Plan durchführbar sei, aber dann zugestimmt. In der Nacht, ehe der Mond aufgegangen war, wollten sie die Donau überqueren. Die Strömung würde sie an den rhomäischen Schiffen vorbei ans linke Ufer tragen. Inzwischen würde der Mond scheinen

und alles beleuchten. Angel wollte Mikula durch das Gestrüpp führen, er kannte am Ufer jedes Dorf, in jedem von ihnen lebten seine Leute. Sie wollten die Donau aufwärts gehen, irgendwo einen Kahn auftreiben, Korn hineinschütten und in der dunklen Nacht mit der Strömung wieder nach Dorostolon fahren.

Wie geplant brachen sie auf. Als sich Mikula von Zwitana verabschiedete, sagte er: „Hier, Zwitana, nimm und iß..."

Er reichte ihr sein letztes Stück von dem trockenen, harten Brot, das er aus Rußland mitgebracht hatte.

„Iß es selbst!"

„Nein, nein!" sagte Mikula. „Wir finden schon welches, wenn wir erst die Donau durchschwommen haben."

So gingen sie fort.

Überall in der Stadt, an den Mauern, auf dem Markt, in den Straßen, lagen verwundete und kranke Krieger. Sie litten schweigend, aber jeder konnte sehen, wie erschöpft und hungrig sie waren.

Zwitana half, wo sie nur konnte. Alle Frauen in Dorostolon bemühten sich, das Leben der Krieger irgendwie zu erleichtern. Sie halfen Gräben auszuheben, die Mauern zu verstärken, sie stiegen zur Donau hinab und holten Wasser.

Da kam Zwitana ein Gedanke, wie sie wirklich etwas tun konnte. Vor Tagesanbruch, als die Krieger aus schwerem Schlaf erwacht waren, in Reihen antraten und zum Tor zogen, setzte sie einen Helm auf, der neben dem Feuer zurückgeblieben war, und ging hinter den Kriegern her. Am Tor nahm sie wie alle einen Speer.

Keiner hielt sie an. Wer würde in ihr, die wie die

übrigen Krieger gekleidet war und einen Speer in den Händen trug, eine Frau erkennen? Wer würde jemanden zurückhalten, der zum Schlachtfeld ging, um bis zum Tod zu kämpfen? Auch die Krieger, denen Zwitana sich hinter der Mauer anschloß, merkten nicht, wer sie war.

„Hast du ein Messer mitgenommen?" fragte sie der Krieger, der an ihrer rechten Seite ging.

„Habe ich", antwortete Zwitana und bedauerte, daß sie keines genommen hatte.

Dann begann der Kampf, und Zwitana wehrte sich wie die Männer. Sie kämpfte, bis sie zusammenbrach.

Hinter der Donau tauchte der große Vollmond auf und stieg über dem Flußbett empor. Er übergoß alles mit seinen gleichmäßigen, klaren Strahlen. Dort, wo vor kurzem die Schlacht getobt hatte, funkelten Waffen, Schilde, Schwerter, die Körper der Gefallenen hoben sich dunkel ab. Über dem Feld kreisten sogar jetzt, in der Nacht, Raubvögel.

Die russischen Krieger gingen aufs Schlachtfeld und bargen ihre Toten, um sie bei Sonnenaufgang der Erde zu übergeben.

Ebenso machten es die Rhomäer. Plötzlich blieben einige von ihnen stehen. Sie hatten einen Russen gesehen, der, die Arme an den Körper gepreßt, mit hoher Brust, das Gesicht dem Mond zugewandt, dalag und mit weit geöffneten Augen zum Himmel blickte.

Die Rhomäer erschraken. „Er lebt!"

Aber der Krieger war tot. Von seinem Kopf war der Helm herabgerutscht, so daß das Haar zum Vorschein kam, auf die Schultern, die Erde fiel...

„Das ist ja eine Frau!" sagte einer der Rhomäer.

„Entsetzlich!" antwortete ein anderer. „Sie ziehen alle in den Kampf."

Immer höher stieg der Mond über dem weiten Feld. Noch in der gleichen Nacht kehrten Mikula und Angel zurück. Sie waren nicht bis zu den bulgarischen Dörfern gelangt, auch am linken Ufer standen die Feinde. Als sie mit ihnen zusammenstießen, kamen sie gerade noch mit dem Leben davon. Angel wurde am Bein schwer verwundet. Ohne Mikula wäre er wohl umgekommen.

Mikula schleppte Angel auf den Armen durch das Tor zu ihrem Lagerfeuer. Sie setzten sich auf die kalte Erde. Angel rief nach Zwitana.

Sie antwortete nicht — vielleicht half sie irgendwo. Die Krieger ruhten sich aus und warteten. Aber Zwitana kam nicht.

„Wo mag sie sein?" fragte Angel, wobei er Mikula erschrocken anblickte. Mikula schwieg. Der Helm neben dem Lagerfeuer war fort.

7

Der Kaiser befahl, russische Gefangene einzubringen. Er wollte sie persönlich verhören, um zu erfahren, wie stark die Russen waren und ob sie noch lange durchhalten konnten.

Die Gefangenen wurden herbeigeführt. Der Kaiser dachte, es seien viele, weil ein starkes Kommando sie begleitete, aber als dieses zurücktrat, sah der Kaiser, daß dort nur ein einziger Mann stand.

Sein Alter war schwer zu schätzen. Die spitzen Schultern zeugten davon, daß er sich in seinem Leben viel und hart mühen mußte. Der schwarze Bart fiel ihm fast bis auf die Brust, aber das bleiche, faltenlose Gesicht, der funkelnde Blick ließen erkennen, daß der Gefangene noch jung war. Von seiner Kleidung waren nur die kurzen Leinenhosen übriggeblieben, und auch

die waren so zerfetzt, daß man darunter die Haut sehen konnte. Die nackte Brust war an mehreren Stellen verletzt, in der Nähe des Herzens klaffte eine tiefe Wunde.

Aber der Mann hatte offenbar die Wunden vergessen, er sah den Kaiser und seine Krieger furchtlos an, er lächelte sogar.

Der Kaiser wurde ärgerlich. „Frage ihn, weshalb er lächelt!" sagte er zu dem Dolmetscher.

Der Dolmetscher beeilte sich, dem Gefangenen zu sagen, was man von ihm wollte, wobei er ihm auch erklärte, vor was für einer hohen Persönlichkeit er stand.

Der Gefangene lachte, während er die Antwort gab.

„Was sagt er?" brüllte Tzimiskes los.

„Er sagt, Imperator, daß er gesehen hat..." Der Dolmetscher wurde verlegen.

„Was? Was?" schrie der Kaiser noch heftiger.

„Er sagt, er hätte tote Fürsten, aber noch keinen lebenden Kaiser gesehen. Deshalb lacht er auch..."

„Verfluchter Russe", kreischte Johannes, „er wird für seine Worte teuer bezahlen!.. Frage ihn, wieviel Truppen Fürst Swjatoslaw geblieben sind."

Der Gefangene antwortete: „Die Rhomäer haben viele Truppen, aber Fürst Swjatoslaw hat doppelt soviel..."

„Er soll sich genauer ausdrücken!"

„Soviel wie Sterne am Himmel..."

Der Kaiser tobte. „Frag ihn, ob der Hunger in Dorostolon groß ist, ob sie dort Brot, Fleisch, Wein haben."

Der Gefangene befeuchtete mit der Zunge die trockenen Lippen und erwiderte: „Oh, bei uns in Dorostolon haben wir genug von allem, Brot, Fleisch, Milch, Wein... Alles ist ausreichend vorhanden. Der Kaiser würde platzen vor Neid!"

Das waren die letzten Worte des Gefangenen aus Dorostolon. Sein Herz versagte. Die Knie knickten ein, er brach zusammen.

An den Mauern der Stadt hörte man Lärm. Russische Krieger kamen aus dem Tor, um sich erneut zum Kampf zu stellen. Sie stürzten zum Lager der Rhomäer und rafften bei dem entstehenden Tumult so viele Lebensmittel wie möglich zusammen. Dann traten sie den Rückzug an, wobei sie sich mit den Schilden deckten.

Da geschah etwas, was die Krieger, die eben erst ihr Leben aufs Spiel gesetzt hatten, einfach nicht begreifen konnten: Als sie dem Tor der Stadt schon nahe waren, wurde dieses plötzlich vor ihnen verschlossen.

Auf dem Feld erhob sich ein unglaubliches Geschrei. Die Krieger donnerten gegen das Tor, aber niemand antwortete. Sie versuchten die Bogenschützen und Steinschleuderer, die auf den Mauern standen, anzurufen, aber jene waren anscheinend in einen Kampf verwickelt. Zum südlichen oder nördlichen Tor von Dorostolon auszuweichen war unmöglich, da schwerbewaffnetes Fußvolk der Rhomäer und die Unsterblichen das russische Heer umringten. Tod? Ein schrecklicher Tod vor den Mauern Dorostolons.

Plötzlich erzitterte das Tor wie unter Schlägen, als ob jemand versuchte, es von innen zu öffnen. Wirklich, es öffnete sich, und die Krieger flossen im dichten Strom in die Stadt zurück, wobei sie sich immer noch gegen die Verfolger im Rücken zur Wehr setzen mußten.

Folgendes war geschehen: Als auf dem Feld hinter der Stadt der erbarmungslose Kampf tobte, verriegelte jemand von innen das Tor der Festung, um den rus-

sischen Kriegern den Weg abzuschneiden und sie damit dem sicheren Tod auszuliefern.

Zum Glück bemerkten dies die Wachen auf den Mauern sogleich und begriffen, was geschehen war. Nachdem sie nach unten gestürzt waren, kamen sie am Tor mit den Verrätern ins Handgemenge, ein paar schlugen sie nieder, die anderen nahmen sie gefangen. Es waren bulgarische Bojaren, und der Erste Bojar Manusch führte sie an.

Als die Donau und die Stadtmauern von Dorostolon in der Dämmerung versanken, befahl Fürst Swjatoslaw, die verräterischen Bojaren aus dem Gefängnis in das Haus des Statthalters zu bringen.

Wie sich herausstellte, war es nicht leicht, die Bojaren unversehrt durch die Straßen von Dorostolon zu führen. Obwohl es schon dunkel war und eigentlich keiner sehen konnte, wen die russischen Krieger da mitten in der Nacht begleiteten, ertönten überall, wo sie vorbeigingen, Drohungen, oft flogen auch Steine hinter den Bojaren her.

Fürst Swjatoslaw blieb auf der Schwelle stehen und ließ den Blick durch den Raum schweifen. Einige der Bojaren, die an den Wänden entlang standen, kannte er: den Ersten Bojaren Manusch, die Bojaren Goran, Radul, Strumen aus Dorostolon und Umgebung.

Fürst Swjatoslaw hatte keinen von ihnen gezwungen, ihm zu dienen. Im Gegenteil, sie waren von sich aus einer nach dem anderen zu ihm gekommen und hatten Treue geschworen. Der Erste Bojar Manusch kam angeblich auf Geheiß von König Boris.

Jetzt schwiegen die Bojaren; in ihren Augen funkelte offener Haß, die Hände waren zu Fäusten geballt.

„Ich habe euch zusammengerufen, Bojaren", begann Fürst Swjatoslaw, nachdem er im Sessel am Tisch

Platz genommen hatte, „um zu hören, weshalb ihr gegen uns Verrat geübt habt, und um euch zu richten."

Da trat der Erste Bojar Manusch vor, ein älterer, aber noch kräftiger Mann, der ein dunkles, langes Gewand und eine schwere Kette um den Hals trug. Er sagte laut: „Nach welchem Recht willst du Gericht über uns halten, Fürst? Wir sind bulgarische Bojaren, und nur der König oder Gott können ein Urteil über uns fällen."

Fürst Swjatoslaw richtete seinen Blick auf den Bojaren, er betrachtete die Kette und sagte: „Ich bin nicht nur für die Rus mit meinem Heer nach Bulgarien gekommen, Bojaren, sondern für die Rettung der Rus und Bulgariens."

„Das lag auch unserem König Peter am Herzen, und er starb dafür!" rief der erregte Bojar Manusch.

Ruhig entgegnete ihm Fürst Swjatoslaw: „König Peter starb, als er die Macht der Rus sah. Aber ich übergab eigenhändig die Krone der bulgarischen Könige und alle Schätze dem Sohn Peters, König Boris."

„So soll uns König Boris anhören und richten!" schrie der Bojar Manusch, und die anderen fielen mit ein.

Fürst Swjatoslaw wartete, bis der Lärm sich gelegt hatte, und fuhr fort: „Der jetzige Regent von Dorostolon ist dem König Boris nicht untertan, denn der hat mich verraten und dient dem Kaiser der Rhomäer."

„In wessen Namen wirst du uns richten?" rief Manusch.

„Ich werde Gericht über euch halten im Namen der russischen Menschen und jener Bulgaren, die nicht wie ihr und euer König Diener von Byzanz sind. Wollt ihr, daß ich diese Bulgaren hierherrufe? Hört wenigstens ihre Stimmen..."

Im Raum trat Stille ein, nur die Dochte in den Öllampen knisterten. Plötzlich waren die Schreie der Menge zu vernehmen, die sich unter den Fenstern des Statthalterhauses empörte.

„Tod den Verfluchten!"

„Mein Gericht wird kurz sein", begann Fürst Swjatoslaw, indem er seinen goldenen Fürstenstab in die Hand nahm, „denn mir wie den russischen Kriegern und allen Bulgaren, die mit mir zogen, ist bekannt, was für ein doppeltes Spiel ihr getrieben habt. ‚Wir sind mit euch', verspracht ihr der Rus und zogt gegen uns. ‚Wir stehen für euch ein', sagtet ihr zu den Bulgaren und habt sie an Byzanz verkauft. Wenn die Donau nicht ins Meer fließen würde, wäre ihr Wasser rot vom Blut russischer und bulgarischer Menschen, vom Blut, das ihr, Bojaren, zusammen mit euren Königen und den byzantinischen Kaisern vergossen habt. Für diese eure große Schuld habt ihr nur eins verdient, den Tod..."

Als Swjatoslaw diese Worte sprach, ließ er den Fürstenstab sinken, und die Bojaren begriffen, daß der Kiewer Fürst sein Gericht vollzogen hatte. Einige von ihnen waren offensichtlich schwankend geworden. Nur der Erste Bojar Manusch blickte, auf seinen Stock gestützt, Swjatoslaw noch immer dreist in die Augen.

Aber die Mehrzahl der Bojaren, von Natur aus feige, schreckte das Urteil, und sie begannen zu bitten: „Gnade, Fürst!"

„Es war Manusch... Manusch und Goran haben uns aufgehetzt!"

Manusch schrie, während er das Gewand über der Brust zerriß: „Ich bin mit König Boris! Sei es der Tod!"

„Es sei so!" erklärte Fürst Swjatoslaw. Er wandte sich an die Bojaren, die ihn um Gnade gebeten hatten. „Ich begnadige euch. Geht in den Kampf." Dann

blickte er Manusch an und das Häufchen Bojaren, das sich zu ihm drängte, unter ihnen Goran. „Euch lasse ich hinrichten... Möge das Urteil vollstreckt werden!"

„Warte, Fürst!" brüllte Manusch. „Weshalb schonst du die einen und strafst die anderen? Nicht nur Bulgarien fällt von dir ab, auch deine Leute, die Russen..."

„Das ist nicht wahr", unterbrach ihn Swjatoslaw, „niemals erhebt ein Russe das Schwert gegen einen Russen, niemals verrät ein Russe seinen Bruder!"

„Das denkst du, Fürst!" schrie der Bojar Manusch. Er riß etwas hinter den Fetzen des Gewandes hervor und reichte es dem Fürsten.

„Was ist das?"

„Lies!"

Fürst Swjatoslaw entfaltete das Pergament, das ihm der Bojar gegeben hatte. Es war ein Brief an Kaiser Johannes. Swjatoslaw ging zu den Öllampen und begann in ihrem Licht zu lesen. Im Raum wurde es still.

Jetzt sahen alle Swjatoslaws Gesicht, seine großen, grauen Augen, die hohe Stirn, auf der sich tiefe Falten bildeten, den rasierten Kopf mit der auf die Schulter fallenden graumelierten Strähne, den langen, grauen Schnurrbart und die scharfgezeichneten Lippen, die leise die Worte auf dem Pergament nachflüsterten.

Swjatoslaw las alles, vom ersten bis zum letzten Wort, dann rollte er das Pergament zusammen, hob den Kopf und sah die Bojaren an, die schweigend vor ihm standen.

„Hast du alles gelesen, Kiewer Fürst?" fragte der Bojar Manusch.

„Das habe ich", sagte Fürst Swjatoslaw und seufzte leise.

„Weshalb schweigst du?"

„Ich habe doch gesagt, daß jeder, der mit euch und Byzanz gemeinsame Sache macht, hingerichtet wird."

„Auch wenn es dein Bruder Ulib ist?"

„Auch wenn es mein Bruder Ulib ist", antwortete Swjatoslaw. „Er hat ebenfalls den Tod verdient."

Spät in der Nacht begaben sich Fürst Swjatoslaw und Ulib vor die Stadt, ans Ufer der Donau. Ihnen folgten zwei Wojewoden. Alle vier gingen in einiger Entfernung von den Stadtmauern, so daß keiner sie hören konnte. Die Wojewoden blieben stehen und ließen die fürstlichen Brüder allein.

„Ach, Ulib", sagte Swjatoslaw. „Bislang hatte ich nur einen Verdacht, aber jetzt habe ich Gewißheit. Hier ist die Erde, dort der Mond, dies ist die Stunde der Wahrheit."

In diesem Augenblick stieg der Mond hinter der Donau empor, beleuchtete die riesigen Schiffe der Rhomäer, spiegelte sich als goldener Pfad im Wasser wider, spielte in einer Welle am Ufer.

In diesem unwirklichen Licht sah Ulib, wohin ihn der Bruder geführt hatte: Sie standen auf dem Steilhang über der Donau, ringsum nur Sand und Wasser, die dunklen Umrisse der beiden Wojewoden erkannte man kaum.

„Warum hast du mich hierhergeführt!" rief Ulib erschrocken aus. „Was hast du vor, Bruder?"

„Höre, Ulib", antwortete darauf Swjatoslaw, „ich war dir niemals feindlich gesinnt, aber jetzt haben die bulgarischen Bojaren mir alles über dich gesagt und mir auch den Brief an Tzimiskes gezeigt. Hast du ihn unterschrieben, Ulib?"

Kann man bei Mondschein die Farbe im Gesicht eines Menschen erkennen? In diesem Augenblick sah Swjatoslaw, daß Ulibs Gesicht totenbleich wurde. Nur die Augen funkelten und brannten.

Fürst Ulib begriff, das alles, wovon er geträumt, was er vorbereitet hatte, dem Fürsten Swjatoslaw und seiner Drushina bekannt war und daß sie, die russischen Krieger, ihm dieses Vergehen nicht verzeihen würden.

Aber er wollte leben, er suchte eine Rettung, und deshalb versuchte er sich zu verteidigen.

„Du beschuldigst mich zu Unrecht, Swjatoslaw. Ich habe niemand getötet und das Schwert niemals gegen russische Menschen erhoben. Ich sehe nur, daß uns alle hier in Dorostolon der Tod erwartet. Mir tun die Menschen leid. Ist es nicht schrecklich, so zu sterben? Kalokir hat mir einen Brief an Kaiser Johannes gezeigt, in dem vom Frieden gesprochen wird, von einem ehrenvollen Frieden, und das bedeutet die Rettung für alle Menschen hier in Dorostolon wie auch dort auf dem weiten Feld. Ich habe den Brief unterschrieben — nicht das Schwert, sondern Frieden soll herrschen."

„Oh, der Kaiser der Rhomäer wäre sehr zufrieden mit diesem Brief! Du hast Mitleid mit unseren Männern, und du willst kein Blut? Aber wieviel Blut würde fließen, wenn wir mit uns selbst Mitleid hätten? Du bist gegen das Schwert und stehst für den Frieden ein? Aber was würde dieser Frieden kosten, von dem der Feind spricht, um dich einzulullen und zu töten? Weder an mir noch an dir, Ulib, ist es, zu urteilen, was nach uns wird. Aber ich weiß, irgendwann werden sich die Menschen an das von uns vergossene Blut erinnern, und sie werden jene verfluchen, die unsere Sache verrieten... Ich habe in dieser Nacht befohlen, die wortbrüchigen Bojaren hinzurichten."

„Du willst auch mich töten?"

„Nein, ich will dich nicht töten, obwohl dein Verbrechen größer ist als das ihre. Aber es ist bei uns nicht üblich, einen Kiewer Fürsten wie einen Dieb zu bestrafen. Du hast ein Schwert, handle wie ein Krie-

ger, der sich dem Feind nicht ergeben will. Richte dich selbst."

Und Ulib stürzte sich ins Schwert.

Danach wurde es, wie es Swjatoslaw schien, ringsum still. Der Wind blies, aber irgendwie geräuschlos, die Wellen auf der Donau plätscherten nicht mehr, nur aus der Richtung des dunklen Riesen Dorostolon wurden Klänge herangetragen, ein trauriger Gesang. Der bulgarische Patriarch Damian hielt mit seinen Anhängern eine Seelenmesse für die gefallenen heidnischen Russen. Im Lager der Rhomäer hörte man Pferdegetrappel und das Klirren von Waffen.

Der leblose Körper Ulibs lag inmitten dieser Stille auf dem kalten Sand. Auf das Schwert gestützt, stand Fürst Swjatoslaw da. In einiger Entfernung zeichneten sich dunkel die Gestalten der Wojewoden ab.

„Wojewoden!" rief Swjatoslaw. „Kommt her!"

Sogleich erwachte alles: Vom Fluß her blies der Wind, die Wellen auf der Donau plätscherten.

„Fürst Ulib ist gefallen, er wollte sich dem Feind nicht ergeben. Die Rhomäer haben ihn getötet..."

Er blickte in die bleichen Gesichter der Wojewoden, die vom glänzenden Silber der Helme umgeben waren, und sie schauten in das zerquälte Gesicht ihres Fürsten.

„Es ist alles vorbei", sagte Swjatoslaw. „Ulib hat sich selbst gerichtet. Es gibt auf der Erde kein größeres Verbrechen als den Verrat der Heimat..."

Fürst Swjatoslaw schwieg und blickte durch die blaue Nacht auf das linke Ufer der Donau, auf die Landzungen, die unter den Strahlen des Mondes gelblich schimmerten, und auf die Wälder, die am Horizont wachten.

„Ich will nicht", fuhr er fort, „daß die Rhomäer von unserem Streit erfahren. Sie sollen sich nicht daran ergötzen, daß sich bei uns die Fürsten umbringen, und

russische Menschen sollen sich nicht schämen müssen. Deshalb geht in die Stadt und verbreitet, hier, am Ufer der Donau, seien die Rhomäer über den Fürsten Ulib hergefallen, hätten ihn überraschend ergriffen und getötet. Stimmt ihr meiner Entscheidung zu, Wojewoden?"

„Ja, Fürst!"

„Geht und schickt eine Wache her, damit sie seinen Leichnam forttrage."

„Aber du kannst doch nicht allein bleiben, Fürst!"

„Fürchtet nichts", antwortete Swjatoslaw, „die Rhomäer werden mich nicht überwältigen!"

Die Wojewoden ließen ihren Fürsten jedoch nicht allein, einer von ihnen strebte mit schnellen Schritten der Stadt zu, der andere folgte ihm, aber nur so weit, daß er den Fürsten gerade noch im Auge behielt.

Die Erde schwamm in den Tiefen des nächtlichen Ozeans, der Mond stieg immer höher empor, am Ufer schillerten die bernsteinfarbenen Wellen, über denen plötzlich unter klagenden Lauten ein Schlammläufer aufflog.

Swjatoslaw dachte: Warum verläßt der Vogel zu solch einer stockfinsteren Zeit sein Nest? Vielleicht ist es kein Vogel, sondern der Geist von Bruder Ulib, der sich in einen Vogel verwandelt hat? Er fliegt jetzt über der Donau und grämt sich, daß alles so kommen mußte... Armer schwarzer Vogel, sei nicht traurig, klage nicht, mache die Menschen nicht schwermütig...

Der Vogel rief noch einige Male. Über die Wellen fliegend, begann er immer höher in den Himmel zu steigen, und seine Stimme erstarb.

Die Nacht war verronnen. Die Öllampen im Haus des Statthalters brannten noch, aber hinter der Donau loderte schon die Morgenröte auf. Der neue Tag brach an, und mit ihm kamen neue Qualen.

Fürst Swjatoslaw stand am Tisch, den Fürstenstab in der Hand, schlank, stark, unbesiegbar wie immer. Seine Drushina hatte sich bei ihm eingefunden. Nicht viele waren übriggeblieben: die Fürsten von Perejaslaw und Tschernigow waren nicht mehr am Leben, erst gestern waren die Wojewoden von Nowgorod und dem Drewljanenland gefallen, Ulib war nun auch nicht mehr.

„Meine Drushina!" sagte Swjatoslaw. „Wir haben keine Wahl. Den Rückzug anzutreten wäre eine Schmach fürs ganze Leben. Tote trifft die Schande nicht. Wir bleiben hier, meine Drushina, wir werden das russische Land nicht in Verruf bringen. Ich werde euch vorangehen. Und wenn ich falle, so sorgt für die Rus..."

„Führe uns, Fürst!" riefen die Wojewoden. „Wenn du stirbst, dann sterben auch wir."

Das war die Stunde, in der sich nicht nur das Schicksal des rhomäischen und des russischen Heeres entschied, es entschied sich auch das Schicksal vieler Völker und Generationen. Jeder wußte, daß Glück, Frieden und Ruhe an der Donau einziehen würden, wenn die Rus siegte. Siegten die Rhomäer, würden schwarze Stürme über die Donau hinweg zum Dnepr brausen, und bis weit in den Osten hinein würden Länder unter dem Schwert des Imperiums zugrunde gehen, und für viele Jahrhunderte würden Unfreiheit, Knechtschaft und Tod herrschen.

Fürst Swjatoslaw hatte auf diese Stunde gewartet. Um den Tod von der Rus abzuwenden, war er mit seinem Heer nach Bulgarien gezogen. Unsägliche Opfer hatten seine Getreuen gebracht, es hatte Siege, aber auch Niederlagen gegeben. Alle glaubten jedoch, daß sie die Rhomäer besiegen würden, und gingen furchtlos in den Kampf.

Die letzte Schlacht begann. Das Heer des Imperiums war am Ende seiner Kraft, aber auch die Russen waren erschöpft. Um so furchtbarer war diese Schlacht, in der jeder gab, was er konnte. Es blieb nur eins — Sieg oder Tod.

Der Sieg neigte sich den Russen zu, er schien schon auf den Spitzen ihrer Lanzen zu sein. Die Schildträger, Bogenschützen und Steinschleuderer brachten die Reihen der Rhomäer ins Wanken.

Schon war der Sieg der Rus nah, schon wandten sich die Rhomäer zur Flucht, als plötzlich etwas geschah, was niemand vorhersehen konnte.

Im Eifer des Kampfes bemerkte keiner, wie am unteren Lauf der Donau eine dunkelgraue Wolke auftauchte. Aus ihr brach ein Wirbelwind los. Auf der Donau schäumten mächtige Wogen, über den Landzungen kreiselten Windhosen zum Himmel auf.

Ein furchtbarer schwarzer Sturm tobte auf dem Feld um Dorostolon. Der Wind pfiff zwischen den Lanzen und riß die Fahnen von den Schäften, dennoch gingen die russischen Krieger weiter vor. Aber der Sand blendete sie. Um das Gesicht zu schützen, wandten sie sich ab.

Swjatoslaw sah das alles. Der Wind preßte gegen seine Brust, Sand drang ihm in die Augen. Das Pferd stand wie angewurzelt auf der Stelle. Er hob das Gesicht empor und schwang das Schwert einige Male mit solcher Kraft, daß er mit einem Hieb einen Krieger, der ihm in den Weg gekommen wäre, in zwei Hälften gespalten hätte.

„Perun!" schrie Swjatoslaw durch das Pfeifen und Heulen des Sturms. „Was tust du, warum wendest du dich gegen die Rus? Bist du etwa mit den Griechen im Bunde? Weiche zurück! Kehre um, Perun!"

Aber der Sturm beruhigte sich nicht. Das Furchtbarste war, daß Fürst Swjatoslaw durch den gelben

Nebel sehen konnte, wie die Reihen seines Heeres ins Wanken gerieten und auseinanderrissen, wie einige Krieger mit vor Entsetzen weit aufgerissenen Augen kehrtmachten, nachdem sie die Schilde auf den Rücken geworfen hatten...

Aber auch die Rhomäer schlug und schüttelte dieser Sturm.

„Mit uns ist der heilige Theodor", feuerte Ward Sklir seine Scharen an. „Vorwärts, Männer! Laßt die Russen nicht entweichen..."

„Drushina!" schrie Fürst Swjatoslaw in das Pfeifen und Brüllen des Sturmes. „Schlagt die Rhomäer! Perun hilft uns!"

Plötzlich brach das Pferd unter Swjatoslaw zusammen. Feindliche Fußsoldaten hatten es mit Speeren durchbohrt, der Fürst konnte sich gerade noch aus den Steigbügeln befreien.

Swjatoslaw kämpfte zu Fuß weiter. Auch der Reiter, mit dem er gekämpft hatte, war zu Boden gegangen. Da tauchten Rhomäer mit Lanzen und Schwertern auf und drangen von zwei Seiten auf den Fürsten ein.

Mikula, der sich zum Fürsten durchzudrängen suchte, sah, wie ein Rhomäer ihn in die rechte Schulter traf. Blut strömte aus der Wunde. Endlich war er neben Swjatoslaw angelangt. Der erste Schlag seines Schwertes tötete einen Gegner, mit dem nächsten Schlag schickte er den zweiten zu Boden, den dritten traf er in den Rücken...

Inzwischen waren auch andere russische Krieger Swjatoslaw zu Hilfe geeilt. Obwohl aus seiner Schulter noch Blut sickerte, setzte sich der Fürst wieder auf ein Pferd und kämpfte weiter.

In der Nacht empfing der Kaiser in seinem Zelt die Feldherren. Er selbst saß in einem goldverzierten Sessel, auf dem Tisch vor ihm brannte ein Öllämpchen.

„Verfluchter Krieg!“ wütete Johannes. „Wieviel Tote haben wir zu beklagen?“

„Der Kampf war schwer, Imperator. Wir haben zweitausend Mann verloren...“

„Sie sind ehrenvoll zu begraben, die Schreiber haben die Namen aufzuzeichnen, an die Verwandten ist bulgarische Erde zu verteilen.“

„Wie du befiehlst, Erhabener!“

„Wieviel Russen sind getötet worden?“

„Zweitausend, vielleicht auch mehr“, sagte einer der Feldherren.

„Zweitausend, vielleicht auch mehr?“ knurrte Tzimiskes aufgebracht. „Zehntausend müßte man töten, alle... Ihr habt sie heute einfach vom Schlachtfeld entweichen lassen.“

„Sie sind sehr schnell zurückgegangen, als der Sturm begann. Wir haben sie bis zur Stadtmauer verfolgt, und dort tobte ein schrecklicher Kampf.“

„Ein schrecklicher Kampf!“ rief der Kaiser zornerfüllt aus. „Weshalb habt ihr nicht von beiden Seiten angegriffen, um sie in der Flanke zu fassen? Uns half Gott, der heilige Theodor ritt auf einem weißen Pferd unserem Heer voran. Weshalb folgtet ihr ihm nicht?“

Keiner der Feldherren antwortete.

„Verfluchte Russen!“ schrie der Kaiser, sprang auf und ballte die Fäuste. „Warum können wir sie selbst dann, wenn alle mit uns sind — Gott, die Heiligen, der Sturm —, nicht vernichten? Ihr habt Kreta, Italien, Asien unterworfen, ihr habt geprahlt, daß es keine Macht gibt, die euch widerstehen kann. Warum aber könnt ihr diese Barbaren, die Leder essen, die an Götzen glauben, die den Speer kaum noch in den Händen halten können, nicht überwältigen? Was seid ihr für Feldherren? Ich selbst — hört ihr? —, ich selbst werde mein Heer anführen, ich werde Swjatoslaw aufspüren und ihn in den Staub treten!“

Als alle das Zelt des Kaisers verlassen hatten, kam der Erste Minister Basileios noch einmal zurück. Schon beim ersten Blick sah der Kaiser, daß er schlechte Nachrichten brachte.

„Was ist gesehehen, Minister?“ fragte Johannes.

„Der Befehlshaber Leon teilt aus Konstantinopel mit, daß Ward Phokas in Asien einen Aufstand entfacht hat, er kaperte viele Schiffe auf dem Meer und läßt keinen nach Konstantinopel durch.“

Johannes saß lange schweigend da, verzweifelt die graue Leinwand das Zeltes anstarrend.

„Wir müssen hier zu einem Ende kommen“, sagte er heiser. „Im Imperium verschwört sich alles gegen mich. Minister, morgen reitest du mit einer Botschaft zu Swjatoslaw. Frieden! Frieden um jeden Preis! Gib ihm Tribut, zahle ihm für die Lebenden und die Toten. Dafür soll er sich von der Donau zurückziehen. Ich will aber noch eins: Ich will wissen, wer dieser Fürst Swjatoslaw ist!“

Zwölftes Kapitel

1

Kaiser Johannes ritt unter wehenden Fahnen zur Donau, umgeben von den Unsterblichen.

Am Ufer des Flusses hielten sie an. Hier stand ein Zelt, davor Bänke, ein großer Tisch, der mit rotem Samt bedeckt war, darauf Krüge mit Wein und Becher. Der Kaiser stieg vom Pferd. Er gab dem Ersten Minister Basileios ein Zeichen, und beide gingen zum Steilhang. Die Heerführer und Würdenträger blieben schweigend zurück, sie hatten bemerkt, daß der Kaiser schlecht gelaunt war.

Da erschien auf der Donau unterhalb von Dorostolon ein Kahn. Am Ufer war es still, und alle hörten, wie die Rudergabeln knarrten und die Ruder ins Wasser eintauchten. Bald konnte man ausmachen, daß sechs Männer auf den Bänken saßen und ein siebenter am Steuer stand. Am Ufer wendete der Kahn und grub sich mit dem Bug in den Sand.

Die Begleiter von Johannes eilten an den Fluß, um zu erfahren, wer es wagte, gerade jetzt hier anzulegen, aber sie hielten sogleich inne. Die Ruderer nahmen die Ruder aus den Gabeln, der Steuermann ließ das Steuer los, und alle kamen an Land. Jener Mann, der den Kahn gelenkt hatte, trat aus der Gruppe hervor.

Er war wie die anderen gekleidet, nur das mit einem Riemen umgürtete weiße Hemd und auch die Hosen waren sauberer, und am Gürtel hing ein Schwert. Als er näher kam, sahen der Kaiser und seine Begleiter, daß auf dem glattrasierten Kopf des Mannes eine sil-

bern glänzende Haarsträhne zum Ohr herabfiel. Den Kopf hoch erhoben, blickte der Fremde Johannes Tzimiskes an, wobei er die Augen ein wenig zusammenkniff, und auf seinen Lippen spielte unter dem langen Schnurrbart ein Lächeln.

„Seid gegrüßt, Kaiser der Rhomäer und ihr, Heerführer!" sagte Fürst Swjatoslaw, berührte mit der Rechten den Griff seines Schwertes und verneigte sich der Sitte gemäß vor Johannes und seinen Begleitern. „Du wolltest mich sehen, und so bin ich gekommen."

Johannes verstand die Worte des Kiewer Fürsten, er beherrschte die Sprache der Bulgaren, mit denen er oft genug im guten wie im bösen zusammengetroffen war. Sehr lange blickte er den Fürsten an, und in seinen Augen waren Verwunderung und Verwirrung. Er hatte nicht erwartet, daß Swjatoslaw wie ein einfacher Ruderer zu der Begegnung kommen würde. Aber da war noch etwas: Als er Swjatoslaw sah, begriff er, daß der Fürst der Rus so handeln mußte. Hinter der Einfachheit und dem ungezwungenen Verhalten Swjatoslaws spürte Johannes etwas Bedeutendes und Gewichtiges.

Der Kaiser wandte sich an den Fürsten und sagte: „Ich danke für den Gruß, Fürst! Ja, ich wollte dich sehen, mit dir sprechen. Gehen wir zum Zelt!"

„Vielleicht sprechen wir im Kahn miteinander?" schlug Swjatoslaw lächelnd vor. „Dort ist es herrlich, Imperator... Wasser und Himmel..."

Das war eine Anmaßung. Keiner hätte gewagt, so mit dem Kaiser der Rhomäer zu reden. Johannes lud den russischen Fürsten zu sich ins Zelt ein, aber dieser wagte es, ihn in den Kahn zu bitten? Das ganze Gefolge wartete gespannt auf die Reaktion des Kaisers.

Aber es geschah ein Wunder. Johannes antwortete: „Gut, Fürst. Gehen wir in deinen Kahn..."

Der Kaiser ging mit Swjatoslaw langsam über den Treibsand, bei dem Kahn blieben sie stehen. Der Fürst gab ein Zeichen, und die sechs Ruderer, junge, gesunde, bärtige Burschen, die den Kaiser feindselig anblickten, entfernten sich vom Ufer.

Jetzt stiegen Johannes und Swjatoslaw in den Kahn und setzten sich einander gegenüber.

„So bist du also!" sagte Johannes Tzimiskes leis, überrascht.

„Was hast du erwartet, Imperator?" Swjatoslaw lachte offen, wodurch der schwere Ohrring mit den beiden Perlen und dem großen Rubin an seinem linken Ohr in Bewegung geriet.

„Ich hörte", entgegnete Johannes, „du seist sehr stolz, und erwartete nicht, daß du wie ein einfacher Ruderer in einem Kahn daherkommst."

„Hast du nicht bemerkt, daß ich das Steuerruder hielt?"

Schweigen trat ein. Auf der Donau war es still. Langsam strömte das Wasser am Kahn vorbei, so klar, daß man auf dem Grund jedes Sandkörnchen erblicken konnte. Zwei graue Möwen flogen vorüber, und oben am Himmel schien ein Habicht versteinert zu sein.

Swjatoslaw unterbrach das Schweigen: „Du hast mich gerufen, Imperator. Was wolltest du mit mir besprechen?"

„Ich wollte dich fragen, Fürst Swjatoslaw", begann der Kaiser, „warum du dich so weit von der Heimaterde entfernt hast und hierhergekommen bist."

„Von hier bis zum russischen Land ist es nur ein Katzensprung. Da ist es schon, das russische Land." Er zeigte auf das linke Donauufer. „Bis Konstantinopel, scheint mir, ist es weiter. Im übrigen dürfte dir, Kaiser, bekannt sein, daß ich nicht auf eigenen Wunsch hierhergekommen bin, Kaiser Nikephoros hat mich gerufen und mir sogar Gold dafür angeboten."

„Der verstorbene Kaiser tat das, damit du die aufsässigen Bulgaren bändigst."

„Ich habe sie gebändigt", erwiderte Swjatoslaw lachend. „Ich bin bis Preslaw vorgerückt, aber dann bist du gegen mich und die Bulgaren gezogen."

Tzimiskes brauste auf: „Was sollte ich tun, du hast doch Frieden mit den Bulgaren geschlossen."

„Warum sollte ich weiter mit ihnen kämpfen? Ich hatte den Wunsch deines Vorgängers erfüllt, bin durch ganz Bulgarien gezogen, habe König Boris unterworfen und Frieden geschlossen."

„Wenn die Rhomäer den Russen Gold geben, dann müßten eigentlich ihre Kaiser den Frieden schließen."

Swjatoslaw entgegnete: „Wir sind keine Petschenegen, für Gold kämpfen wir nicht. Wir sind für die Rus eingetreten, Imperator."

„Für die Rus?" Johannes schüttelte seinen rotblonden Bart. „Die Rus muß sehr groß sein, wenn du mit deinen Truppen fast bis nach Konstantinopel gekommen wärst! Die Kaiser der Rhomäer zogen niemals gegen die Rus, aber die Russen ziehen immer wieder gegen das Imperium und standen mehr als einmal vor den Mauern Konstantinopels."

Swjatoslaw entgegnete: „Daß die Kaiser nicht vor den Mauern Kiews standen, ist wahr. Kiew ist nicht Dorostolon, Imperator. Ich beneide den nicht, der es wagt, Kiew zu bedrohen; ihm wird dasselbe passieren wie den Petschenegen. Aber wenn du sagst, daß die Rhomäer nicht gegen die Rus ziehen, so stimmt das nicht."

„Wie meinst du das?" fragte Johannes überaus erstaunt.

„Du weißt, was ich meine, Imperator... Einst saßen unsere Ahnen am Russischen Meer. Aber jetzt? Klimati? Weshalb heißt es denn Klimati, wenn es seit alters her unser Land ist? Nun gut, soll es Klimati

heißen. Aber weshalb schicken die Kaiser der Rhomäer ihre Krieger in den Norden, den Westen und den Osten von Klimati?"

„Fürst Swjatoslaw, das ist nicht wahr!"

„O doch, Imperator... Denke daran, wieviel Städte die Rhomäer am Russischen Meer errichtet, wieviel Blut die Russen in Tmutarakan, in den Mündungsgebieten des Dnepr, der Wolga, des Dnestr vergossen haben. Und Sarkel? Das haben die Rhomäer doch auf unserem Weg, auf unserem Gebiet erbaut. Was würdet ihr sagen, wenn wir Syrien oder Chaldäa eroberten? Nein, Imperator, die Rus erhob niemals und nirgends Anspruch auf die Länder des Imperiums. Das Imperium hingegen... Das wundert mich, Imperator! Denn die Rhomäer beherrschen doch die halbe Welt..."

Johannes unterbrach ihn: „Die Rus besitzt nicht weniger Land als wir..."

„Das ist wahr", entgegnete Swjatoslaw und lächelte. „Die Rus besitzt viel Land." Er kniff die Augen ein wenig zusammen und blickte verträumt in die Ferne. „Vom Russischen Meer bis zu den fernen nördlichen Grenzgebieten, von Bulgarien bis zur Wolga, zum Ural..."

Kaiser Johannes starrte unter seinen dichten Brauen hervor Swjatoslaw an, und seine Augen schienen sich zu verdunkeln. Als Swjatoslaw diesen Blick auffing, verstummte er. Johannes Tzimiskes wandte den Blick ab, er seufzte, drehte sich um, sah auf sein Gefolge, das nach wie vor unbeweglich am Ufer stand.

Dann beugte sich der Kaiser von Byzanz zu Fürst Swjatoslaw und sagte geheimnisvoll: „Du besitzt die halbe Welt, ich besitze die halbe Welt. Warum streiten wir dann, Fürst Swjatoslaw?"

„Wovon sprichst du, Imperator?"

„Du und ich, wir sind zwei Riesen", sprach Tzimiskes ebenso leise weiter, „und ich möchte, daß wir

wie Riesen handeln. Höre, Fürst! Laß uns teilen! Das Land bis zur Donau gehört mir, das hinter der Donau dir. Ich werde in Konstantinopel sitzen, du in Kiew."

Fürst Swjatoslaw sah den Kaiser an, dann wandte er sich um und blickte über die Bordwand des Kahns, wo das Wasser strömte, kleine Fische schwammen und auf dem Grund Steine lagen. Plötzlich streckte er die Hand ins Wasser und holte einen Stein herauf.

Der Kaiser zuckte zusammen. Gespannt verfolgte er jede Bewegung des Fürsten.

Swjatoslaw hielt den Stein auf der flachen Hand. „Ein wundervoller Stein, nicht wahr? Sage mir, Imperator, wem gehört dieser Stein?"

Der Kaiser begriff nicht, wohin diese Frage zielte.

„Wenn der Stein in deiner Hand ist, so gehört er dir..."

„Und jetzt?" Swjatoslaw warf den Stein ins Wasser.

Der Kaiser schwieg.

„Wem gehört dieser Stein jetzt?" fragte Swjatoslaw noch einmal.

„Seltsame Sachen fragst du mich", entgegnete Tzimiskes finster. „Jetzt gehört der Stein keinem... Aber was soll das alles?"

Swjatoslaw sagte: „Siehst du, Imperator, der Stein — eben gehörte er mir, und schon gehört er mir nicht mehr. Du aber willst die Welt in zwei Hälften teilen. Kann man denn das? Byzanz und die Rus sind riesige Länder, aber doch nicht die ganze Welt. Wir sitzen hier an der Donau, auf bulgarischer Erde. Außerdem gibt es diesseits die Franken, die Sachsen und hinter der Rus die Mongolen, die Chinesen. Sind das etwa Steine, die man hierhin oder dorthin werfen kann? Du willst die halbe Welt besitzen, und danach wirst du vermutlich die ganze Welt erobern wollen. Aber das wird keinem gelingen."

„Du hast mich nicht verstanden", entgegnete Johannes Tzimiskes. „Byzanz strebt nicht danach, die ganze Welt zu unterwerfen. Ich wollte nur klären, was mein und was dein ist... Und ich wollte auch noch sagen", setzte er hinzu, „daß es bewundernswert ist, wie du gegen mich kämpfst. Du bist ein großer Feldherr, Fürst."

„Es ist schmeichelhaft für mich, dies von einem so geschickten und wendingen Feldherrn wie dir zu hören", gab Swjatoslaw zur Antwort. „Aber nicht ich kämpfe gegen dich, sondern die Rus, das heißt das Land, dessen Fürst ich bin..."

„Die Rus kämpft, also auch du, ihr Fürst. Ich möchte dich als Zeichen meiner Verehrung zum Kaiser der Rus ernennen und euch das Licht des wahren Glaubens, das Christentum, geben."

Swjatoslaw erwiderte ganz offen: „Ich danke dir, Imperator. Aber wozu brauchen wir in der Rus einen Kaiser? Es gibt den Kiewer Fürsten und die Fürsten der einzelnen Länder. Wirklich, Imperator, wir brauchen keinen Kaiser. Was nun das Christentum angeht, so gibt es bei uns in der Rus schon viele Christen. Meine Mutter, die Fürstin Olga, war eine Christin. Ich jedoch und viele unserer Menschen halten am alten Glauben fest, den ihr Heidentum nennt. Ich stehe dem Christentum nicht feindlich gegenüber, ich weiß nicht, wessen Glaube besser ist, Imperator. Jeder hat den seinen. Du glaubst an Christus und ich an die Götter meiner Väter und Großväter. Wir wollen darüber nicht streiten, Imperator."

„Aber wir werden uns doch noch einmal begegnen, Fürst? Wirklich, weshalb solltest du nicht nach Konstantinopel kommen?"

„Die Kiewer Fürsten waren schon oft in Konstantinopel", stieß Swjatoslaw finster hervor. „Meine Mutter, die Fürstin Olga, war dort und hat mir viel von

eurer Pracht erzählt. Konstantinopel soll wunderschön sein, ich würde es gern einmal sehen."

Sie gingen zusammen ans Ufer und näherten sich dem Zelt, wo auf dem Tisch Krüge mit Wein standen. Diener stürzten herbei, um einzuschenken. Der Erste Minister Basileios füllte diensteifrig einen Becher für Swjatoslaw, aber der Fürst ergriff selbst einen großen Krug und goß zwei Becher bis zum Rand voll.

„Ich trinke auf dich", sagte er zum Kaiser und hob seinen Becher.

„Danke", entgegnete der Kaiser finster, „und ich trinke auf dich."

Sie leerten die Becher bis auf den letzten Tropfen.

Bald verabschiedete sich Swjatoslaw, er ging zum Ufer hinunter und stieg in seinen Kahn.

Wie im Bukoleon zu Konstantinopel ließ der Erste Minister Basileios auch auf dem Schlachtfeld bei Dorostolon seinen Herrn die ganze Nacht nicht aus den Augen. Er achtete darauf, daß man dem Kaiser zur rechten Zeit das Abendessen und den Wein hinstellte, und speiste mit ihm. Der Kaiser hatte reichlich getrunken, der Erste Minister nur so viel, daß er noch aufmerksam zuhören konnte und selbst nicht allzu redselig wurde. Basileios trat aus dem Zelt und setzte sich auf eine Bank, er sah, wie Johannes das Öllämpchen löschte, und hörte, wie er sich lange auf dem Bett hin und her wälzte, sich dann beruhigte und anscheinend einschlief.

Tzimiskes schlief jedoch nicht. Es verging vielleicht eine Stunde, da hörte der Erste Minister, wie er sich von seinem Lager erhob und auf und ab ging.

„Du schläfst nicht, Minister?" fragte der Kaiser.

„Nein, Imperator, ich schlafe nicht. Der Erste Minister kann nicht schlafen, wenn der Kaiser ruht. Aber warum schläft er nicht?"

„Ich möchte wohl, aber die Gedanken verjagen den Schlaf."

„Was sind das für Gedanken, Imperator?" fragte Basileios teilnahmsvoll.

„Swjatoslaw!"

Der Erste Minister lachte. „Swjatoslaw? Ein besiegter Fürst?"

„Minister", begann Johannes darauf. „Ich habe in meinem Leben viele Feinde gesehen und habe viele besiegt. Und sobald ich einen besiegte, habe ich ihn schon nicht mehr gefürchtet. Aber jetzt fürchte ich mich. Ja, Minister, ich fürchte mich vor der geheimnisvollen Rus." Der Kaiser zeigte in der Dunkelheit auf die Umrisse von Dorostolon. „Ich habe mit Swjatoslaw gesprochen, aber ich begriff ihn nicht, ich weiß nicht, was für ein Mensch er ist. Selbst wenn sie von hier fortgehen, werde ich sie fürchten. Die Rus, das ist wie eine schwarze Wolke, die über dem Imperium hängt."

Der Erste Minister stimmte zu: „Das ist wahr, Imperator. Die Rus ist für unser Land eine Gefahr."

„Basileios! Ich bin bereit, dreihunderttausend Goldstücke zu zahlen. Ja, wenn ich für seinen Tod das halbe Imperium geben müßte, würde ich auch das nicht bereuen. Hörst du, Minister?"

„Du bist zu großzügig, Imperator, und hast vergessen, daß in unserer Schatzkammer eine ziemliche Leere herrscht. Einhunderttausend Goldstücke dürften auch genug sein."

„Was wirst du unternehmen?"

„Ich schicke einen Boten zu den Petschenegen. Der verstorbene Gesandte Kalokir schrieb mir noch aus Adrianopel, daß er mit Khan Kurja bereits darüber gesprochen habe. Wenn Fürst Swjatoslaw den Landweg nimmt, empfangen sie ihn in der Steppe, wenn er übers Meer fährt, am Dnepr."

„Erster Minister! Ich erlaube dir, den Petschenegen soviel Gold zu geben, wie sie fordern. Nur eile, Basileios!"

„Ich tue, was notwendig ist", erwiderte der Minister. „Gold ist allmächtig, und solange es im Imperium noch Gold gibt, ist es stark. Doch von der Donau kommt Nebel auf, geh ins Zelt, es ist Zeit zu schlafen."

Fürst Swjatoslaw beeilte sich: In Dorostolon und im Mündungsgebiet der Donau war noch gutes Wetter, alles rundum grünte und blühte. Aber von Norden, aus den Bergen, wehten bisweilen frische Winde heran, und hoch am Himmel schwammen weiße, durchsichtige Wolken — der Herbst nahte.

An der Donau, in Dorostolon und in der Steppe dahinter war es ruhig. Das byzantinische Lager stand auf seinem Platz, auf den griechischen Schiffen wurden die Ruder nach wie vor nicht gebraucht. Auch der Kaiser befand sich hier, seine bunte Fahne wehte auf dem Hauptzelt inmitten des Lagers.

Der Kiewer Fürst kannte diesen heimtückischen Feind und befahl, auf der Hut zu sein, in der Steppe, auf den Mauern und neben den Schiffen Wache zu halten.

Swjatoslaws Herz schmerzte nicht nur wegen der eigenen Krieger. Er dachte auch an die Bulgaren, die so tapfer mitgekämpft hatten, ohne ihr Leben zu schonen. Die Krieger der Rus kehrten in die Heimat zurück, aber was wurde aus den bulgarischen Bauern und Knechten in ihrem unfreien Land?

Deshalb befahl ihnen der Fürst, die Stadt zu Fuß, zu Pferd oder im Boot zu verlassen, solange die russischen Krieger noch hier standen, da sie in Dorostolon eine grausame Abrechnung erwartete.

Mikula mußte sich von Angel verabschieden, der durch einen Schwerthieb am Bein verwundet war und

nicht gehen konnte. Wie viele verwundete Bulgaren lag er an der Stadtmauer, hier versorgten ihn die gesunden Krieger, Frauen und Mädchen aus Dorostolon. Es war eine schwüle Augustnacht. Irgendwo hinter der Donau tobte ein Gewitter, Blitze leuchteten auf, aber das Donnergrollen erreichte Dorostolon nicht.

„Unsere Krieger machen die Schiffe reisefertig", sagte Mikula und zeigte auf das Ufer. „Sie bringen euch weit fort von Dorostolon, die Donau aufwärts."

Angel schwieg.

„Vielleicht erreichst du bald dein Dorf", sprach Mikula weiter. „Es ist ein gutes Dorf! Erinnerst du dich, wie wir uns dort wiedergesehen haben?"

Der Bulgare schwieg immer noch. Da merkte Mikula, daß Angel weinte.

Er neigte sich tiefer zu dem Bulgaren herab. „Sei nicht traurig. Das Leben geht weiter. Höre, Angel, es geht weiter!"

„Wie denn?" fragte Angel. „Ich habe nichts mehr, und Zwitana ist tot." Er weinte, ohne es noch zu verbergen. Als hinter der Donau ein Blitz aufleuchtete, sah Mikula sein von Tränen überströmtes Gesicht, den wehmütigen Blick, die zuckenden Lippen.

„Höre, Angel", sagte er energisch, „du mußt nicht weinen! Du bist doch kein Weib! Hör auf!"

Diese Zurechtweisung wirkte. Angels Atem ging wieder gleichmäßiger. Und in der Dunkelheit fand Angel Mikulas Hand und drückte sie.

Schließlich sagte Mikula: „Haben wir den Rhomäern etwa nur geringe Verluste zugefügt? Glaube mir, sie sind fast verblutet, und ihre Wunden werden ihnen noch lange zu schaffen machen. Und die Menschen werden das ihr Lebtag nicht vergessen! Kann man das denn vergessen?"

Als Antwort preßte der Bulgare Mikulas Hand.

Und dieser fuhr fort: „Vergiß mich nicht. Geht es dir schlecht, denk an mich, an uns alle... Dann wird dir leichter werden."

„Oh", sagte Angel endlich, „ich werde dich und euch alle niemals vergessen!"

„Ich gehe nach Hause zurück, dort habe ich viele Götter, und die stehen uns bei. Möge dir Mokoscha helfen, obwohl du an Christus glaubst."

„Ich glaube an die Götter, die mir helfen. Danke, Mikula, ich nehme Mokoscha." Er hängte sich Mikulas Amulett um den Hals.

Inzwischen kamen die Krieger, die die Verwundeten fortbringen wollten. Mikula begleitete Angel auf das Schiff. Zum Abschied beugte er sich über ihn und küßte ihn.

Dann stand er noch lange am Ufer und blickte den Schiffen hinterher.

Der Herbst kam über das Meer. Das Wasser kühlte sich ab, schwere, bleigraue Wolken hingen am Himmel, und von Zeit zu Zeit peitschte Regen nieder.

Wenn der Wind von Westen kam, standen die Krieger am Segel, wenn er von Osten kam, setzten sie sich ans Ruder oder schöpften Wasser. Fürst Swjatoslaw teilte ihr Schicksal. Er begnügte sich wie alle mit einer kurzen Erholungspause in der Nacht oder am Tag, die übrige Zeit verbrachte er bei seinen Männern. Er blickte auf die hohen Wellen, die sich vor und hinter den Schiffen aufbäumten, er sah nach Westen, wo die Ufer der Donau zurückblieben, und in den grauen, wolkenverhangenen Osten. Er griff auch nach dem Ruder oder nach dem Steuer.

Als sich die Wellen wie Berge aufzutürmen begannen, beriet der Fürst mit den Wojewoden, ob es nicht angebracht wäre, in eine Bucht hineinzufahren, um ein

Unglück zu vermeiden. Nachdem sie alles sorgfältig erwogen hatten, beschlossen sie, sich durch Sturm und Wellen einen Weg zu bahnen, um schneller an die Dneprmündung zu gelangen und dem Heimatland näher zu sein.

Aber als sich eines Morgens der Nebel legte und sie das Ufer erblickten, erschraken sie. Reif bedeckte den Sand, unter den Strahlen der Sonne lag die Küste blendend weiß und kalt da.

Dennoch fuhren sie den Dnepr stromaufwärts, um noch die Grigori-Insel zu erreichen und von dort aus den Tiwerzen und Ulitschen Nachricht zu geben und Boten nach Kiew zu schicken. Vielleicht konnten sie wenigstens im Winter Kiew erreichen!

Je weiter sie den Dnepr aufwärts fuhren, um so dichter kamen die Eisschollen, sie stießen mit großem Krachen aneinander und klemmten die Schiffe ein.

Die Männer des Spähtrupps, dem Swjatoslaw befohlen hatte, am Ufer des Dnepr vor den Schiffen herzugehen und auszukundschaften, ob sich irgendwo ein Feind versteckte, kehrten zurück und meldeten, daß sich unterhalb der Stromschnellen an beiden Ufern im Schilf Petschenegen herumtrieben.

Fürst Swjatoslaw hielt mit den Wojewoden Rat. Im Frühling und Sommer standen die Petschenegen in Erwartung einer leichten Beute oft an den Stromschnellen. Aber was taten sie im Winter hier, wo alles ringsum mit Schnee bedeckt war? Hatte sie jemand geschickt?

Fürst Swjatoslaw befahl den Kriegern, zu den Weißen Ufern zurückzukehren, zur Dneprmündung. Es war günstiger, dort zu überwintern, wo vereinzelte Dörfer standen, wo die Chersoneser vielleicht etwas verkauften, als mitten im Dnepr zu erstarren oder durch den Säbel eines Petschenegen umzukommen.

Es war ein grimmig kalter Hungerwinter. Später schrieb ein Chronist, als er den Feldzug des Fürsten Swjatoslaw und diesen Winter erwähnte, daß sie nichts zu essen hatten und der Hunger groß war, für einen Pferdekopf bezahlten sie einen halben Silberbarren. Wieviel Kummer und Qual verbarg sich hinter diesen Worten!

Damit die Holzschiffe nicht vom Eis zerdrückt wurden, befahl der Fürst, sie auf die Steilhänge zu ziehen. Die Krieger und auch er selbst stampften mehrere Tage bis zum Gürtel durch eiskaltes Wasser, um die schweren Schiffe ans Ufer zu bringen.

Die Petschenegen griffen nicht an, aber das Lager an den Weißen Ufern hatte noch andere Feinde: Der schlimmste Feind war die Krankheit. Als man nach Kiew aufbrach, hatte Fürst Swjatoslaw befohlen, alle Verwundeten mitzunehmen. Viele von ihnen starben bereits unterwegs, und man übergab sie dem Meer, andere starben an den Weißen Ufern. Auch die gesunden Krieger erkrankten, Seuchen suchten das Lager heim. Die Männer bekamen Erkältungen und Durchfall und eine Krankheit, bei der sich der Körper mit Schorf bedeckte. Noch mehr aber quälte sie der Hunger.

Jene, die am Leben blieben, erwarteten den Frühling, ohne zu wissen, ob sie ihn erleben würden.

Mitten in der Nacht kam ein Wind auf, er blies vom Russischen Meer über den Dnepr hinweg und brachte das Eis zum Stöhnen. Er flog über die Kurgane und Landzungen, Sand und Schnee aufwirbelnd. Die Männer, die an den Weißen Ufern überwinterten, erschraken nicht. Als sie das traurige Stöhnen des Eises hörten, liefen sie aus den Höhlen, Hütten und Schiffsverschlägen und hielten dem warmen Atem des Windes die wetterharten, vom Frost heimgesuchten Gesichter entgegen.

Einige Tage später lärmte und toste der Dnepr, Eisscholle stieß an Eisscholle. Dann kam ein Wind aus dem Norden und brachte Kälte und bisweilen auch Schnee, der aber sofort taute.

Die Krieger wußten, daß der Frühling kam, sie hielten es hier am Weißen Ufer nicht länger aus, es zog sie in die heimatlichen Dörfer. Kaum zeigte sich zwischen den grauen Eisschollen dunkles Dneprwasser, da fingen sie an, die Schiffe herabzulassen und die Ruder und die Segel in Ordnung zu bringen.

Im zeitigen Frühling des Jahres 972 legten die Schiffe des Fürsten Swjatoslaw von den Weißen Ufern am Russischen Meer ab und fuhren stromaufwärts, nach Kiew.

Fürst Swjatoslaw und die Wojewoden fürchteten, an den Stromschnellen in einen Hinterhalt zu geraten; die Petschenegen eilten gewöhnlich schon im Frühling an den Dnepr, um Reisende aus dem Norden und vom Meer zu überfallen. Sie beschlossen, die Schiffe in drei Gruppen aufzuteilen: die erste Gruppe sollte auf dem Dnepr vorausfahren, die zweite das wertvolle Kriegsgerät transportieren und der ersten im Notfall zu Hilfe kommen, die dritte sollte das Heer nach rückwärts absichern. Fürst Swjatoslaw fuhr mit der ersten Gruppe; wie immer wollte er auch jetzt an der Spitze seiner Krieger stehen.

Es war ein sehr schwerer Weg. Hätte der Wind von der Flußmündung her geblasen, hätten die Krieger Segel setzen können und die Schiffe wären geradezu an die heimatlichen Ufer geflogen. Aber der Wind half den Kriegern nicht, im Gegenteil, er blies von Norden und jagte ihnen die Wellen entgegen. Sie stiegen ans Ufer und versuchten, die Schiffe mit Seilen zu ziehen. Aber tiefe Einbuchtungen und Sumpf versperrten den Weg; außerdem war es gefährlich am Ufer, wo sich

hinter jedem Strauch ein Petschenege verbergen konnte. Man mußte gegen die Strömung und die hohen Wellen anrudern. Nach dem schweren Winter aber waren die Männer ganz entkräftet!

So kam es, daß die russischen Krieger nur langsam vorankamen, und als in der Ferne die Grigori-Insel auftauchte, grünte und blühte dort schon alles. Die ersten Schiffe legten an der Insel an, als sich die Sonne neigte. Der Fürst befahl, die Schiffe im Gebüsch und unter den Felsen am Ufer zu verbergen. Ein Spähtrupp mußte die Insel durchsuchen, denn im dichten Gehölz und in den Schluchten konnten sich Petschenegen versteckt halten. Der Spähtrupp kehrte zurück und meldete, daß auf der Insel niemand sei, auch keine Spuren von Pferden oder Menschen.

Erst jetzt erlaubte Fürst Swjatoslaw allen, ans Ufer zu gehen. Die Dämmerung rückte heran, und man konnte unbesorgt sein. Wenn am linken Ufer ein Petschenege saß, würde er nichts bemerken.

Auch Fürst Swjatoslaw ging ans Ufer. Er erinnerte sich gut an diesen stillen Ort am Rande der Insel, wo die Schiffe einst angelegt hatten.

Er trat vor die Eiche, um den Göttern ein Opfer, einen schwarzen Hund, darzubringen. Hinter dem Fürsten stand im Halbkreis, in tiefem Schweigen, seine Drushina. Die Sonne erreichte den Horizont und berührte die Felsen.

Als Fürst Swjatoslaw den Stamm der Eiche mit dem Blut des Hundes benetzt hatte, sagte er:

„Götter! Wir sind glücklich hierher zurückgekehrt,
für eure Hilfe bringen wir euch ein Opfer.
Götter, helft uns auch weiterhin,
gebt uns in der Schlacht den Sieg
und Friede auf Erden."

Die Krieger sprachen die Worte des Fürsten nach.

Am linken Ufer des Dnepr, wo mitten im dichten Gebüsch eine alte, vom Blitz getroffene Weide stand, kreisten unentwegt zwei Störche. Hin und wieder ließen sie sich im Wipfel der Weide nieder, von der ihr Nest dunkel abstach, und klapperten aufgebracht mit den Schnäbeln, aber plötzlich, als hätte sie etwas erschreckt, flogen sie wieder auf und begannen erneut am Himmel zu kreisen.

Die Störche waren nicht ohne Grund aufgebracht: Im Wipfel der Weide, von Zweigen versteckt, saß ein Späher mit seinem Bogen und einem Köcher am Gürtel. Ringsum im Gebüsch verbargen sich mehrere Reiter — schwarze, sonnenverbrannte Gestalten mit flachen Schaffellmützen und in Pelzen, die mit Riemen umgürtet waren, an denen krumme Säbel hingen.

Einer der Reiter unterschied sich von den übrigen, seine Mütze, die einige große Edelsteine schmückten, war aus Zobel, ebenso der Pelz, auf seiner Brust hing an einer goldenen Kette das Fürstenwappen mit fremdartigen Schriftzeichen, der Säbel war mit Gold beschlagen und mit Perlen geschmückt. Dieser Reiter mit dem Fürstenzeichen war der Petschenegenkhan Kurja, der Swjatoslaw einst bei Kiew Frieden und Freundschaft geschworen hatte.

Aber was war das Wort eines räuberischen Petschenegen wert? Schon im vergangenen Herbst hatten ihn Gesandte des Kaisers Tzimiskes am Dnepr aufgesucht, ihm einen Sack Gold gegeben und noch einmal soviel versprochen, wenn er den Kiewer Fürsten in der Steppe, am Russischen Meer oder irgendwo am Dnepr töten würde. Khan Kurja, der an seinen erfolglosen Feldzug gegen Kiew und die beleidigende Behandlung durch Swjatoslaw dachte, willigte ein.

Jetzt bot sich die Gelegenheit, das Versprechen auszuführen. Khan Kurja wußte, daß die russischen Schiffe in drei Gruppen unterwegs waren. Seine Späher hatten

auch in Erfahrung bringen können, daß Fürst Swjatoslaw an der Spitze fuhr. Vom linken Ufer aus sah der Khan, wie die ersten Schiffe bei der Grigori-Insel anlangten.

„Sind noch mehr Schiffe zu sehen?" fragte jemand im Gebüsch.

„Nein, keine mehr", antwortete der Späher vom Baum herab.

„Was ist auf der Insel los?"

„Sie haben ein Feuer angezündet."

„Sie bringen ihren Göttern ein Opfer", sagte einer der Hordenführer, die den Khan umgaben, und lachte hämisch. „Ich weiß, das Opfer bringt ihnen Fürst Swjatoslaw..."

Khan Kurja blickte auf den Dnepr, der in der Dämmerung mit seinen Ufern verschmolz. Auf der Grigori-Insel brannte ein kleines rötliches Feuer.

Sich auf den Sattelbogen stützend, dachte der Khan nach. Als Fürst Swjatoslaw von den Weißen Ufern aufbrach, hatte Kurja beabsichtigt, am Ufer des Dnepr entlangzuziehen. An den Stromschnellen, wo die russischen Krieger gezwungen waren, ihre Schiffe über den Landweg zu schleppen, wollte der Khan, wenn die Krieger von Kräften gekommen waren, in der Nacht an das Lager der Russen heranschleichen und mit Swjatoslaw abrechnen.

Jetzt aber bot sich eine günstigere Gelegenheit. Fürst Swjatoslaw machte mit wenigen Kriegern auf der Grigori-Insel halt. Die übrigen Schiffe waren noch weit, sie würden vor dem Morgen nicht dasein.

Auf der Insel flackerte das rötliche Feuerchen noch einmal auf und erlosch, Khan Kurja wußte, daß die russischen Krieger in der Nacht keine Lagerfeuer anzündeten. Wenn sie das Feuer gelöscht hatten, würden sie einen anderen Platz aufsuchen. Aber eine Insel ist keine Steppe, weit kann man nicht gehen.

Eine warme Nacht senkte sich über den Dnepr. Zähneknirschend sagte Khan Kurja: „Das war sein letztes Opfer. Es ist Zeit, alle Krieger sollen zum Dnepr kommen."

Auf der Grigori-Insel herrschte Stille. Erschöpft von dem schweren Weg, schliefen die Krieger des Fürsten Swjatoslaw auf den Schiffen oder direkt im Sand und auf den Felsen. Hier und dort saß am Ufer und auf den Felsen am Rande der Insel eine Wache. Überzeugt davon, daß in dieser dunklen Nacht niemand zur Insel gelangen konnte, schlossen die Krieger von Zeit zu Zeit die Augen. Alles am Dnepr und an den Ufern schien zu schlafen.

Nur die Nachtigallen schliefen nicht. Wie seit Tausenden von Jahren ergoß sich auch in dieser Frühlingsnacht im Schilf und im Gesträuch an den Dneprufern, in den Laubwäldern, auf den Landzungen der vielstimmige, wundervolle Gesang der Nachtigallen.

Fürst Swjatoslaw lauschte diesem Lied. Er lag auf einem Steilhang, von wo aus er den Dnepr überblicken konnte, die Pferdedecke unter sich gebreitet, den Kopf auf den Sattel gelegt.

Das leidenschaftliche Lied der Nachtigall rief in ihm Erinnerungen wach. Jetzt, wo das Ende des großen Feldzuges so nahe war, dachte Swjatoslaw daran, wieviel russisches Blut vergossen war, wieviel Menschen in den Bergen Bulgariens und an den Ufern der Donau den Tod gefunden hatten. Und was erwartete sie jetzt am Dnepr und in der Steppe?

Plötzlich bemerkte Fürst Swjatoslaw, daß nicht weit von ihm entfernt ein Mann im Sand saß. Leise, um die anderen nicht zu wecken, fragte er: „Wer bist du?"

„Ich bin es, Fürst", klang eine Stimme leise zurück. „Dein Krieger Mikula."

„Hast du Wache?"

„Nein, Fürst. Ich sitze bloß so da, ich kann nicht schlafen."

Mikula stand auf, stapfte vorsichtig durch den Sand und blieb stehen.

„Was stehst du? Setz dich, Mikula."

Mikula setzte sich neben den Fürsten.

„Weshalb schläfst du nicht? Du mußt doch müde sein."

„O nein, Fürst", antwortete der Krieger. „Ich kann nicht schlafen. Der Dnepr fließt vorbei, die Sterne am Himmel halten Wache, die Nachtigallen schlagen, man wagt nicht einmal zu atmen. Es ist einfach zu schön hier, und so schlafe ich nicht."

Fürst Swjatoslaw seufzte: „Das ist wahr. Geliebte Heimat, sie hat nicht ihresgleichen..." Er setzte sich auf und sagte leise: „Ich habe dich schon oft gesehen, trotzdem weiß ich nicht, woher du kommst."

„Ich bin aus Ljubetsch, Fürst."

„Du hast sicher Frau und Kinder."

Mikula zögerte mit der Antwort. Dann sagte er: „Einst, als unser Sippenältester Ant noch lebte, war unser Geschlecht groß und stark. Jetzt ist es in alle Winde verstreut, nur ich sitze noch am Herd der Väter... Ich habe eine Frau, sie heißt Wista, einen Sohn, Dobrynja, er dient in deiner Drushina."

„Dobrynja ist dein Sohn?" Der Fürst konnte sein Erstaunen nicht verbergen. „Weshalb wußte ich das nicht? Meine Mutter, die Fürstin Olga, nahm ihn an den Hof, sie schätzte ihn sehr und übertrug ihm wichtige Angelegenheiten. Als mein Sohn Wladimir geboren wurde, stellten wir ihm Dobrynja als Erzieher zur Seite. Er machte seine Sache gut, Wladimir wuchs prächtig heran. Vor kurzem, als ich Wladimir als Fürsten nach Nowgorod sandte, habe ich Dobrynja mitgeschickt. Du siehst, was für ein gutes Geschlecht ihr auch heute noch seid, Mikula!"

„Ja, unser Dobrynja ist ein guter Krieger!" sagte Mikula stolz. „Wahrscheinlich ist er nach Großvater Ant geraten."

„Vielleicht auch nach seinem Vater?"

Leise entgegnete Mikula: „Nein, Fürst. Ich bin kein Krieger, sondern ein Bauer, nicht das Schwert, ein Pflug paßt zu mir."

„Sprich nicht so", erwiderte der Fürst. „Ich habe dein Schwert gesehen. Halte es auch weiterhin so: pflüge deinen Acker, aber wenn die Stunde kommt, kämpfe..."

„Das werde ich auch, Fürst", sagte Mikula. „Sobald ich zu Hause bin, fange ich zu pflügen an... Man kann jetzt schon pflügen."

„Heißt das, wir haben den Feldzug gegen die Rhomäer nicht vergeblich gemacht?" fragte Swjatoslaw voll Unruhe.

„Weshalb fragst du mich, einen Bauern, danach?" wunderte sich Mikula.

Swjatoslaw antwortete: „Ich bin nur euer Fürst. Die Bauern sind mit mir gezogen... An ihnen ist es, zu urteilen, ob es richtig war."

Mikula sagte überzeugt: „Es war richtig. Ich gestehe dir, Fürst, als ich in die Schlacht zog, war ich nicht sicher, ob ich für eine gerechte Sache ging. Aber dann begriff ich, wären wir nicht gegangen, hätten die Rhomäer uns überfallen und vernichtet. Ich will aber weiterleben, Fürst, und will auch, daß meine Kinder leben... Ich danke dir!"

„Ich danke dir ebenfalls!" sagte Swjatoslaw.

„Und wofür?" Mikula wunderte sich.

„Dafür, daß du mit mir gezogen bist", antwortete der Fürst und setzte hinzu: „Ich danke dir für dein ganzes Geschlecht. Du hast doch nicht nur Dobrynja, nicht wahr?"

„Ich habe noch eine Tochter, Maluscha", sagte Mi-

kula, als erwache er. „Nur weiß ich nicht, wo sie sich jetzt aufhält. Dobrynja hat sie nach Kiew mitgenommen, dort soll sie an den Fürstenhof gekommen sein. Bevor wir in den Kampf zogen, suchte ich sie in Kiew und ging in die Gora. Man sagte mir, daß Maluscha nicht mehr dort sei, sondern irgendwo weit entfernt in einem Fürstendorf arbeite..."

Er verstummte plötzlich, weil er bemerkt hatte, daß Fürst Swjatoslaw sich bei seinen Worten veränderte. Er meinte, etwas Überflüssiges gesagt zu haben, zog den Kopf ein und saß unbeweglich im grauen Sand.

Swjatoslaw überraschte es nicht, daß Maluschas Vater ein Bauer, ein gewöhnlicher Krieger war. Er hatte gewußt, daß Maluscha nicht aus einem Fürsten- oder Bojarengeschlecht stammte, sondern von einfachen Menschen, die wie so viele andere auf dem Feld arbeiteten oder gegen den Feind kämpften. So hatte er sich Maluschas Vater vorgestellt.

Aber es berührte den Fürsten Swjatoslaw, zu erfahren, daß Maluschas Vater neben ihm ging und kämpfte, ohne sein Leben zu schonen. Und es drängte ihn, in dieser späten Stunde Mikula alles zu offenbaren, aber er wußte auch, das dies unmöglich war.

„Man wird sie finden", tröstete der Fürst Mikula. „Man wird sie finden, unsere Malka.— Wir haben die Zeit verplaudert, Mikula. Leg dich hin und schlaf! Morgen geht es weiter."

Fürst Swjatoslaw legte den Kopf auf den Sattel und schloß die Augen. Mikula ging einige Schritte zur Seite, streckte sich im Sand aus und war sogleich eingeschlafen. Aber Fürst Swjatoslaw fand keine Ruhe. Als er sich davon überzeugt hatte, daß Mikula schlief, setzte er sich auf und blickte lange auf ihn und die anderen Krieger, die überall am Ufer lagen. Nein, dachte er, solche Menschen können einfach nicht untergehen.

Sein ganzes Leben hatte der Fürst auf dem Pferd zugebracht. Aber gierte er wirklich nach Krieg und Blut, wie die Leute sagten? Im übrigen, wer sagte das? Die russischen Menschen jedenfalls waren nicht der Ansicht, daß Fürst Swjatoslaw leichtfertig Blut vergoß... Es waren die Rhomäer, die in die ganze Welt hinausschrien, daß Fürst Swjatoslaw grausam sei und nach ihrem Leben trachte. Und warum taten sie das? Weil sie die Rus und ihn, den Fürsten Swjatoslaw, haßten, weil sie ihn vor sich auf den Knien sehen und die russische Erde an sich reißen wollten.

Swjatoslaw stieg zum Wasser hinab und lauschte lange. Ringsum war tiefe Stille. Er beugte sich vor, nahm eine Handvoll Wasser, wusch sich die Hände und spülte einige Male das Gesicht ab. Danach war ihm leichter zumute. Dann stieg er leise, um die Krieger nicht zu wecken, auf den Steilhang, ließ den Kopf auf den Sattel sinken, streckte die Arme aus und war sogleich eingeschlafen...

Wer weiß, wie lange der Fürst geschlafen hatte, als er plötzlich von einem ungewöhnlichen Laut geweckt wurde.

An einem Ende der Insel ertönte ein furchtbarer Schrei, der sich an den Ufern und Landzungen des Unterlaufs wiederholte. Die Wasser des Dnepr schienen zu brodeln und zu lärmen.

Fürst Swjatoslaw sprang auf, da er im selben Augenblick begriff, daß die Petschenegen zur Insel geschwommen waren, das Lager umzingelt und sich auf die Wachen gestürzt hatten. Er kannte ihren Schrei, der zum Kampf rief.

Oh, ein Schlachtfeld! Schon am Tage ist es furchtbar anzusehen, wenn ein Mensch auf den anderen losgeht, wenn Blut fließt, wenn ein Leben von einer Minute zur anderen durch den Schlag eines Schwertes für immer erlischt.

Aber wie war der nächtliche Kampf auf der Grigori-Insel zu beschreiben, wo die russischen Krieger nach dem mühevollen Weg ausruhten, der Feind sie jedoch belauerte und wie ein Dieb ins Lager drang?

Es war ein ungleicher Kampf. Die Petschenegen hatten die russischen Krieger wie Habichte verfolgt. Sie wußten, wo jene anhielten und das Nachtlager aufschlugen, aber die russischen Krieger wußten nicht einmal, woher der Feind kam, sie hatten nur die schwarze Nacht vor Augen.

Es war auch deshalb ein ungleicher Kampf, weil erst ein Teil des russischen Heeres auf der Insel angekommen war, nämlich knapp zweitausend Krieger. Über den Dnepr zur Insel aber schwammen in dieser Nacht auf ihren Pferden zwei-, vielleicht dreimal soviel Petschenegen.

Trotzdem kämpften die russischen Krieger tapfer gegen den Feind. Kühn blickten sie dem Tod ins Auge.

Das Lager der Russen war eingekreist — davon zeugten die Schreie der Petschenegen, die von allen Seiten zu hören waren.

„Russische Krieger!" rief Fürst Swjatoslaw. „Stellt euch im Kreise auf, ich bin bei euch, stehen wir zusammen gegen den Feind!"

Die russischen Krieger stellten sich in der Dunkelheit Schulter an Schulter auf und verschmolzen zu einer lebenden Mauer, sie schützten sich mit den Schilden und zielten mit den scharfen Speeren.

Aber die Petschenegen drangen wütend auf das Lager des Kiewer Fürsten ein, sie hatten begriffen, daß es ihnen nicht gelungen war, in einem Überraschungsangriff alle Krieger niederzumetzeln. Vor ihnen war eine lebende Mauer emporgewachsen, und sie setzten alles daran, diese zu durchbrechen, ehe sie auf sie niederstürzte.

Um das Lager bildete sich ein Wall — hier lagen die Leichen der Petschenegen und dort die der russischen Krieger. Dieser Wall erhob sich in der Dunkelheit wie eine Grenze zwischen Leben und Tod.

Fürst Swjatoslaw kämpfte inmitten seiner Krieger. Er sah, wie furchtlos sie starben, aber er wußte, daß Kraft durch Kraft überwältigt wird — über den Dnepr schwammen immer neue Feinde auf Pferden zur Insel heran.

Noch einmal versuchte der Fürst, seine Krieger zu retten. Er wollte bis zum Morgengrauen durchhalten, vielleicht hatte bis dahin die zweite Gruppe die Insel erreicht. Swjatoslaw gab ein Zeichen, von Krieger zu Krieger wurde sein Befehl weitergegeben, und als sie sich in mehreren Reihen aufgestellt hatten, begannen sie zum Ende der Insel zurückzuweichen, wo die Felsen emporragten: Dort konnten die Petschenegen sie nur von einer Seite angreifen, nur dort konnte man durchhalten.

Es glückte dem Fürsten, die Petschenegen zu täuschen. Erst als die russischen Krieger, die sich an einer Stelle gesammelt hatten, den Ring der Petschenegen durchbrachen und, die Schilde auf die Rücken gehängt, zur Landzunge durchzubrechen begannen, begriffen die Petschenegen, daß der russische Fürst mit seinen Kriegern aus dem Ring entschlüpfte.

Zwei Drittel Werst, vielleicht auch doppelt soviel, mußten die russischen Krieger von ihrem Lager bis zu der felsigen Landzunge überwinden, aber wie mühevoll erwies sich der kurze Weg! Die Petschenegen warfen alles in den Kampf, was sie konnten, die russischen Krieger — alles, was sie noch besaßen.

Hinter dem Dnepr tagte es. Am dunklen Himmel leuchteten noch die Sterne, in dieser Stunde vor der Morgendämmerung glänzten sie heller als in der Nacht,

Am Horizont brach langsam ein graues Band durch, bald rötete es sich wie von Blut, bald wurde es rosa und verblaßte, schließlich fing es, alle Kräfte zusammennehmend, zu leuchten an.

Von den Felsen aus sah Swjatoslaw, wie die Morgenröte majestätisch hinter dem Dnepr hervorkam. Er, der Wojewode Boshdar, Mikula und noch drei junge Krieger — sechs Mann von zweitausend — hatten den Felsen erreicht. Hinter ihnen der Abgrund, vor ihnen eine Rotte Petschenegen, die mit den krummen Säbeln herumfuchtelten.

In den Strahlen der Morgensonne, die sich rundum immer breiter ergoß, entdeckte Fürst Swjatoslaw einen ihm bekannten Petschenegen. Nein, er irrte sich nicht, es war Khan Kurja.

Zorn, Kränkung und Verachtung ergriffen Swjatoslaw, er begriff, wer die Petschenegen gegen ihn geschickt hatte.

„Sag mir, du Hund", rief er vom Felsen hinab, „wieviel griechische Goldstücke hast du für unsere Seelen erhalten?"

Kurja gab Swjatoslaw keine Antwort, er war überzeugt, daß der Kiewer Fürst dieses Mal seinen Händen nicht entschlüpfte. Er befahl seinen Kriegern, zum Felsen vorzudringen.

So nahte die Todesstunde des Fürsten Swjatoslaw. Er blickte sich um. Der Felsen, auf dem sie standen, fiel steil zum Dnepr ab. Ein Schritt nur, und alles war aus.

Aber ziemte es sich für einen Fürsten der Rus — und sei es im schrecklichsten Augenblick —, Hand an sich zu legen? Der Tod im Kampf war ein ehrenhafter Tod, ein Selbstmörder jedoch ein Feigling, den nach dem Glauben der russischen Menschen ewige Verdammnis und Schande erwarten.

Fürst Swjatoslaw wechselte einen Blick mit dem

Wojewoden Boshdar, mit Mikula, den anderen Kriegern, und er sah in ihren Augen, daß sie dachten wie er. Wenn schon der Tod, so im Kampf.

Mit dem Schwert in der Hand ging Swjatoslaw vorwärts. Sechs Männer rückten gegen Hunderte von Feinden vor, aber sie fürchteten sie nicht.

In dieser ihrer letzten Stunde kämpften alle wie nie zuvor.

Es fiel der Wojewode Boshdar, es fielen die drei jungen Krieger, es fiel Mikula. Swjatoslaw blieb allein zurück.

Aber auch allein ging er noch vor, mit dem Schwert in der Rechten, dem Schild in der Linken. Ein Petschenege sprang auf ihn zu und durchschlug ihm den linken Arm. Fürst Swjatoslaw ließ den Schild fallen, aber ihm blieb noch das Schwert. Pfeile drangen in seine Brust, aber er schritt weiter.

Nur einen Augenblick stockte Fürst Swjatoslaw. Er stand da, den Kopf hoch erhoben, und blickte mit weit geöffneten Augen in die Ferne... Dort, auf dem Dnepr, erblickte er Schiffe. Oh, wenn die Krieger, die an den Rudern saßen, wüßten, was auf der Insel geschah...

Noch einen Schritt tat der Fürst vorwärts, da stürzte er zur Erde wie ein zerbrochener Speer.

So starb der Kiewer Fürst Swjatoslaw.

Sein Tod war so erhaben, daß sogar die Petschenegen innehielten.

Aber plötzlich ertönte wie ein Alarmsignal der Schrei: „Schiffe... Schiffe!.."

Alle blickten zum Unterlauf des Flusses. Dann verließen sie eilig den Felsen und rannten, über die Leichen setzend, zum Ufer, wo ihre Pferde weideten. Die Petschenegen saßen auf und stürzten sich ins Wasser, um möglichst schnell den Dnepr durchschwimmen und in die Steppe fliehen zu können.

Auf dem breiten Fluß hoben sich die Schiffe der russischen Krieger vor dem Hintergrund ab, es war, als hingen sie zwischen Himmel und Wasser.

Mikula, am Kopf verwundet, den ganzen Körper zerschlagen, lag auf dem Felsen, außerstande, sich zu erheben, und sah, was ringsum geschah.

Man erwies dem Fürsten Swjatoslaw nach russischem Gesetz die letzte Ehre.

Die Krieger zogen sein Schiff auf den hohen Steilhang zu der heiligen Eiche, wo gewöhnlich Opfer gebracht wurden, sie bestreuten es mit Gras und schmückten es mit Blumen. Auf dem Bug richteten sie einen Sessel ähnlich einem Fürstenthron her, breiteten purpurrote Teppiche darüber, legten den Leichnam des Fürsten darauf und bedeckten ihn mit der Fahne.

Alle wußten und verstanden, Swjatoslaw lebte nicht mehr. In dem Schiff lag alles, was von ihm geblieben war. Aber Fürst Swjatoslaw war nicht tot, er segelte mit seinem Schiff in den Himmel und versank in einer anderen Welt, einer sorglosen, frohen, in der Peruns Gärten blühten und schöne Jungfrauen lebten. Es war ein schwerer und langer Weg. Vielleicht mußte Fürst Swjatoslaw auf einem Pferd zwischen Felsen dahinjagen, die nur für einen Augenblick auseinanderwichen, vielleicht hatte er mit bösen Geistern zu kämpfen oder himmlische Flüsse zu überqueren und den Fährmann für die Überfahrt zu bezahlen. Ja, und schließlich mußte er essen und trinken.

Sie stellten mit Getreide, Öl und Wein gefüllte Krüge in das Schiff und töteten sein Lieblingspferd. Der Priester schlug einem weißen Hahn den Kopf ab und besprengte mit seinem Blut die Planken. Die Krieger schlugen indessen mit den Streitäxten trockenes Holz und schafften es auf das Schiff.

Über der Insel erklang Trauergesang.

Der Priester entzündete mit einem langen brennenden Holzscheit das zusammengetragene Holz, und Feuerschlangen züngelten empor. Den Boden des Schiffes und die Bordwände umhüllte eine Rauchwolke, aus der sich hier und dort spitze Flammenzungen loszureißen versuchten... Rauch stieg über der Insel auf und wälzte sich in Schwaden über den Dnepr.

„Ehre! Ehre dem Fürsten Swjatoslaw!" hallten die Stimmen.

Es war ein eindrucksvoller Augenblick. Der Rauch verwehte, und bald stand das ganze Schiff in Flammen. Es verließ die Erde und schwamm in die Weiten eines himmlischen Meeres hinaus...

„Ehre! Ehre dem Fürsten Swjatoslaw!"

Und wie zu Beginn eines Kampfes schlugen die Krieger mit den Schwertern gegen die Schilde, mit den Speeren gegen die Streitäxte. Sie bliesen die Hirtenflöten, schlugen die Tamburins und Trommeln. Vielen von denen, die auf das Schiff blickten, schien es, als erhebe sich Fürst Swjatoslaw, als stünde er im Schiff und führte es in unendliche Weiten.

Auf dem Felsen aber lag der Krieger Mikula mit einer tiefen Wunde am Kopf und weinte.

Mit großem Ruhm kehrte Kaiser Johannes nach Konstantinopel zurück. Er selbst hatte dafür Sorge getragen, diesen zu verkünden. Die zerschlagenen Legionen von Johannes Tzimiskes standen noch bei Dorostolon, da jagten schon Eilboten mit der Meldung nach Konstantinopel, daß das Heer des Imperiums die Russen geschlagen und ihren Fürsten gezwungen hätte, einen schmachvollen Frieden mit Byzanz zu schließen.

Unter dem feierlichen Gesang der Chöre übergab der Patriarch dem Kaiser ein kostbares Zepter und eine

goldene Krone. Angehörige einer der vier Parteien des Hippodroms boten Johannes diensteifrig die Rücken dar, als er vom Pferd stieg.

Am Ufer des Goldenen Horns stand schon ein mit vier Pferden bespannter, mit Samt ausgeschlagener und mit Edelsteinen geschmückter Wagen bereit, und seine Anhänger hielten den Weg von der Menge frei, damit der Kaiser ihn besteigen konnte.

Aber Johannes Tzimiskes setzte sich nicht in den Wagen, in dem ihn keiner sehen konnte. Er befahl, eine kostbare Ikone der Muttergottes, die er aus Preslaw abtransportiert hatte, und die Kronen der bulgarischen Könige auf den Wagen zu stellen. Er selbst aber sprang, nachdem er die goldene Krone aufgesetzt und das Zepter genommen hatte, auf sein Pferd.

So ritt er auch in die Stadt ein, mit der Krone auf dem Haupt, dem Zepter in der Hand und dem Purpurmantel auf den Schultern.

Der Kaiser betrat den Goldenen Saal, setzte sich auf den Thron, blickte auf die Menge der Versammelten und gab dem Zeremonienmeister ein Zeichen. Danach führten sie Boris, den König von Bulgarien, in den Saal.

Tausende von Augen hefteten sich an ihn. Erst jetzt begriff der König, weshalb ihm der Kaiser, als er Preslaw verließ, zu folgen befahl, weshalb man ihn in einer geschlossenen Kutsche fuhr und so lange im Flur des Goldenen Saales zu warten zwang, zum Gelächter und zum Spott der Würdenträger.

Aber dem feigen König blieb noch ein Funken Hoffnung, und auf ein Zeichen des Zeremonienmeisters hin schritt er vorwärts, auf den Thron des Kaisers zu. Es war ein schrecklicher Augenblick! Der Kaiser, die Gesandten, angesehene Ausländer, alle Anwesenden verfolgten jede seiner Bewegungen. König Boris fürchtete zu stolpern. Er wäre sicher auch gestürzt, wenn

ihm der Zeremonienmeister nicht ein Zeichen gegeben hätte, vor dem Thron des Kaisers niederzuknien.

„Weshalb trägst du einen Purpurmantel und rote Sandalen?“ erklang da die Stimme des Kaisers.

Schon stürzten einige Kammerherren zu ihm und rissen seinen Purpurmantel herunter, zogen ihm die Sandalen aus. Derart entblößt war Boris schon kein König mehr, sondern der Allerniedrigste von allen hier im Saal.

Aber das reichte dem Kaiser der Rhomäer noch nicht. Er wollte, daß man nicht nur im Goldenen Saal, sondern in ganz Konstantinopel, in der ganzen Welt über König Boris und folglich auch über Bulgarien spottete.

„Im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes“, sagte Tzimiskes, „und der Macht, die mir von Gott gegeben, weihe ich dich zum Magister...“

Bleich und verwirrt stand der Magister Boris vor dem Thron des Kaisers. Er wußte nichts Besseres, als auf die Knie zu fallen und die rote Sandale des Kaisers zu küssen, die nach Staub roch. Von nun an war er selbst Staub!

Im Spätherbst des Jahres 976 schlug Kaiser Johannes Tzimiskes, aus Syrien in die Hauptstadt des Imperiums zurückkehrend, in einem Tal in der Nähe des Berges Olymp sein Nachtlager auf, im Hause des Patriziers Romanos. Es war schon nicht mehr jener Johannes, der mit den Unsterblichen in die Rhodopen marschiert war, monatelang vor den Mauern von Dorostolon gestanden, an der Donau mit dem Fürsten Swjatoslaw gesprochen hatte und ruhmbedeckt nach Konstantinopel zurückgekehrt war.

Bulgarien war besiegt, aber das Volk Bulgariens konnte er nicht auf die Knie zwingen. In einer Hälfte des Landes herrschten die Feinde des Imperiums, die

Familie Schischman. Aber auch in der anderen Hälfte, die von Byzanz unterworfen war, gab es bald hier, bald dort Aufstände. Doch nicht nur im Osten war es unruhig — Aufstände und Verschwörungen brausten durch das ganze Imperium, durch Asien und viele Städte und Länder am Mittelmeer.

Kaiser Johannes fand keine Ruhe, ihm war, als brenne die Erde unter seinen Füßen, als sei die ganze Welt gegen ihn.

Er irrte nicht. Im Verlauf seines Lebens war er den Völkern ein Feind geworden, und jetzt erntete er nur, was er gesät hatte. Der wahnsinnige Kaiser wollte die Welt unterwerfen, und jetzt rächte sich die Welt an ihm. Auf dem Unglück anderer wollte er das eigene Glück errichten, aber das Glück hatte sich schon längst von ihm abgewandt.

Jetzt kehrte er aus dem fernen Syrien nach Konstantinopel zurück.

Der Patrizier Romanos war dem Kaiser durch vielerlei verpflichtet, er empfing ihn und seine Feldherren würdig und mit großer Freigebigkeit.

Aber während des üppigen Abendessens geschah etwas Ungewöhnliches und Schreckliches: Nach Sonnenuntergang erschien im Norden ein leuchtender Stern mit einem blendenden weißen Schweif, der einem Pferdeschwanz ähnelte und sich himmelwärts hob. Es sah aus, als ob aus dem Stern blutrote Speere hervorragten.

Kaiser Johannes wandte sich entsetzt an seinen Ersten Minister Basileios: „Minister! Sage nur, was bedeutet das?"

Der Minister Basileios hielt mit der Antwort nicht zurück. Wie oft hatten sich die Kaiser von Byzanz mit schwierigen Fragen an ihn gewandt. Wie immer gab er auch jetzt dem Kaiser eine prompte Antwort, wobei der Widerschein des Sterns sein Gesicht beleuchtete.

„O Herrscher! Diese blutroten Speere sind deine Feinde. Hoch über ihnen hängt dein Stern, und sein Schweif steht für unsere Macht, die Legionen. Du wirst siegen, Imperator!"

Die Antwort befriedigte den betrunkenen Herrscher. Er legte sich hin, konnte aber nicht einschlafen. Er rief Basileios und befahl ihm, einen Becher mit Wein zu füllen. Der Minister goß den Wein ein und warf das Giftfläschchen zu Boden, welches er schon lange bei sich trug.

Es war leer.

„Trinke, Imperator, und du wirst ruhig schlafen können!" sagte er.

Johannes leerte den Pokal bis auf den letzten Tropfen und fiel tatsächlich in einen tiefen Schlaf.

Vor dem Morgengrauen erwachte er durch einen entsetzlichen Schmerz im Leib, in der Brust und im Herzen.

„Minister!" rief er. „Was ist mit mir? Ich sterbe..."

Basileios stand lange mit einem Leuchter in der Hand am Bett des Kaisers und blickte mit zusammengekniffenen Augen in sein bleiches, schmerzverzogenes Gesicht...

In Nowgorod ertönte die Glocke, und durch die engen Gassen eilten von allen Seiten Männer, Frauen und Kinder zum Platz am Wolchow. Vom Fluß her wehte ein frischer Wind, dort lagen Kähne, Fischerboote und Langschiffe vor Anker. Die Krieger und Fischer, die auf diesen Schiffen standen, hätten nichts dagegen einzuwenden gehabt, dort auf dem Platz zu sein, wo die Glocke läutete. Aber die anrollenden Wellen ließen es nicht zu.

Sie sahen nur, wie die Leute von allen Seiten der Stadt zum Platz strömten, die Streitäxte hoch erhoben.

Die Drushina kam... Dann erschien der Nowgoroder Fürst Wladimir, an seiner rechten Seite der Wojewode Dobrynja, an seiner linken der Heerführer Michalo.

Fürst Wladimir stieg auf ein hohes Podest und nahm die Mütze ab. Der Wind vom Wolchow wirbelte seine langen, hellbraunen Haare durcheinander, er bauschte den Rockschoß des dunklen Samtgewandes, das mit einem Lederriemen umgürtet war, an dem ein kostbares Schwert hing.

„Männer von Nowgorod", begann Fürst Wladimir, wobei er den rechten Arm hob, in der Hand seine Fürstenmütze haltend, „meine Väter und Brüder! Ich habe euch zur Volksversammlung gerufen, um euch mitzuteilen, daß es bei uns in der Rus unruhig ist, daß in der Stadt Kiew Zwietracht herrscht..."

Der Wind pfiff und brüllte.

„Nowgoroder Männer! Eine schwere Zeit ist für die Rus angebrochen, denn Fürst Jaropolk hat seinen Bruder Oleg getötet und zieht gegen die Länder der Rus. Was sollen wir tun, Männer?"

Einen Augenblick lag Stille über dem Platz am Wolchow, alle beschäftigte die Nachricht, die Fürst Wladimir soeben verbreitet hatte. Aber dann schallten von allen Seiten erregte Stimmen herüber: „Wir dulden in der Rus keine Zwietracht, Fürst! Wir werden für unser Land kämpfen! Rufe die flußabwärts gelegenen Länder auf, wir werden gegen den Mörder des Fürsten ziehen, wir werden für die Rus einstehen!"

Über der Menge blitzten Streitäxte, Mützen wurden geschwungen, dunkle, verarbeitete Hände hoben sich.

„Führe uns, Fürst! Wir kämpfen für die Rus!"

Anmerkungen

8 Perun — Heidnischer Gott des Donners, Blitzes und Regens, Hauptgott baltisch-slawischer Stämme, Schutzgott des Fürsten und der Drushina.

Wolos — Gott des Reichtums, Handels und der Viehzucht bei den Ostslawen.

Rosheniza — (russ. „Gebärerin") Schutzgöttin der Frauen.

12 Kurgan — Hügelgrab in der Steppe.

13 Igor — Russischer Fürst (913—945), wahrscheinlich Sohn des Warägerfürsten Rjurik. Seine Regierungszeit stand im Zeichen kriegerischer Auseinandersetzungen mit Byzanz (Feldzüge 941 und 944) und nomadisierenden Turkvölkern. Nach langem Ringen unterwarf er die Tiwerzen und Ulitschen und wurde von den Drewljanen erschlagen, als er von ihnen den erhöhten Tribut einziehen wollte. Seine Frau Olga folgte ihm auf dem Thron (bis 969) und bemühte sich um eine innere Festigung des Herrschaftsbereiches.

28 Gora — ein Stadtteil von Kiew, in dem sich der Fürstensitz und Häuser von Bojaren und Drushinniki befanden sowie ein großer Teil von Kiewern wohnte.

Podol — Handels- und Handwerkerstadtteil in Kiew.

34 Drushina — Abteilung von kriegerischen Gefolgsleuten, die in Friedenszeiten am Hofe des Herrschers lebten und aus denen sich nach und nach das Heeresaufgebot des Landes entwickelte. Die Drushinniki (Gefolgsleute) und ihr Fürst waren eng aufeinander angewiesen.

Dikoje Polje — (russ. „Wildes Feld") Gebiet im Süden Rußlands zwischen Don und Dnestr, in dem die nomadisierenden Horden lebten.

38 Zargrad — (russ. „Kaiserstadt") Bis zum 17. Jh. in Rußland geläufige Bezeichnung Konstantinopels, des heutigen Istanbul.

40 Waräger — In altrussischen und byzantinischen Quellen Bezeichnung für die Wikinger, nordische Seeräuber, Krieger und Händler, die ihre Fahrten von der Ostsee bis zum Schwarzen und zum Kaspischen Meer ausdehnten. Im 9. Jh. wurden sie an einzelnen Orten der Kiewer Rus seßhaft, besonders am Ladogasee und im Gebiet um Kiew. Sie gingen bald in der russischen Bevölkerung auf und übernahmen deren Sprache

und Kultur. Die von reaktionären Historikern verbreitete pseudowissenschaftliche Theorie, daß die Waräger die Begründer des russischen Staates seien, stützt sich hauptsächlich auf legendäre Überlieferungen der Nestorchronik.

43 Ki, Stschek, Choriw — Der Sage nach herrschten die drei Brüder in der Mitte des 5. Jh. über die Poljanen. Zu Ehren des ältesten Bruders Ki bauten sie eine Burg und gaben ihr den Namen Kiew.

Oleg — Der Warägerfürst Oleg (879—912 oder 913) taucht in verschiedenen Quellen als der erste bedeutende Herrscher in der Rus auf. Er übernahm für Rjuriks minderjährigen Sohn Igor die Herrschaft, verlegte seine Residenz von Nowgorod nach Kiew und vereinigte Nord- und Südrußland. 907 zog er gegen Konstantinopel und nötigte den Byzantinern einen Vertrag auf, in dem sie sich zu Tributzahlungen verpflichteten.

76 Possadnik — Vom Fürsten eingesetztes Oberhaupt eines Ortes.

Griwna — Altrussische Geldeinheit; ein Silber-, seltener ein Goldbarren.

79 Dashd-Bog — Gott der Sonne und der Fruchtbarkeit.

93 Die griechischen Kaiser — Gemeint sind Konstantin VII. Porphyrogennetos (912—959) und sein Sohn Romanos II., der seinem Vater in der Regierung folgte und 963 angeblich von seiner Gemahlin Theophano vergiftet wurde.

96 Samum — Wüstensturm in Vorderasien und Nordafrika.

99 Drachmen, Dirheme und Denare — Altgriechische Silbermünzen, Silbermünzen in islamischen Ländern sowie Silbermünzen, die vom 8. bis zum 13. Jh. in den meisten europäischen Ländern die vorherrschende Geldeinheit waren.

Kunas und Resanas — Das erste Silbergeld in der Rus.

104 Plinius — Gajus Secundus Plinius der Ältere (29—79), römischer Schriftsteller, Gelehrter sowie Staatsmann und Heerführer.

Skythen — Im Altertum Nomadenvölker, die nördlich und östlich des Schwarzen Meeres lebten und dann im 3. Jh. v. u. Z. bis 3. Jh. u. Z. von Sarmaten und Goten unterworfen wurden.

Anten und Sklavinen — Die Anten, im 4.—7. Jh. ein starker Stammesbund in Osteuropa, bildeten in der Frühgeschichte den Kern der Ostslawen. Die Sklavinen lebten im 6. Jh. an der mittleren und unteren Donau sowie im westlichen Karpatengebiet.

105 Rhomäer — Bezeichnung, die sich die Bewohner des Byzantinischen Reiches als griechisch sprechende und christliche Römer gaben.

106 Kyrill und Method — Die Brüder Kyrillos (um 827—869) und Methodios (um 815—885) haben als christliche Gelehrte das slawische Alphabet und die slawobulgarische Literatur begründet und sich für eine selbständige slawische Kirche und Kultur eingesetzt.

Simeon — Simeon I. (893—927), bedeutendster Herrscher des ersten Bulgarenreiches, führte erfolgreiche Kriege gegen das Byzantinische Reich und eroberte den größten Teil der Balkanhalbinsel. Unter seiner Regierung kam auch die altbulgarische Literatur zur Blüte.

107 Michael II., der Stammler — Kaiser von Byzanz (820—829). Unter ihm war das Reich von innen durch den Aufstand des Thronprätendenten Thomas und von außen durch die Araber bedroht.

Michael III. — Kaiser von Byzanz (842—867), Enkel von Michael II. Während seiner Regierungszeit bedrohten Araber und Waräger das Reich. Er wurde auf Veranlassung seines Günstlings Basileios getötet.

Basileios I. — Kaiser von Byzanz (867—886), ursprünglich ein thrakischer Bauer, der sich seinen Lebensunterhalt durch das Zähmen von Pferden und durch Faustkämpfe verdiente. Er begründete als Offizier die makedonische Dynastie, unter der das Reich seine größte Macht und geographisch seine größte Ausdehnung erlangte.

Konstantin VI. — Kaiser von Byzanz (780—797). Die Regierung wurde hauptsächlich durch seine Mutter, die Kaiserin Irene, ausgeübt.

Leon VI. — Kaiser von Byzanz (886—912), Sohn von Basileios I. Betätigte sich auch als Schriftsteller, bekam den Beinamen der Weise.

Christophoros — Schwager und mitregierender Kaiser (919 bis 931) von Konstantin VII.

108 Griechisches Feuer — Dickflüssiger Feuersatz, der bis ins 13. Jh. vorwiegend als Seekampfmittel verwendet wurde. Die noch vor Beginn der Zeitrechnung von den Griechen erfundene Mischung aus Schwefel, Werg, Kienspan, gebranntem Kalk, Erdöl u. a. wurde aufs Wasser gespritzt und brannte dort weiter.

110 Hagia Sophia — (griech. „Heilige Weisheit") Name der größten Kirche in Konstantinopel, die 533—537 der heiligen Weisheit Gottes zu Ehren erbaut wurde.

Konstantin der Große — Konstantin I., römischer Kaiser

(306—337). Auf seine Veranlassung wurde die Kaiserresidenz von Rom nach Byzanz verlegt, das 330 als Konstantinopel eingeweiht wurde.

Theodosios I. — Römischer Kaiser (379—395). Er vereinigte das gesamte Römerreich letztmalig unter einheitlicher Herrschaft. Die Kirche gab ihm den Beinamen der Große.

Theodosios II. — Kaiser von Byzanz (408—450), dessen Schwester Pulcheria die Regierungsgeschäfte führte.

Heraklios — Kaiser von Byzanz (610—641), rettete das Byzantinische Reich vor dem Untergang, als es zu Beginn des 7. Jh. von den Awaren, Persern und Arabern bedroht wurde.

Theophilos — Kaiser von Byzanz (829—842).

112 Eparch — Statthalter einer byzantinischen Provinz.

Solotnik — Goldmünze im alten Rußland.

123 Horologia — Uhrensaal im Großen Palast, der sich an den Tempel der heiligen Sophie anschließt.

124 Chlamys — Mantel der griechischen Epheben, Fußsoldaten und Reiter, der aus einem großen quadratischen Wolltuch gefertigt wird.

129 Justinian — Justinian I., Kaiser von Byzanz (527—565), der kirchliche und weltliche Prachtbauten wie die Hagia Sophia errichten ließ.

Apsis — In der Baukunst halbrunder, meist mit einer Halbkuppel überwölbter Raum.

Triklinium — Bei den Römern das Speisezimmer, besonders die drei Speisesofas, auf denen sich je drei Personen lagern konnten.

Hippodrom — Im Oströmischen Reich die Arena für Wagen- und Pferderennen.

146 Kupalo — Kultgestalt, die in der Kiewer Rus anläßlich der Sommersonnenwende oder am Vorabend des Johannistages mit heidnischen Volksbräuchen gefeiert wurde.

152 Koljada — Kultgestalt, die zur Wintersonnenwende verehrt wurde; alter Weihnachtsbrauch mit Gesang und Einsammeln von Geschenken.

172 Pentakuwiklia des Heiligen Paulus — Teil vom Kaiserpalast.

174 Tanais — Alte Bezeichnung für den Don.

183 Konstantin IV., der Bärtige — Kaiser von Byzanz (668—685), konnte nicht verhindern, daß die Bulgaren 679 im alten Mösien an der unteren Donau ein eigenes Reich gründeten.

Konstantin V. Kopronymos — Kaiser von Byzanz (741—775).

Nikephoros I. — Kaiser von Byzanz (802—811).

Khan Krum — Bulgarischer Herrscher (802—814), erließ eine

Reihe von Gesetzen, die der Festigung der Feudalordnung und besonders des feudalen Eigentums dienten.

185 Parakimomen — Erster Minister.

188 Bogomilen — (slaw. „Gottesfreunde") Anhänger einer Sekte in Thrakien, Makedonien, Bulgarien und Kleinasien, im 10. Jh. von dem Popen Bogomil gegründet. Bis ins 11. Jh. mit den Bauern eng verbunden, standen die Bogomilen der Kirche, dem Staat und dem Reichtum ablehnend gegenüber, traten für die urchristliche Armut ein und glaubten an die Existenz eines guten und eines bösen Gottes (Dualismus).

248 Nikephoros — Nikephoros II. Phokas, Kaiser von Byzanz (963—969). Zeichnete sich unter den Kaisern Konstantin VII. und Romanos II. als tapferer Feldherr aus, eroberte 961 Kreta zurück. Heiratete Theophano, die Witwe seines Vorgängers Romanos, fiel einer Verschwörung zum Opfer, an der auch seine Gemahlin beteiligt gewesen sein soll.

253 Boristhenes — Griechische Bezeichnung für den Dnepr.

307 Liman — Bezeichnung für lagunenartige Strandseen am Schwarzen Meer.

312 Pontos — (griech.) Meer.

324 Johannes Tzimiskes — Kaiser von Byzanz (969—976), Feldherr des Kaisers Nikephoros, an dessen Ermordung er gemeinsam mit der Kaiserin Theophano maßgeblich beteiligt war. Unterwarf 971 das ostbulgarische Reich.

330 Otto — Otto I., der Große, deutscher König und Kaiser (936—973). Erwirkte auf seinem dritten Italienzug (967—971) von Johannes Tzimiskes nach mehreren Kriegen die Anerkennung als weltliches Oberhaupt des Abendlandes.

331 Athosberg — Berg auf der Südspitze der gleichnamigen griechischen Halbinsel, auf dem sich im 8. Jh. Anachoreten, in der Einsamkeit lebende Mönche, ansiedelten.

333 Omurtag — Bulgarischer Herrscher (814—831), unter dem sich das Land nach Westen und Nordwesten ausdehnte.

443 Hopliten — Bei den alten Griechen die schwerbewaffneten Fußtruppen.

501 Kleiner — Tzimiskes (armen.).

504 Konunge — Warägerfürsten in Skandinavien.

559 Wladimir — Wladimir der Heilige, Kiewer Großfürst (980 bis 1015), Sohn des Swjatoslaw. Zog 980 an der Spitze eines russisch-warägischen Heeres in Kiew ein und stürzte seinen Bruder Jaropolk (973—980). Unter seiner Regentschaft kam die Kiewer Rus zur Blüte. Er ließ sich 987 und die gesamte Rus 988 taufen und heiratete die byzantinische Prinzessin Anna.

Anhänger. Swjatoslaw und seinen Vorgängern, den Fürsten Oleg und Igor sowie dessen Frau, der willensstarken Großfürstin Olga, war es gelungen, die vielen Slawenstämme in diesem Gebiet unter dem Banner Kiews zu vereinigen. Doch einer friedvollen Entwicklung im Lande werden immer wieder Steine in den Weg gelegt. Vom Osten her bedrohen die Petschenegen die Rus, vom Süden die bulgarischen Bojaren, die sich dem mächtigen byzantinischen Reich bedingungslos unterordnen. Als alle Friedensbemühungen gescheitert sind, bietet Swjatoslaw zwanzigtausend Krieger auf und segelt mit ihnen auf dem Dnepr gen Süden.

Der ukrainische Schriftsteller Semen Skljarenko (1901 bis 1962) gestaltet in seinem von den alten Heldenepen inspirierten handlungsreichen Roman eine Epoche der russischen Geschichte, die überaus aufschlußreich ist für das Verständnis der historischen Entwicklung Rußlands im Mittelalter.

3 крб. 40 к.


VdN